



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

35. JAHRGANG, SEPTEMBER 1999, HEFT 3

SEBASTIAN PRÜFER:

**Ethischer Sozialismus vor 1890. Der Arzt und
Sozialdemokrat Carl Boruttau (1837–1873)**

KARL HEINRICH POHL:

**Joseph Wirth (1879–1956). Überlegungen zu
seiner Biographie**

GERD-RAINER HORN:

**Labor history in Nordamerika. Eine Zustands-
beschreibung**

HERMANN WEBER:

**Gewalt und Terror in kommunistischen
Diktaturen**

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHT • NEUE LITERATUR**

humanismus aktuell

Zeitschrift für Kultur und Weltanschauung

Heft 1, 9/97: **Konjunktur für Weltanschauungen?**

Heft 2, 3/98: **Feste und Feiern**

Heft 3, 9/98: **Humanistische Sozialarbeit**

Humanismus als Kulturbewegung; Säkulare Dienstleistungen; Grundsätze humanistischer Sozialarbeit; Non-Profit-Organisationen; Angst und Angstverarbeitung; Sexualpolitik; Politische Religionen

Heft 4, 3/99: **Apokalyptik und Weltuntergang**

Apokalyptik; Religiöse Endzeiterwartungen; Ein Weltall für den Menschen; Neuheidentum; Religionsunterricht, LER und Ethik

Heft 5, 12/99: **Geschlechterbeziehungen (geplant)**

Privates und Politisches in der Geschlechterfrage; Zur Frau gemacht – als Frau geboren? Christliche Grundlagen der Menschenrechte? Religionsunterricht, LER und Ethik; Humanistisches Manifest III

Sonderheft 1: **Peter Schulz-Hageleit: Lebensstrom und Rationalität. Ein Essay über Humanismus in Zeiten des Krieges**

Sonderheft 2: **„Dem Leben selbst Wert geben“. Berliner Tagung der Humanistischen Akademie zur Werteerziehung und zum Fach Lebenskunde vom 5. bis 7. Mai 1999**

120 Seiten · Einzelpreis 14,- DM (plus Versandkosten) · für Abonnenten 11,50 DM (plus Versandkosten) · 2 Hefte jährlich · immer mit großem Rezensionsteil · Sonderheft 2 Einzelpreis 19,50 DM (plus Versandkosten) · für Abonnenten 15,- DM (plus Versandkosten)

Redaktions- und Bestelladresse:

Humanistische Akademie, Wallstraße 65, 10179 Berlin, Tel. (030) 61 39 04-0,
eMail hvd-berlin@humanismus.de



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/99

SEBASTIAN PRÜFER: Ethischer Sozialismus vor 1890. Der Arzt und Sozialdemokrat Carl Boruttau (1837–1873)	327
KARL HEINRICH POHL: Joseph Wirth (1879–1956). Überlegungen zu seiner Biographie	349
GERD-RAINER HORN: Labor history in Nordamerika. Eine Zustandsbeschreibung	362
HERMANN WEBER: Gewalt und Terror in kommunistischen Diktaturen	374
HENRYK SKRZYPCZAK: Menschewiki im Abseits. Ein wichtiges Buch zu einer gewichtigeren Sache	388
HANNA PAPANEEK: Hatte Alexander Stein eine „bolschewistische Vergangenheit“? Fragen zur Quellenlage in der Frühzeit der Menschewiki	394
WLADISLAW HEDELER: Von Friedhöfen und Zeitungen. Russische Veröffentlichungen über Georgi Plechanov und die Menschewiki	400
DÖRTE PUTENSEN: Lokales und Internationales. Dimensionen in der nordischen Arbeiterbewegung. 10. Nordische Konferenz zur Arbeitergeschichte, Turku, 3. bis 5. September 1999.	411
FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN	
zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (118). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	415
NEUE LITERATUR	
Harvey Klehr, John Earl Haynes und Fridrikh Igorevich Firsov, <i>The Secret World of American Communism</i> , New Haven und London 1995;	
Harvey Klehr, John Earl Haynes und Kyrill M. Anderson, <i>The Soviet World of American Communism</i> , New Haven und London 1998 (<i>Reiner Tosstorff</i>)	427
Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjul'panov. Hrsg. von Bernd Bonwetsch, Gennadij Bordjugov, Norman M. Naimark. Bearb. von Bernd Bonwetsch u. a., Bonn 1998 (<i>Jan Foitzik</i>)	429

Die Revolution 1848/49 in Brandenburg. Eine Quellensammlung. Bearb. von Gebhard Falk, Frankfurt a. M. 1998 (<i>Volker Klemm</i>)	431
Zwangsarbeit in der Provinz Brandenburg 1939 bis 1945. Spezialinventar der Quellen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam. Bearb. von Frank Schmidt, Frankfurt a. M. u. a. 1998 (<i>Rolf Schmollinger</i>)	432
Michael Löwy, Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Eine Wahlverwandtschaft, Berlin 1997 (<i>Richard Saage</i>)	434
The Ideas of Victor Serge. A life as a work of art. Hrsg. von Susan Weissman, Glasgow 1997 (<i>Reiner Tosstorff</i>)	435
Rolf Richter, Willi Bredel. Ein deutscher Weg im 20. Jahrhundert, Rostock 1998 (<i>Werner Jung</i>)	436
Benny Heumann, Benny Heumann: Jahrgang 1907. Ein politischer Architekt, Berlin 1997 (<i>Peter Erler</i>)	437
Annelies Laschitzka, Im Lebensrausch, trotz alledem: Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Berlin 1996 (<i>Helmut Trotnow</i>)	439
Ulrich Sellier, Die Arbeiterschutzgesetzgebung im 19. Jahrhundert. Das Ringen zwischen christlich-sozialer Ursprungsidee, politischen Widerständen und kaiserlicher Gesetzgebung, Paderborn u. a. 1998 (<i>Axel Kellmann</i>)	441
Gewerbefleiß. Handwerk, Klein- und Mittelbetriebe seit 1850. Bearb. von Dorothea Schmidt, Bremen 1997 (<i>Toni Offermann</i>)	442
Eric Friedler, Makkabi chai – Makkabi lebt. Die jüdische Sportbewegung in Deutschland 1898–1998, Wien und München 1998 (<i>Philipp Springer</i>)	443
Hans-Joachim Krusch, Linksregierungen im Visier. Reichsexekutive 1923, Schkeuditz 1999 (<i>Karsten Rudolph</i>)	444
Cordula Ludwig, Korruption und Nationalsozialismus in Berlin 1924–1934, Frankfurt a. M. u. a. 1998 (<i>Otmar Jung</i>)	445
Herbert Schmidt, „Beabsichtige ich die Todesstrafe zu beantragen“. Die nationalsozialistische Sondergerichtsbarkeit im Oberlandesgerichtsbezirk Düsseldorf 1933 bis 1945, Essen 1998 (<i>Dietmar Simon</i>)	447
Andreas Ruppert und Hansjörg Riechert, Herrschaft und Akzeptanz. Der Nationalsozialismus in Lippe während der Kriegsjahre. Analyse und Dokumentation, Opladen 1998 (<i>Michael Zimmermann</i>)	448
Republik im Niemandsland. Ein Schwarzenberg-Lesebuch. Hrsg. von Jochen Černý, Schkeuditz 1997 (<i>Knut Bergbauer</i>)	449
Unter Vorbehalt. Rückkehr aus der Emigration nach 1945. Hrsg. vom Verein EL-DE-Haus Köln und bearb. von Wolfgang Blaschke, Karola Fings und Cordula Lissner, Köln 1997 (<i>Michael F. Scholz</i>)	452
Hans-Rainer Engelberth, Gewerkschaften auf dem Lande. Gewerkschaftsbund und Industriegewerkschaft Metall 1945–1971. Vergleichende historische Untersuchung über einen DGB-Kreis mit Verwaltungsstelle der IG Metall (Oberbergischer Landkreis) und einen DGB-Kreis ohne Verwaltungsstellen der Einzelgewerkschaften (Landkreise Euskirchen und Schleiden) Frankfurt a. M. 1997 (<i>Kurt Schilde</i>)	452
Die Anatomie der Parteizentrale. Die KPD/SED auf dem Weg zur Macht. Hrsg. von Manfred Wilke, Berlin 1998 (<i>Jan Foitzik</i>)	454
Wolfgang Kießling, „Leistner ist Mielke“. Schatten einer gefälschten Biographie, Berlin 1998 (<i>Michael F. Scholz</i>)	457

Helmut Altrichter, Rußland 1917. Ein Land auf der Suche nach sich selbst, Paderborn u. a. 1997 (<i>Ralf Zwengel</i>)	458
Axel Körner, Das Lied von einer anderen Welt. Kulturelle Praxis im französischen und deutschen Arbeitermilieu 1840–1890, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Inge Lammel</i>)	459
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE	461
WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNG	464
PROJEKTFRAGEBOGEN	465

Die IWK im Internet

Die IWK ist jetzt auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite <http://www.hth-berlin.de/iwk/> finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie jetzt auch per E-mail an unsere Adresse iwk@hth-berlin.de schicken.

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Wladislaw Hedeler, Dr. phil., Florastr. 20, D-13187 Berlin

Gerd-Rainer Horn, Ph. D., Prof., Social Science Department, Western Oregon University,
345 North Monmouth Ave., Monmouth, OR 97361, USA

Hanna Papanek, Ph. D., Minda de Gunzburg Center for European Studies, Harvard University,
27 Kirkland St., Cambridge, MA 02183, USA

Karl Heinrich Pohl, Dr. phil., Prof., EWF, Universität Kiel, Olshausenstr. 75, D-24128 Kiel

Sebastian Prüfer, Dr. phil., Grunewaldstr. 82, D-10823 Berlin

Dörte Putensen, Dr. phil, PD, Historisches Institut, Lehrstuhl für Nordische Geschichte,
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Bahnhofstr. 51, D-17487 Greifswald

Henryk Skrzypczak, Dr. phil., Herausgeber der IWK, Carstennstr. 36, D-12205 Berlin

Hermann Weber, Dr. phil., Prof. em., Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung,
D-68131 Mannheim

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:

Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestr. 22, D-14195 Berlin

Telefon: 030/838-50 56 (A. Graf); 030/838-23 68 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-50 57

Internet: <http://www.hth-berlin.de/iwk/>; E-mail: iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,-, Doppelheft DM 40,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,- bzw. DM 30,-, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,-, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,-, Ausland: DM 12,-). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22 808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angeben!): 01/119 01/1570 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,- pro Heft bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, D-10407 Berlin

Druck: MercedesDruck GmbH, Groß-Berliner Damm 71–75, D-12487 Berlin

Ethischer Sozialismus vor 1890

Der Arzt und Sozialdemokrat Carl Boruttau (1837–1873)

Von Sebastian Prüfer

Nach dem Zusammenbruch jener politischen Systeme, die sich – wohl überwiegend zu Unrecht – auf den „wissenschaftlichen“ marxistischen Sozialismus als theoretisches Fundament ihrer Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftslehre beriefen, ist seit Ende der 1980er Jahre mit dem Begriff des „demokratischen Sozialismus“ auch die Tradition des „ethischen Sozialismus“ zu neuen Ehren gekommen. Zumeist wird diese Tradition auf die Revisionismusdebatte Ende des 19. Jahrhunderts zurückgeführt, seltener auf frühere Theoretiker wie Friedrich Albert Lange (1828–1875) oder Karl Höchberg (1853–1885) verwiesen. Dieser frühe ethisch begründete Sozialismus grenzte sich von einem marxistischen Sozialismus ab, dem Tendenzen zum Ökonomismus und zum Geschichtsdeterminismus vorgeworfen wurden. „Daß die Verwirklichung des sozialistischen Ideals eng an die Voraussetzungen konkreter ökonomischer und politischer Art gebunden ist, wird nicht bestritten; bestritten wird lediglich die These, der Sozialismus ergäbe sich als künftiger Gesellschaftsstatus mit einer der naturgesetzlichen Notwendigkeit analogen Zwangsläufigkeit innerhalb eines krisenhaften Prozesses revolutionärer Erschütterungen. Sollte die angestrebte Gesellschaft ethisch gerechtfertigt sein, mußten ihre Prinzipien abgeleitet sein aus dem ‚Bewußtsein von der gleichen und gemeinsamen Würde aller Menschen‘ (Lange).“¹ Auf den sog. utopischen Sozialismus der Franzosen und Wilhelm Weitlings wird in diesem Zusammenhang eher selten verwiesen, noch seltener aber auf jenen frühen innerparteilichen „ethischen Sozialismus“, der sich aus der Kritik von Kirchen und Religion speiste, ohne einem „Atheismus sans phrase“ zu huldigen. An einen heute vergessenen Vertreter dieser in der frühen Sozialdemokratie keineswegs völlig randständigen sozialistischen Option, den Arzt und Sozialdemokraten Carl Boruttau, soll hier erinnert werden.

1. Im Banne bürgerlicher Religionskritik

Carl Ludwig Boruttau kam am 10. Oktober 1837 auf dem ostpreußischen Gut Hasenberg (bei Tapiau) als Sohn des Gutsbesitzers Julius Boruttau (1806–1877) und der Mathilde geb. Nast (1811–1850) als drittes von zehn Kindern zur Welt. Am 15. November 1837 wurde er in der Königlichen Kirche zu Tapiau evangelisch getauft.² Zunächst von

1 Armin Klein, Artikel „Ethischer Sozialismus“, in: Lexikon des Sozialismus. Hrsg. von Thomas Meyer u. a., Köln 1986, S. 160–162 (Zitat S. 160). Vgl. auch ders., „Die Arbeiter haben sich selbst um die Angelegenheiten ihres Standes zu kümmern“, Friedrich Albert Langes Theorie eines strategisch reflektierten Reformismus, in: Ethischer Sozialismus. Zur politischen Theorie des Neukantianismus. Hrsg. von Helmut Holzey, Frankfurt a. M. 1994, S. 125–145.

2 Mitteilung von Herrn Ernst-Paul Boruttau (Schreiben vom 12. 4. 1997 an den Verf.).

Privatlehrern unterrichtet, besuchte Boruttau die Schule in Angerburg und anschließend das Kneiphöfische Gymnasium in Königsberg. Dort sowie in Berlin, Würzburg, Prag und Wien studierte er Medizin und Naturwissenschaften. 1862 promovierte er in Königsberg zum Dr. med. mit der Arbeit über eine neurologische Fragestellung.³

In den folgenden Jahren war Boruttau im Danziger Gebiet als praktischer Arzt mit dem Spezialgebiet Nerven- und Geisteskrankheiten tätig. 1865 arbeitete er unter anderem an „Studien zur Geschichte der Psychiatrie des 18. und 19. Jahrhunderts“. Seine Zukunft sah er zu diesem Zeitpunkt aber wohl mehr auf schriftstellerischem Gebiet, wie aus einem Schreiben an die renommierte Cotta'sche Verlagsbuchhandlung hervorgeht. Boruttau offerierte Cotta drei „kritisch-satyrische Novellen“ und stellte weitere Werke in Aussicht: neben der erwähnten „Geschichte der Psychiatrie“ einen Roman sowie einen Band lyrischer Gedichte. Um „eine ungefähre Vorstellung von der Arbeits- und Berufs-Specialität des Verfassers zu ermöglichen“, legte der junge Arzt zwei bereits im Druck erschienene Werke bei: den 1864 im „Handwerkerverein“ zu Königsberg gehaltenen Vortrag „Kant und sein System“ sowie ein (offensichtlich nie zur Aufführung gelangtes) Trauerspiel in fünf Akten „Julianus der Abtrünnige“ (Danzig 1864).⁴ Der Königsberger „Handwerkerverein“ galt in der durch den Regierungswechsel von Friedrich Wilhelm IV. auf Wilhelm I. (Regentschaft 1859) eingeleiteten „Neuen Ära“ der 1860er Jahre als Hort eines freiheitlichen Liberalismus, und es darf angenommen werden, daß Carl Boruttau hier auch eine erste politische Heimat sah.

Mit der in den 1850er und 1860er Jahren liberal geprägten Bewegung der Handwerker- und Arbeiterbildungsvereine und einem nicht geringen Teil des Bildungsbürgertums teilte der Mediziner ein kritisches Verhältnis zur positiv bestehenden Religion. Die deutsche Aufklärung des 18. Jahrhunderts hatte mit Lessing und Kant zwar den engen Rahmen des autoritären Dogmenglaubens, nicht aber den christlichen Horizont an sich verlassen. Im Vormärz zwischen 1830 und 1848 aber setzten die „linken“ Schüler Hegels zum Frontalangriff auf die christliche Religion an: die göttliche Autorität der Bibel wurde in Frage gestellt und die „Heilige Schrift“ als historische Quelle kritisch gelesen, der Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874) zweifelte die Historizität der Person Jesu an, der Philosoph Ludwig Feuerbach (1804–1872) interpretierte den Gottglauben als Projektion menschlicher Wünsche. Weder die die Kritik der Religion auf die Kritik der gesellschaftlichen Ungerechtigkeitsstrukturen zurückführenden Arbeiten von Marx und Engels noch der christlich gefärbte, den herrschaftslegitimatorischen Charakter der

3 Carolus Boruttau, *Contractiones musculorum illae, quae post aquae injectionem observantur, num nervorum irritatione efficiantur an musculorum ipsorum?* Dissertatio inauguralis physiologica, Regimonti [Königsberg] Pr. 1862 (dort S. 34 f. Angaben zum Studium).

4 Cotta-Archiv Marbach, Cotta Br., Brief an die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung vom 6. 2. 1865. Die erwähnten schriftstellerischen Projekte scheint Boruttau jedoch nicht realisiert zu haben, und auch die Novellen sind nicht im Druck erschienen. Der gedruckte Vortrag „Kant und sein System“ liegt mir nicht vor. Aufgrund der Enthüllung des Rauchschen Kantdenkmals wurde in Königsberg 1864 häufig des Philosophen gedacht, z. B. auch durch den freireligiösen Prediger Julius Rupp (seine Ansprache wieder abgedruckt in: „Denken wir uns aber als verpflichtet ...“. Königsberger Kant-Ansprachen 1804–1945). Hrsg. von Rudolf Malter, Erlangen 1992, S. 101–105. Die Kantrezeption spielte bekanntlich auch im „ethischen Sozialismus“ des Revisionismus Ende des 19. Jahrhunderts eine zentrale Rolle.

bestehenden Kirchen jedoch attackierende „utopische Sozialismus“ beeinflusste aber nach der Revolution von 1848 das Bürgertum, sondern vielmehr die ein naturwissenschaftliches, mechanistisch-materialistisches und atheistisches Weltbild propagierenden Schriften von Ludwig Büchner (1824–1899, „Kraft und Stoff“ [1854]), Jacob Moleschott (1822–1893, „Der Kreislauf des Lebens“ [1852]) oder Karl Vogt (1817–1895, „Köhlerglaube und Wissenschaft“ [1854]). Doch auch unabhängig vom „Bekenntnis“ zu diesen religionskritischen Modellen hatte gerade im gehobenen Bürgertum die Distanz zur institutionalisierten Kirche und zur dogmatischen wie ethischen Lehre dieser Kirche um die Jahrhundertmitte einen Höhepunkt erreicht.

Das Boruttausche Trauerspiel von 1864 war durchtränkt von dieser christentumskritischen Skepsis. Wie andere zeitgenössische Autoren – am prominentesten wohl Henrik Ibsen mit seinem zehnkätigen Doppeldrama „Kaiser und Galiläer“ (1873) – stellte der Verfasser den römischen Kaiser Julian (genannt „Apostata“: „der Abtrünnige“) in den Mittelpunkt seiner Tragödie, jenen Julian, der 361–363 n. Chr. den Versuch einer Restauration des Heidentums unternahm, nachdem das Christentum unter Kaiser Konstantin nach 324 zur „bevorzugten Religion“ im Römischen Reich geworden war.⁵ Wie wenig später Friedrich Nietzsche feierte Boruttau mit seinem „Julianus“ das freie, lebenszugewandte und schönheitsliebende Heidentum gegen den durch engherzigen Fanatismus, Dogmatismus und eine sklavische Demuthaltung geprägten jüdisch-christlichen Geist. Dem späteren Bischof von Antiochien Gregorius von Nazianz kündigte Boruttaus Julian wie folgt die Verfolgung der Christen an:

„Gregorius: Das Unglück halt’ der gnäd’ge Gott uns fern.

Julianus: Der gnäd’ge Gott ist’s, der es Euch gebracht, der Euch zum Dienst in jedem Staat unnützlich, darum schädlich macht, der Staat, soll fürder die Idee des Staats besteh’n, braucht Menschen und nur die, – in denen jeder Zug gesunder Menschlichkeit vertreten ist, in deren weiter Brust aller und jedes Gottes Stimme einen freien Nachhall findet, nur wahre Menschen, Fratzen nicht, wie eure Heilige, Caricaturen, durch Fasten, Beten, Heucheln und Kasteiung ein ekles Zerrbild menschlicher Natur, gesunde, lebensfreie Menschen, in deren Sein ein jeder Gott bewegend wirkt, nur sie vermögen die Idee des Staates zu verstehen, nur sie sein rechtes Werden wahr nach allen Richtungen zu fördern.

Gregorius: Darüber dachte wohl Constantius anders.

Julianus: Das weiß ich wohl und anders denkst auch Du, denn ihm und seinesgleichen kam sie recht, die schreckliche Gelegenheit, ganz unbemerkt und ohne Widerstand der Menschheit freie, schöpferische Lebenskraft zu tilgen, des freien Thuns und Schaffens weite Arbeit habt Ihr des Gnadengottes Schultern aufgebürdet, der Menschen Sache ist gehorchen, gehorchen, fromm demüthiglich, gehorchen methodisch grausam klugen Regeln blutsaugend heuchlerischer Tyrannei.“⁶

5 Vgl. Henry Chadwick, *Die Kirche in der antiken Welt*, Berlin und New York 1972, S. 177–183.

6 Carl Boruttau, *Julianus der Abtrünnige. Trauerspiel in fünf Aufzügen*, Danzig 1864, S. 99.

2. Freireligiöses Bekenntnis

Mit den Worten des Julianus zielte der schriftstellernde Arzt auf das traditionelle Christentum seiner Zeit, mit dem er schließlich offen brach. Wohl kurz nach der Drucklegung seines Trauerspiels schloß sich Carl Boruttau der freireligiösen Bewegung an. Zu Beginn der 1840er Jahre hatte sich die radikale, einen theologischen Rationalismus und ein dogmenfreies Christentum vertretende innerkirchliche Opposition zu „Gesellschaften der protestantischen Freunde“ (später „Freie Gemeinden“) auf protestantischer Seite und „Deutschkatholischen Gemeinden“ auf katholischer Seite zusammengeschlossen, die bald aus den Großkirchen ausschieden. Die Sozialstruktur dieser Gemeinden war oft kleinbürgerlich geprägt, allerdings mit einer Führungsschicht aus dem gehobenen Bürgertum und gelegentlich auch mit einem bedeutenden Mitgliederanteil aus der entstehenden Arbeiterschaft. Politisch waren diese „Dissidenten“ in der Regel liberal bis demokratisch geprägt; viele „Freireligiöse“ (so die spätere Sammelbezeichnung) engagierten sich 1848/49 auf seiten der Revolution. Durch die nachrevolutionäre Reaktion geschwächt, konnten sich die Freireligiösen erst 1859 zu einem „Bund freier Gemeinden“ zusammenschließen, dem allerdings nach wie vor ein gesicherter Rechtsstatus verweigert wurde. Die Zusammensetzung der Gemeinden war eher noch bürgerlicher geworden; die politischen Präferenzen schwankten zwischen „rechtsliberal“ und „links“; in religiöser Hinsicht vertraten manche Gemeinden noch ein „freies Christentum“, während andere sich von jeder positiven Religion gelöst hatten und nun von einer „Menschheitsreligion“ oder dem „sittlichen Gesetz“ als höchster Norm sprachen. Von diesen Positionen hing es auch ab, inwieweit Freireligiöse die zeitgenössische Kirchen- und Religionskritik rezipierten.⁷

Carl Boruttau scheint sich der Bewegung um 1866 angeschlossen zu haben. Zu Beginn des Jahres 1867 stand er jedenfalls im Briefwechsel mit dem freireligiösen Prediger Julius Rupp (1809–1884), einem Großvater der Grafikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz. Rupp war 1846 der erste gewesen, der mit seiner Gemeinde den Austritt aus der Landeskirche erklärt hatte. Als Prediger der Königsberger „Freien Gemeinde“, als Publizist und durch überregionale Ämter zählte er 1850 bis 1880 zu den wichtigsten Führern der freireligiösen Bewegung; 1849 saß er für die Linke und 1862/63 für den Fortschritt im preußischen Abgeordnetenhaus.⁸ Innerhalb der Freireligiösen zählte Rupp eher zum konservativen Flügel und bot damit auch den Anlaß zur (freundschaftlichen) Kontroverse mit Boruttau. Der junge Arzt hatte dem 19. Jahrhundert „das geläuterte Gewissen und die aufgeklärte Vernunft“ attestiert, die nun endlich ermöglichen würden, die Forderungen der „Humanitäts-Idee“ – „Gesundheit, Freiheit, Tugend, Glück für Alle“ – zu erfüllen. Daher wäre es an der Zeit, diese Forderungen zu erfüllen, statt sich zu fragen, ob Jesus der Lehrer einer solchen Humanität gewesen sei. Rupp

7 Vgl. den Überblick bei: Friedrich Heyer, *Religion ohne Kirche. Die Bewegung der Freireligiösen*. Ein Handbuch, Stuttgart 1977; zu Vormärz und Revolution u. a. Jörn Brederlow, „Lichtfreunde“ und „Freie Gemeinden“. Religiöser Protest und Freiheitsbewegung im Vormärz und in der Revolution von 1848/49, München und Wien 1976.

8 Vgl. Friedrich Heyer, Artikel „Rupp, Julius“, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, bisher 14 Bde., Herzberg 1975–1998, Bd. 8, 1994, Sp. 1034–1041.

stellte in seinen Antwortschreiben diesen etwas naiven Humanismus in Frage; wenn man die Humanität in der keineswegs so vernunftorientierten Gegenwart fördern wolle, müsse man „die Unterscheidung zwischen Schicksal und Freiheit, Kausalität und Verantwortlichkeit, Theoretischem und Praktischem zum Prinzip der gesamten Untersuchung“ machen, und dann fände man die Antwort auf diese Fragen sehr wohl in Jesus von Nazareth.⁹

Eine Preisaufgabe der Loge „Dovere Diritto“ in Padua, die „sämmliche Gelehrten, erzogen in der Schule des Fortschritts und der Freiheit“, aufforderte, „ihre Gedanken über die Gewissensfreiheit in ihrer Muttersprache niederzuschreiben“, gab Carl Boruttau noch im selben Jahr die Gelegenheit, seine ethischen Grundideen umfassend darzulegen.¹⁰ In seiner Preisschrift entfaltete er die Forderung der Gewissensfreiheit im Blick auf das religiöse, das soziale und das politische Leben. Gegen die kirchliche Orthodoxie, gegenüber der Religionsfreiheit gelten müsse, setzte der Verfasser eine radikal verdiesseitigte, anthropologisierte „Theologie“: „Die Menschheit muß begreifen lernen, daß nicht das Uebernatürliche, sondern gerade umgekehrt, das Natürliche der gesunden Vernunft wahrhaft Verständliche mit dem Heiligen identisch zu setzen ist. Der Trieb nach Freiheit, der Trieb nach Seligkeit, der Trieb zu freudigem Muth, das Ringen nach freier Gewissensbefriedigung ist natürlich, ist zugleich das einzig und allein Göttliche im Menschenleben.“ Im sozialen Leben hingegen erfordere die Gewissensfreiheit zunächst die Befreiung der Arbeit von der Knechtschaft des Lohnes; das Eigentumsinstitut versklave die Menschen gegenüber dem „perfiden Götzen“ der Industrie. blieb die Kritik des Eigentums, wenn auch als „Fundamentalsatz der socialistischen Wissenschaft“ gefeiert, noch einigermaßen verschwommen, so forderte die Kritik der Ehe Boruttau zu einem leidenschaftlichen Plädoyer für die „freie Liebe“ heraus: „Das Institut der Ehe, wie es besteht, soll nicht abgeschafft werden, um den entnervenden Sinneskitzel zum allgemeinen Gebrauch, zur privilegierten Sitte zu erheben, sondern es soll abgeschafft werden, um eben diese Unsitte unmöglich zu machen, sie auszurotten und an deren Stelle die freie Menschenwürde, gesunde Bethätigung des heiligen Naturtriebes zu pflanzen.“ Die Ausführungen über Gewissensfreiheit im politischen Leben fielen dagegen wieder ab; zu unbestimmt – vielleicht mit Ausnahme der Forderung nach Abschaffung des Dreiklassenwahlrechtes – war das Idealbild des „liberalen Staat[es]“ als „Staat der Humanität“, der sich in „den Dienst des fortschreitenden Gedeihens, des wachsenden Glückes, der freien Bethätigung der einzelnen Individuen“ zu stellen habe.¹¹ Weniger soziale und politische Ziele als Utopien von freier Religion und freier Liebe brachten den „bürgerlichen Intellektuellen“ Boruttau in die Nähe der Sozialdemokratie. Allerdings waren dies keineswegs periphere Motive, sondern Anliegen, die

9 Julius Rupp, Briefe 1831–1884, Heidelberg 1907, S. 195–201 (Briefe Rupps an Boruttau vom 21. 1. und 27. 2. 1867). In dem Brief vom 27. 2. wird auch eine Werbung Boruttaus um die Tochter Julius Rupps angesprochen; da der Arzt in seinen Briefen bekannt habe, daß ihm „die Ehe ein Hauptübel der Welt und das Ziel des Fortschritts die Emanzipation der Liebe von der Ehe“ sei, käme die von ihm angestrebte eheliche Verbindung nicht in Frage (S. 200 f.).

10 Carl Boruttau, Gedanken über Gewissens-Freiheit, Königsberg 1867; Zitat der Preisaufgabe (ohne Seitenzahl).

11 A. a. O., S. 24, S. 42 f., S. 47 und S. 55–57.

schon an der Wiege des Sozialismus gestanden hatten und die die Arbeiterpartei noch auf Jahrzehnte begleiten sollten.¹² Dem Verfasser bescherten die „Gedanken über Gewissensfreiheit“ wohl aufgrund der religionskritischen Schärfe jedoch einen Gerichtsprozeß.¹³

Carl Boruttaus sich nach eigenem Bekunden schon in dieser Schrift ankündigende Annäherung an den Sozialismus hatte ihren Ursprung noch innerhalb der freireligiösen Bewegung. Der Leiter der Danziger „Freireligiösen Gemeinde“, der wahrscheinlich auch der junge Mediziner angehörte, hatte auf der 7. Provinzialversammlung des „Ostdeutschen Verbandes freier religiöser Gemeinden“ im Mai 1867 die „soziale Frage“ zur Besprechung gebracht durch eine Anfrage, wie die freien Gemeinden sich zur „tatsächlich herrschenden Kirche: der Religion des goldenen Kalbes, der Geld- und Macht-Anbeterei“ zu stellen hätten. In der folgenden Diskussion prangerte auch Boruttau die „Heilighaltung des Begriffs vom Eigenthum“ an; dem „Mammonsdiens unserer Zeit“ könne nur durch eine Reform der Begriffe „Eigenthum“ und „Familie“ entgegengetreten werden. Die Mehrheit der Delegierten wollte sich jedoch auf eine solche letztlich auch politische Diskussion nicht einlassen.¹⁴

3. Hinwendung zur Sozialdemokratie

Boruttaus eigentliche Hinwendung zur sozialdemokratischen Arbeiterbewegung indes scheint mit seinem Umzug nach Leipzig (Adresse 1868: zuerst Theaterplatz 1, dann Brüderstraße 29.I) um das Jahr 1868 zusammengefallen zu sein. In einem vor dem September dieses Jahres verfaßten Brief an Johann Philipp Becker (1809–1886), der seit 1867 in Genf der Sektionsgruppe deutscher Sprache der 1864 begründeten „Internationalen Arbeiter-Assoziation“ (IAA) als „Gesamtpartei der Arbeiterklassen aller Länder“¹⁵ vorstand und dessen Zeitschrift „Der Vorbote“ Boruttau abonnieren wollte, schilderte der Arzt dies so: „Ich bin nun aber [...] durch die zufällige Lectuere einzelner Lassallescher Agitations-Schriften in Berlin, ehe ich das Geringste ueber die Geschichte der Social-Demokratie und der Lassalleschen Agitations-Partei wusste, Mitglied des ‚allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins‘ geworden und befinde mich so, zumal ich neuerdings [...] foermlich zum Agitator des genannten Vereines erwählt worden bin, mitten in der Praxis.“¹⁶

12 Zur „religiösen Frage“ in der Sozialdemokratie siehe den vorliegenden Aufsatz. Zur Kritik der bürgerlichen Ehe als Topos sozialistischer Ethik von Fourier und Weitling bis zu Clara Zetkin vgl. Heinz Niggemann, Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus. Die sozialdemokratische Frauenbewegung im Kaiserreich, Wuppertal 1981, S. 237–242; auf diesem Hintergrund erscheinen Boruttaus Ausführungen keineswegs so entlegen, wie es zunächst den Anschein haben mag.

13 Vgl. Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam (IISG), NL Becker 232 (Brief Boruttaus an Johann Philipp Becker, Leipzig, 11. 11. 1868).

14 *Bundesblätter*, Nordhausen, H. XVI (1867), S. 8 f.

15 Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, 3 Bde., 3. Aufl., Berlin und Bonn 1978, Bd. 1, S. 195.

16 IISG, NL Becker 241 (Brief ohne Ort und Datum, Abfassung wahrscheinlich Ende August 1868). Schon einige Tage zuvor hatte Boruttau Becker seine „Gedanken über Gewissensfreiheit“ übersandt, aus der seiner Überzeugung nach Becker „als erfahrener Psycholog“ schon seinen Enthusiasmus für die „socialistisch-republikanischen Ideen“ habe ablesen können.

Im Mai 1868 agitierte Boruttau offenbar für den von Johann Baptist von Schweitzer geführten „Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Verein“ (ADAV) in Meerane.¹⁷ Als ADAV-Bevollmächtigter in Leipzig richtete er am 3. Juli des Jahres einen verehrungsvollen, ja devoten Brief an Sophie Gräfin von Hatzfeld (1805–1881), die Vertraute und Freundin Lassalles, empörte sich über den „heimtueckischen Mißverstand kleinlicher Menschen“, dem die Gräfin ausgesetzt sei, sie, die doch die Ideen Lassalles, „des grossen Helden und Propheten, des Stifter's der Kirche der Zukunft“, weitertrage.¹⁸ Doch am 29. Juli 1868 gratulierte Boruttau auch dem Leipziger Wilhelm Liebknecht, seinerzeit Abgeordneter der „Sächsischen Volkspartei“ im Norddeutschen Reichstag und Kritiker des ADAV, „im Namen der socialen Revolution und der Freiheit“ zu dessen Eheschließung.¹⁹ Zu diesem Zeitpunkt waren Marx und Engels, mit denen die Leipziger Liebknecht und August Bebel in Verbindung standen, bereits auf Boruttau aufmerksam geworden. Auf Engels' briefliche Frage „Wer ist dieser schwüle Dr. Boruttau, der ein so empfindliches Organ für die Geschlechtsliebe an den Tag legt?“ (Manchester, 21. Juli 1868) antwortete Karl Marx am 23. Juli 1868 aus London: „Von dem Dr. Boruttau, dem Schwanzschwülen, weiß ich weiter nichts, als daß er auch unter den Lassalleanern (fraction Schweitzer) ‚macht‘.“²⁰ Marx hatte die Schrift über die Gewissensfreiheit mit anderen Broschüren und Zeitschriften wohl aus Leipzig zugeschickt bekommen. Für Boruttas „bürgerlich“-ethische Annäherung an die „soziale Frage“ kannte er nur Spott und Hohn.

Seine Hinwendung zum Sozialismus konnte Carl Boruttau nicht von seinen Auffassungen in der „religiösen Frage“ trennen. Der „4. Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden“, die am 11. und 12. Oktober 1868 in Berlin tagte, legte er folgenden Antrag vor: „Die Bundesversammlung wolle constatiren, daß die freien Gemeinden nicht mehr auf dem Boden des historischen Christentums stehen, sondern das neue religiöse Prinzip des Socialismus als das ihrige anzuerkennen entschlossen sind.“²¹ Die Bundesversammlung lehnte diesen Antrag u. a. auf den Einspruch von Leberecht Uhlich (1799 bis 1872), prominenter Magdeburger freireligiöser Prediger und wie Bebel Delegierter des „Vereinstages deutscher Arbeitervereine“, ab, was das Organ der „protosozialdemokratischen“ Volkspartei, das „Demokratische Wochenblatt“, zu einer heftigen Polemik veranlaßte.²² Die Freireligiösen ließen sich nicht von der jungen Sozialdemokratie vereinnahmen; sie verweigerten eine Politisierung ihrer Bewegung. Im

17 Ilse Fischer, August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68. Brieftagebuch und Dokumente, Bonn 1994, S. 184 (Brief von Carl Friedrich Baumann an August Bebel vom 20. 5. 1868).

18 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin, RY 15/II 139/5/39 (Briefe und Berichte der Bevollmächtigten des Präsidenten), Bl. 182–184.

19 Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten. Hrsg. von Georg Eckert, Assen 1973, Bd. 1, S. 225. In dem erwähnten Brief vom August (?) 1868 an Becker schrieb Boruttau, daß er mit Liebknecht befreundet sei und ihn oft sehe.

20 Karl Marx und Friedrich Engels, Werke. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (im folgenden MEW), 42 Bde., Berlin 1956–1966, Bd. 32, S. 122–125.

21 *Bundesblätter*, H. XIX (Juli 1868), S. 4.

22 *Demokratisches Wochenblatt*, Leipzig, Nr. 45 vom 7. 11. 1868, S. 358 f.: Mit seiner Kritik an Boruttas Antrag habe Uhlich „[...] seine pfäffische Intoleranz und seine Servilität gegen die Bourgeoisie aufs Glänzende bethätigt“. Vgl. zu weiteren Konflikten zwischen Uhlich auf der einen Seite und ADAV und VDAV-Opposition auf der anderen Seite zwischen 1864 und 1868: Heiner Grote, Sozialdemokratie und Religion. Eine Dokumentation für die Jahre 1863 bis 1875, Tübingen 1968, S. 93–97.

Oktober 1869 diskutierte die Provinzialversammlung des „Norddeutschen Verbandes freier religiöser Gemeinden“ abermals Boruttaus Antrag, der wiederum verworfen wurde; die Versammlung verabschiedete lediglich eine recht allgemein gehaltene Erklärung: „Wir erkennen die Berechtigung der sozialen Frage vollkommen an, wir sind der Ueberzeugung, daß wir ihrer Lösung nur in dem Maaße unserer geistigen Ertüchtigung näher kommen können und wir wissen uns somit in ernster Arbeit dabei.“²³

Boruttaus Idee eines „religiösen Sozialismus“ fand hingegen einen Anknüpfungspunkt im Personenkult um den Gründer des ADAV Ferdinand Lassalle (1825–1864), der eine Reihe religiöser Momente aufwies, um 1868 allerdings schon fast wieder im Abklingen begriffen war.²⁴ Doch schon vor 1848 hatte Wilhelm Weitling (1808–1871) in seiner Schrift „Das Evangelium des armen Sünders“ (1845) und anderen Schriften solche, allerdings noch stark am Christentum angelehnte Vorstellungen vertreten. Innerhalb der frühen kommunistischen Bewegung konnte Weitling sich gegen den Flügel um Karl Marx nicht durchsetzen. 1849 mußte er vor drohender Verhaftung nach London und weiter in die Vereinigten Staaten von Amerika fliehen. Carl Borutta trat wahrscheinlich im Frühjahr 1868 in briefliche Verbindung zu Weitling, um eine Neuauflage von dessen Schriften zu initiieren. Am 14. November 1868 schrieb er nach Amerika: „Die Uebersicht, welche Sie mir ueber ihre literarischen Werke geben, hat mir wieder einmal Ihre social-politische Wirksamkeit in ihrer ganzen kolossalen Bedeutung vor Augen gefuehrt. Es ist nach meiner Ansicht eine Schmach fuer ganz Deutschland, dass bis jetzt der (von mir aufgenommene) Gedanke der Veranstaltung einer Gesamtausgabe noch nicht zur Ausfuehrung gekommen ist.“ Der junge Sozialdemokrat empfahl dem Exilanten, nach Deutschland zurückzukehren: „Hier ist die socialistische Bewegung, die Sie angeregt haben, in vollem Schwunge, sollte man in der Begeisterung fuer die Sache der Personen vergessen, die das wohlthaetig warme helle Feuer entzuetet haben?“²⁵ Allerdings konnte auch der stets von Geldnöten geplagte Boruttau das Editionsprojekt nicht realisieren, wie Weitling wenig später resignierend feststellte.²⁶

4. Ganzheitliche Reformen

1868 schlossen sich für Carl Boruttau freireligiöses und sozialdemokratisches Engagement noch keineswegs aus. Seine gesellschaftliche Wirksamkeit verstand der junge Arzt,

23 *Bundesblätter*, a. a. O., H. XXVI (November 1869), S. 8 f.

24 Vgl. Arno Herzig, Der Lassalle-Kult als säkularisierter Kult eines politischen Heiligen, in: Überlieferung – Frömmigkeit – Bildung als Leitthemen der Geschichtsforschung. Festschrift für Otto Meyer. Hrsg. von Jürgen Petersohn, Wiesbaden 1987, S. 114–130.

25 The New York Public Library, The Wilhelm Weitling Papers, Brief Carl Boruttau an Wilhelm Weitling vom 14. 11. 1868. Vgl. Hans-Arthur Marsiske, Wilhelm Weitlings gesammelte Werke – Ein Editionsprojekt –, in: Wilhelm Weitling, ein deutscher Arbeiterkommunist. Hrsg. von Lothar Knatz und Hans-Arthur Marsiske, Hamburg 1989, S. 221–237, hier S. 221. Vgl. auch den Beitrag von Hans-Arthur Marsiske, Wilhelm Weitling und die amerikanischen Sozialreformer, 1847–1856, in: *IWK*, Jg. 25 (1989), H. 1, S. 1–10.

26 In einem Brief vom 22. 7. 1869 an Schilling, wiedergegeben in: *Die Zukunft*, Berlin, Jg. 1, H. 19 (1. 7. 1878), S. 585.

der sich aufgrund seines schlechten finanziellen Auskommens selbst als „armen Teufel“²⁷ bezeichnete, ohnehin als ganzheitliche Aufgabe. In diesem für ihn so wichtigen Jahr trat er erstmals mit der Zeitschrift „Der Volksfreund. Organ zur Verbreitung der Grundsätze naturgemäßer Lebens- und Heilweise“, die er bis 1870 herausgab, als ein Verfechter von Naturheilkunde und Gesundheitsreform öffentlich in Erscheinung.²⁸ „Als zentrale weltanschauliche Grundlagen der Naturheilkunde lassen sich folgende Komponenten festhalten: der Vitalismus, also die Lehre von der Lebenskraft, eine teleologische Auffassung vom Wesen der Krankheiten, eine ganzheitliche Betrachtung des Menschen und das Vertrauen auf die Heilkräfte der Natur.“ Erste Naturheilvereine waren bereits in den 1830er Jahren begründet worden. Auch im Blick auf das anwachsende industrielle Proletariat mit seinen schwierigen Lebensbedingungen im Bereich von Gesundheit und Hygiene formierte sich Ende der 1860er, Anfang der 1870er Jahre insbesondere in Sachsen eine Reformbewegung, die 1872 ein gemeinsames Dach im „Zentralverein für Naturheilkunde in Sachsen“ fand. Der Begriff der „Lebensreform“ kam zwar erst Mitte der 1890er Jahre auf, doch auch schon dreißig Jahre zuvor übten Naturromantik und Zivilisationskritik als Folien der Lebensreformbewegung eine starke Anziehungskraft auf das Bürgertum aus.²⁹ An der Gesundheitsreformbewegung waren im übrigen auch zahlreiche Freireligiöse wie etwa der Prediger Eduard Baltzer (1814–1877) aus Nordhausen beteiligt, so daß man von einem thematisch umfassenden „bürgerlichen Reformmilieu“ sprechen kann.³⁰ In seinem „Volksfreund“, der sich auch um die Einigung der Bewegung und die Gründung eines Dachverbands der verschiedenen Reformvereine bemühte, popularisierte Boruttau die Prinzipien der Naturheilkunde. Er stand selbst dem Verein für Naturheilkunde in Leipzig vor und wurde auch zum „Schriftführer“ des im Oktober 1869 gegründeten „Centralvereins für naturgemäße Lebens- und Heilweise“ gewählt, zu dessen Vereinsorgan der „Volksfreund“ erkoren wurde. Doch der Arzt predigte als Redakteur und Herausgeber nicht nur gesunde Ernährung und Lebensweise, Wasserkuren, Diäten und „Vegetarianismus“³¹, sondern verdeutlichte stets sein Verständnis der „Reform der Heilkunde als Theilerscheinung der socialen Bewegung“: zur Gesundheitsvorsorge – die Reformbewegung sah in der

27 IISG, NL Becker 232 (Brief Boruttaus an Becker, Leipzig, 11. 11. 1868).

28 Das Folgeorgan, die von Boruttau 1870–1871 mit J. Albu gemeinsam herausgegebene Zeitschrift *Die Gesundheitspflege des Volkes. Organ für Jedermann. Unterstützt durch den medicinisch-ätiolog. Verein für Erforschung und Vernichtung von Krankheits-Ursachen in Berlin*, Leipzig, konnte in Bibliotheken und Archiven nicht ermittelt werden.

29 Cornelia Regin, Selbsthilfe und Gesundheitspolitik. Die Naturheilbewegung im Kaiserreich, Stuttgart 1995, S. 29–31, S. 42 f. und S. 45 f. (Zitat S. 29).

30 Baltzer setzte sich an führender Stelle für Naturheilkunde (besonders Vegetarismus), Tierschutz, Antialkoholismus, soziale und religiöse Reform ein; siehe Bernhard Herrmann, Arbeiterschaft, Naturheilkunde und der Verband Volksgesundheit (1880–1918), Frankfurt a. M. u. a. 1990, S. 100.

31 Die zeitgenössische Naturheilkunde trieb neben diskussionswürdigen auch einige merkwürdige Blüten, etwa den Kampf gegen den „Impfzwang“, d. h. gegen die staatlichen Pockenimpfprogramme. Auch Carl Boruttau trat publizistisch gegen den Impfzwang an, siehe dazu seine Schrift: *Der Impfzwang und die Naturheilkunde. Ein Beitrag zur Verständigung über den Inhalt der socialen Frage*, Leipzig 1869, an der hier lediglich der Titel aufgrund der Verknüpfung von Gesundheits- und sozialer Frage von Interesse ist. Die Antiimpfzwangkampagne war eng mit der Naturheilbewegung verbunden. Auch die Sozialdemokratie verweigerte 1874 noch dem Impfzwang ihre Zustimmung; siehe Bernhard Herrmann, Arbeiterschaft, a. a. O., S. 132 f.

Krankheitsprävention eine Hauptaufgabe und entwickelte mit der „medizinischen Ätiologie“ eine eigene Lehre von den Krankheitsursachen – zähle etwa eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit und die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit unbedingt hinzu.³² Und so konnte der Herausgeber und verantwortliche Redakteur des „Volksfreundes“ guten Gewissens Johann Philipp Becker um Unterstützung bei der Abonnementwerbung bitten: „Es soll in keiner Nummer der Hinweis fehlen, dass ohne Beseitigung der oekonomischen misère des groessten Theils des Volkes alle hygienischen und aertzlichen Rathschlaege nutzlos und mit dem Fluche der Heuchelei beladen sind.“³³

Gesundheitsreform, soziale bzw. politische Reform und religiöse Reform bildeten in Denken und Handeln Carl Boruttaus 1869 eine unlösliche Einheit. In der von Fritz Schütz auf Veranlassung der „Bundesversammlung freier religiöser Gemeinden“ herausgegebenen Zeitschrift „Menschenthum. Blätter für freies religiöses Leben der Menschheit“ beteiligte er sich in diesem Jahr noch intensiv an der Diskussion. Die Zeitschrift lud ihre Leser im Sinne eines demokratischen Diskurses wiederholt ein, zu bestimmten Themen Stellung zu beziehen. Unter den Einsendern, die sich zu Fragen der Gewissensbildung, zu den „Widersprüchen der kirchlichen Freisinnigkeit“ (aus Anlaß der Verhältnisbestimmung der freireligiösen Bewegung zum liberalen „Deutschen Protestantenverein“) oder zur „Heiligung des Zweckes durch die Mittel“ äußerten, fand sich immer wieder auch „Dr. Boruttau aus Leipzig“.³⁴

Derselbe Boruttau wandte sich aber auch am 20. Februar 1869 in einem Brief an Johann Philipp Becker in Genf, um eine neue Massenausgabe des „Kommunistischen Manifestes“ anzuregen. Über den Verfasser des „Manifestes“ war sich der Sozialdemokrat allerdings wohl ebenso wie manche seiner Parteifreunde im unklaren; so nahm Boruttau an, auch Becker habe an dieser „nach Form und Inhalt mustergueltigen Agitationsschrift, d. h. acht volksthuemlichen und zugleich acht wissenschaftlichen Arbeit“, mitgewirkt (Brief vom 29. Juli 1869; zur späteren Kritik Boruttaus am „Manifest“ vgl. unten). Einige Wochen später war es Wilhelm Liebknecht, der Marx im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Gründung einer Arbeiterpartei (der späteren SDAP) um die Überarbeitung des „Manifestes“ bat.³⁵

Bereits zu Beginn des Jahres 1869 wuchs auch Carl Boruttaus Mißfallen an Politik und Führungsstil im ADAV. Dessen Präsidenten Johann Baptist von Schweitzer (1834–1875) warf er „Winkelzuege(n) und Scheincompromisse(n)“ vor, seiner Politik einen preußischen bzw. deutschen Patriotismus, der sich nicht mit dem „cosmopolitischen Socialismus“ vertrage.³⁶ Im Juli wurde Boruttau noch deutlicher: der Austritt

32 Das Zitat entspricht dem Titel eines Aufsatzes in: *Volksfreund*, Jg. 3 (1869), S. 17–20; Forderung nach Arbeitszeitregelung und Beschränkung von Frauen- und Kinderarbeit a. a. O., S. 22 u. ö.

33 IISG, NL Becker 233 (Brief Boruttaus an Becker, Leipzig, 22. 12. 1868). Vgl. ähnlich auch eine Art Programm des *Volksfreundes*, das Boruttau Becker übermittelte: IISG, NL Becker 236 (Brief Boruttaus an Becker, Leipzig, 12. 1. 1870). Der Spagat zwischen medizinischer und sozialpolitischer Zeitschrift erwies sich laut Boruttau allerdings als schwierig; siehe IISG, NL Becker 235 (Brief Boruttaus an Becker, Leipzig, 20. 2. 1869).

34 *Menschenthum*, Apolda, Jg. 1 (1869), Nr. 4 f., S. 7–9; Jg. 2 (1870), Nr. 4, S. 41 f.

35 IISG, NL Becker 235; Henryk Katz, *The Emancipation of Labor. A History of the First International*, New York u. a. 1992, S. 43.

36 IISG, NL Becker 235.

treuer und eifriger Mitglieder aus dem ADAV habe seine Ursache im diktatorischen Verhalten des Präsidenten, dem zudem Sympathien mit der Bismarckschen Annexionspolitik und royalistische Anwandlungen vorgeworfen würden. Boruttau hegte dagegen die „schoensten Hoffnungen“ auf einen allgemeinen deutschen Sozialistenkongreß, der eine sich zur IAA bekennende Arbeiterpartei in Deutschland einheitlich organisieren und den „verderbliche(n) Personen-Cultus“ beenden, aber auch den „Zustand gegenseitiger Hetzereien“ zwischen Lassalleanern und der Bebel-Liebknachtschen Richtung beenden werde.³⁷ Diese Erwartungen gingen bekanntlich nur teilweise in Erfüllung: auf dem Eisenacher Kongreß vom 7. bis 9. August 1869 wurde zwar unter maßgeblichem Einfluß von Bebel und Liebknacht die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei“ (SDAP) gegründet, die sich als Zweig der IAA erklärte, die deutsche Arbeiterbewegung blieb aber in zwei Richtungen gespalten.

5. „Die religiöse Frage und die Arbeiter“

„Für die Delegierten, die Anfang August 1869 nach Eisenach kamen, um die Sozialdemokratische Arbeiterpartei zu gründen beziehungsweise ihr beizutreten, lag eine kleine Broschüre bereit: *Die religiöse Frage und die Arbeiter. Eine Stimme aus der Sozialdemokratie*. Es war die Stimme der Boruttauschen Vorträge und zugleich das erste von den Eisenachern vertriebene nichtperiodische Druckerzeugnis.“³⁸ Die schmale Schrift von sechzehn Seiten, der noch eine gewisse „Karriere“ in der Partei bevorstand, konstatierte zunächst die zeitgenössische antikatholische Bewegung in der Publizistik des Liberalismus vor dem Ersten Vatikanischen Konzil, die wesentlich dadurch begründet sei, daß das Bürgertum sich nicht von der zuweilen antikapitalistisch auftretenden katholischen Kirche ihre Geschäfte stören lassen wolle. Welche Stellung aber solle die Sozialdemokratie religiösen und kirchlichen Angelegenheiten gegenüber einnehmen? Boruttau diskutierte die der Partei nahegebrachten Ratschläge, sich entweder um diese Angelegenheiten gar nicht zu kümmern oder sich der fortgeschrittensten kirchlichen Richtung anzuschließen. Der erste Ratschlag war schnell verworfen, denn wie schon in der Preisschrift über die Gewissensfreiheit angedeutet, legte der Verfasser einen Religionsbegriff zugrunde, der über die seiner Überzeugung nach tatsächlich höchst kritikwürdige Erscheinung des kirchlich verfaßten Christentums weit hinausging. „Das religiöse Bewußtsein hat in Uebereinstimmung mit der vorgeschrittenen Ausbildung des Verstandes und mit der, durch Wissenschaft und Kunst erzogenen, Vernunft sich andern Bestrebungen hingegeben; an die Stelle des Dienstes und der blinden Verehrung eingebildeter Personen, der sogenannten *Götter* und ihrer vermeintlichen irdischen Stellvertreter ist mehr und mehr die Arbeit im Dienste der *Menschheit*, ihrer Aufklärung, Besserung und Veredelung getreten; das religiöse Pflichtgefühl hat sich neue Gegenstände seines Strebens erwählt, hat die alten Vorstellungen von dem was gut und böse sei, so weit sie irrthümlich waren, fallen gelassen, aber ist darum das religiöse Gefühl selbst, die

37 IISG, NL Becker 234 (Brief Boruttaus an Becker, Leipzig, 1. 7. 1869).

38 Heiner Grote, Sozialdemokratie ..., a. a. O., S. 98; S. 98 f. über diese Schrift.

bleibende sittliche Kraft der menschlichen Natur dem Untergange verfallen?“ Die Konsequenz aus Boruttaus hier offenbar an Ludwig Feuerbach geschultem „religiös“-ethischen Sozialismus konnte nur die folgende sein: „[...] *es hat jede politische Partei nur insofern eine Existenzberechtigung, als sie zugleich und vor Allem eine religiöse Partei ist [...]*.“ Ausführlich widmete sich die Broschüre nun der Frage, ob sich die Sozialdemokraten – dem heraufziehenden Kulturkampf folgend – der evangelischen als der vermeintlich fortschrittlicheren Kirche anzuschließen hätten, indem sie die Geschichte des Protestantismus von seinen revolutionären Anfängen an nachzeichnete. Bis 1789 habe das protestantische Bürgertum der Säkularisierung der Politik gedient; seit der Französischen Revolution, die ihm die Gefahr einer auf ihren Menschenrechten bestehenden Arbeiterschaft vor Augen geführt habe, betreibe es aber die Restauration der kirchlichen Macht, die es zu seiner Herrschaftslegitimation benötige: „*Er [der Protestantismus] ist reaktionär!*“ und ohne Mission für die Zukunft. Den freien Gemeinden hingegen könnten sich die Sozialdemokraten anschließen, sofern diese „[...] in jedem Menschen einzig den Menschen, d. h. in wirtschaftlicher Beziehung den Arbeiter, achten, und von einem ‚durch Gott verordneten‘ Besitzstande nichts wissen wollen“, was jedoch nur bei einer geringen Minorität der Freireligiösen der Fall sei. Boruttau schloß seine Schrift mit einem Aufruf zum Kirchenaustritt – eine kühne Forderung nicht nur wegen der eventuell zu erwartenden strafrechtlichen Verfolgung eines solchen Aufrufes, sondern auch aufgrund der Tatsache, daß der Kirchenaustritt ohne Eintritt in eine andere zugelassene Religionsgemeinschaft in den deutschen Staaten erst seit den 1870er Jahren rechtlich ermöglicht wurde. Die Religion der Zukunft, „*nicht Gottesdienst, sondern Pflichterfüllung*“, verwirkliche allein der Sozialismus. „[...] der Sozialismus richtet seinen Aufruf an *den ganzen Menschen*, und weil es die beste Kraft des Menschen ist, arbeiten zu können fürs allgemein Beste, so wendet er sich ausdrücklich an die Arbeiter, und mahnt sie an das Wort: ‚Ihr seid der Fels, auf welchen die Kirche der Zukunft erbaut werden soll.‘“³⁹ – 1869 empfahl und vertrieb Liebknechts „Demokratisches Wochenblatt“ Boruttaus Broschüre. Eine Aufstellung sozialdemokratischen Schrifttums aus dem Jahre 1876 nennt eine Auflagenhöhe von 2500 Exemplaren der nun von Zürich aus vertriebenen Schrift. Dieselbe Aufstellung gibt für Marx’ „Kapital“ die wenig höhere Auflage von 3000 Exemplaren an.⁴⁰

6. Kriegsoffer

Mit seiner Broschüre über die „religiöse Frage“ hatte Carl Boruttau die erste größere Stellungnahme aus der Sozialdemokratie zu einem Thema vorgelegt, das die Partei noch lange beschäftigen sollte. Womöglich hätte der bürgerlich-intellektuelle Sozialdemokrat ohne das Schicksal, das ihn durch den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 traf,

39 [Carl Boruttau,] *Die religiöse Frage und die Arbeiter. Eine Stimme aus der Sozialdemokratie*, Leipzig 1869, S. 6 und S. 15 f. Das abschließende Zitat lehnte sich an eine von Ferdinand Lassalle aufgebraachte biblische Reminiszenz an; vgl. Heiner Grote, *Sozialdemokratie ...*, a. a. O., S. 98.

40 *Der Wähler. Organ zur Förderung social-demokratischer Wahlen*, Hamburg, Jg. 7 (1876), S. 4.

noch einigen innerparteilichen Einfluß gewinnen können. Doch wie schon 1866 wurde Boruttau im Jahre 1870 als Stabsarzt, nun aber an die französische Front, eingezogen. Der Mediziner diente im 2. Bataillon (Gumbinnen) des Ostpreußischen Landwehrregiments Nr. 3, das im Oktober die Festung Neu-Breisach im südlichen Elsaß einnehmen sollte. Zunächst war das Bataillon in Mühlhausen einquartiert, dessen Arbeiter die Stadt gegen die deutschen Besatzer verteidigen wollten und damit Boruttau in schwere Gewissenskonflikte stürzten: der Sozialist empfand Sympathien für die Franzosen, befürchtete bei einem Aufstand aber ein Blutbad.⁴¹ Zum Jahresende brachte der „Volksfreund“ einen „Bericht vom Kriegsschauplatze“, den Boruttau als Herausgeber am 13. November aus Colmar übersandt hatte. Bei seiner Tätigkeit im Felde, von der er seiner Zeitschrift ohne Begeisterung, aber auch frei von kriegskritischen Untertönen berichtete,⁴² zog sich der Mediziner durch die harten Lebens- und Arbeitsbedingungen bei Wind und Wetter ein schweres Lungenleiden zu.

Am 5. Dezember 1870 schrieb Boruttau aus dem Städtchen Vesoul westlich der Burgundischen Pforte einen (in französischer Sprache abgefaßten) Brief an seinen Freund Wilhelm Liebknecht in Leipzig, dem er nicht nur von seinen gesundheitlichen Problemen berichtete, sondern auch einen offenbar kritischen Bericht über seine Kriegsbeobachtungen ankündigte, den er übermitteln wolle, sobald er nicht mehr in militärischen Diensten stehe. Am 4. September 1870 war ein sozialdemokratisches Manifest veröffentlicht worden, das sich für einen gerechten Frieden mit der neuen französischen Republik und gegen eine Annexionspolitik aussprach. Bereits fünf Tage später wurden Mitglieder des Braunschweiger Parteikomitees verhaftet. Boruttau erklärte in seinem Brief die Unterstützung für den Kampf „contre la manie soi-disant nationale“. Abschließend ließ er Liebknechts Familie sowie die Leipziger Bebel und den „Volksstaat“-Redakteur Adolf Hepner (1846–1923) grüßen, zu denen er offensichtlich freundschaftliche Kontakte pflegte.⁴³ – Das Manifest vom 4. September hatte, ohne ihn zu nennen, auch eine briefliche Bemerkung von Karl Marx zitiert, derzufolge das Gravitationszentrum der europäischen Arbeiterbewegung durch den Krieg von Frankreich auf Deutschland übergegangen sei, eine Indiskretion, die Marx verärgern sollte. Seine optimistischen Prognosen hinsichtlich der deutschen Rolle teilten weder Liebknecht noch Boruttau: der letztere rechnete vielmehr mit einem baldigen Sieg des reiferen französischen Sozialismus ohne blutigen Terrorismus, während in Deutschland die Sozialdemokratie kaum „sans des scènes de barbarie et de fanatisme terrible“ vorankommen werde, wie er Johann Philipp Becker am 11. November mitgeteilt hatte. Daher bat Boruttau Becker um Vermittlung beim „gouvernement de la défense nationale“, dem er als neuer französischer Staatsbürger und „comme démocrate cosmopolite“ dienen wollte.⁴⁴

41 Siehe den Bericht in: IISG, NL Becker 237 (Brief Boruttaus an Becker, Mühlhausen, 4. 10. 1870).

42 *Volksfreund*, Jg. 2 (1870), Nr. 8–9, S. 127–130.

43 Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel, a. a. O., S. 365 f. – Zum Manifest siehe Henryk Katz, *Emancipation ...*, a. a. O., S. 72. – Am 12. 12. 1871 schrieb Boruttau abermals an Liebknecht, hauptsächlich um sich über die ausbleibende Lieferung des *Volksstaates* zu beschweren, der ihm „ein Lebensbedürfniss“ sei: Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel ..., a. a. O., S. 370 f. (Zitat S. 371).

44 IISG, NL Becker 238 (Brief Boruttaus an Becker, 11. 11. 1870). Der etwas impulsive Boruttau brachte allerdings auch die Idee ins Spiel, der Armee Garibaldis auf Vermittlung Beckers zu dienen. – Vgl. auch Henryk Katz, *Emancipation ...*, a. a. O., S. 72.

Diese Pläne ließen sich allerdings nicht realisieren. Aufgrund seiner schweren Krankheit mußte der sozialdemokratische Arzt noch vor Beendigung des Krieges den Dienst quittieren. Boruttau siedelte nun Anfang/Mitte 1871 nach Genf (Wohnadresse: Rue du Montblanc No. 17) über. Sein Auskommen fand er mehr schlecht als recht als praktizierender Arzt. Seine militärischen Vorgesetzten verweigerten dem „Königlichen Assistenz-Arzt“ zudem eine mit Pensionszahlungen verbundene „Invalidisierung“, um die Boruttau aufgrund seiner im Kriege zugezogenen Lungenkrankheit ersucht hatte, sofern der Antragsteller nicht die Frage beantworte, ob er der Autor von Artikeln im Leipziger „Volksstaat“ sei. In einem Erwidierungsschreiben bekannte sich der Mediziner als Mitglied der sozialdemokratischen Partei und meldete zugleich Einspruch gegen das Ansinnen der Militärbürokratie an: „Der erste Paragraph des preussischen Staats-Grundgesetzes lautet: Jeder Preusse ist vor dem Gesetz gleich. Daher war ich der Meinung, dass auch bei der Ertheilung von Invaliden-Pensionen zwischen den Mitgliedern der verschiedenen zur Zeit bestehenden politischen Parteien kein Unterschied gemacht werde. Ich will hoffen, mich hierin nicht geirrt zu haben.“ Doch offensichtlich blieb dieser Einspruch ohne Erfolg.⁴⁵ Die Umsiedlung nach Genf mag neben gesundheitlichen und politischen (Genf als ein Zentrum der internationalen Arbeiterbewegung) auch private Gründe gehabt haben: der nunmehr 34jährige wollte sich von seiner Frau, der am 28. Dezember 1838 im italienischen Ferrera geborenen Adele Felici, die ihm am 15. August 1869 in Leipzig einen Sohn Heinrich geboren hatte, trennen.⁴⁶

7. Ethischer Sozialismus contra Marx/Engels

In Genf schloß sich Carl Boruttau der IAA an, zwischen deren Flügeln schon seit längerem heftige Auseinandersetzungen tobten. Die größte Opposition gegen den von Karl Marx dominierten Londoner „Generalrat“ als dem zentralen Leitungsorgan der IAA bildete die Fraktion der Bakunisten, der die Sektionen in der romanischen Schweiz, in Spanien und Italien, zum Teil aber auch in Belgien und Holland angehörten. Der Anarchist und militante Atheist Michael Bakunin (1814–1876), seit 1867 in Genf ansässig, hatte 1868 die „Alliance internationale de la démocratie socialiste“ gegründet, die sich offiziell als Teil der IAA verstand, doch mehr die notwendige theoretische, philosophische und religionskritische Diskussion leisten wollte. Gleich der erste Artikel ihres Programms lautete: „Die Allianz erklärt sich für atheistisch; sie fordert die Abschaffung der Religionen; die Wissenschaft anstatt des Glaubens, die menschliche Gerechtigkeit

45 IISG, Mot. 2879/4 (zitierter Briefentwurf Boruttaus). Siehe auch IISG, Mot. 2879/1 bzw. 2879/3 (Schreiben der militärischen Vorgesetzten, Gumbinnen 12. 12. 1871 bzw. 18. 1. 1872). – Vgl. *Der Volksstaat*, N r. 59 vom 16. 7. 1873, S. 2 f. (Nachruf auf Carl Boruttau).

46 Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel ..., a. a. O., S. 384 (Brief Robert Schweichels an Liebknecht vom 17. 4. 1871); Mitteilung von Herrn Ernst-Paul Boruttau (Schreiben vom 12. 4. 1997 an den Verf.). Heinrich Boruttau, geb. 15. 8. 1869, gest. 15. 5. 1923, Professor der Medizin. Seinen Sohn hatte Carl Boruttau noch evangelisch taufen lassen. – Bei der zwischen August und November 1869 geschlossenen ehelichen Verbindung hatten offenbar finanzielle Erwägungen eine Rolle gespielt; für die ihm als „Principienbruch“ geltende Eheschließung hatte Boruttau gemeint sich bei Johann Philipp Becker entschuldigen zu müssen: IISG, NL Becker 232 (Brief Boruttaus ab Becker, Leipzig, 11. 11. 1868).

anstatt der göttlichen Gerechtigkeit.“ Der Generalrat der IAA duldet jedoch keine zu großen Eigenständigkeiten innerhalb der Organisation; er verweigerte die Aufnahme der „Allianz“ als selbständige internationale Organisation in die IAA, woraufhin die Allianz ihre einzelnen regionalen Sektionen zu IAA-Sektionen umwandelte. Die baku-nistisch antiautoritär-libertär Orientierten in der IAA schufen sich jedoch neue Organi-sationen, so 1871 die „Fédération Jurassienne“. Die Konflikte schwelten weiter.⁴⁷

Daß Carl Boruttau, der sich in Genf eng an Johann Philipp Becker⁴⁸ anschloß, mit der IAA-Opposition der „Alliance“ und der „Fédération Jurassienne“ sympathisierte, erklärt sich einmal mehr mit seinem Engagement in der „religiösen Frage“ und seinem Verständnis von einem „ganzheitlichem Sozialismus“. Am 1. und 4. November 1871 er-schien im „Volksstaat“ unter dem Titel „Sozialismus und Kommunismus“ ein Aufsatz Boruttaus, der gegen die Kundgebung der „Volksstaat“-Redaktion: „Der Kommunis-mus ist der durchgeführte Sozialismus“ mit dem Grundsatz auftrat: „Der Sozialismus ist nach meiner Anschauungsweise eine neue Weltanschauung, welche sich auf religiösem Gebiet als Atheismus, auf politischem als Republikanismus und auf ökonomischem Gebiet als Kommunismus ausdrückt.“ Boruttau verteidigte und präzierte hier noch einmal seine Auffassung, daß die Sozialdemokratie auch eine politische, vor allem aber eine religiöse Partei sei, eine Auffassung, die von Teilen der Arbeiterbewegung, im zwei-ten Punkt auch vom „Volksstaat“, bestritten bzw. nicht genug zur Geltung gebracht werde. Die politische Abstinenz sei, aus prinzipiellen Gründen vertreten, absurd, ver-folge der Sozialismus doch das Ziel des freien Volksstaates, fehlerhaft aber auch, wenn aus taktischen Erwägungen erfolgend, denn unter den gegebenen Herrschaftsverhält-nissen sei zwar eine Politik politischer Reform kaum erfolgversprechend, doch ohne die Verteidigung bzw. die Erweiterung von Rede-, Presse- und Vereinigungsfreiheit auf politischer Ebene sei z. B. eine sozialistische Mobilisierung des bislang als „Stimmvieh“ mißbrauchten Landproletariats kaum möglich. Von noch größerer Bedeutung aber sei es für die sozialistische Bewegung, „[...] durch allgemeine und gründliche Volksauf-klärung den Gottesaberglauben auszurotten“, stelle das theistische Autoritätsprinzip doch die Grundlage aller Herrschaftslegitimation im gegenwärtigen Staat „vom Vice-könig bis zum Familienvater“ dar. Zweifellos sei die Entwicklung der Glaubensvorstel-lungen durch die jeweiligen ökonomischen Verhältnisse bedingt, doch lasse sich kaum auch „eine unverkennbare Rückwirkung“ der bestehenden Sitten-, Kirchen- und Staats-gesetze auf diese ökonomischen Verhältnisse bestreiten. Boruttau schloß seinen grund-legenden Aufsatz mit der Bemerkung, es bedürfe „[...] wohl weiter keines Beweises, daß

47 Programm der „Allianz“ zitiert nach: Michael Bakunin, Sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow, Berlin 1977, S. 469. Zu den Konflikten innerhalb der IAA um den Bakunismus, die „Alliance“ und die „Fédération“ siehe Julius Braunthal, Geschichte ..., a. a. O., bes. S. 184–191, und Henryk Katz, Emancipation ..., a. a. O., bes. S. 51–69 und S. 96–115. Knapp zur Biographie Bakunins zuletzt Friedhelm Solms, Ich will nicht Ich sein; ich will Wir sein. Die Geschichte des ersten Berufsrevo-lutionärs Michail Alexandrowitsch Bakunin, in: Zur Geschichte und Idee der herrschaftsfreien Gesell-schaft. Hrsg. von Hans Diefenbacher, Darmstadt 1996, S. 105–128; zu den Auseinandersetzungen um die IAA S. 114–116.

48 Becker und Boruttau traten auch gemeinsam als Redner bei Arbeiterversammlungen auf, so z. B. am 8. April 1871 auf einer Zusammenkunft deutschsprachiger Arbeiter im Genfer „Temple-Unique“. Siehe James Guillaume, L'Internationale. Documents et souvenirs (1864–1872), 4 Bde., Paris 1985, Bd. 2, S. 147.

man eben nur die Einführung der sozialistischen *Sitte* als Endzweck bezeichnen kann und daß zu diesem Zweck nicht nur die bestehende theistische Kirche und der bestehende theistische Staat, sondern auch die bestehende theistische (patriarchalische) Sitte beseitigt werden muß.“⁴⁹

Dieser Artikel löste sofort eine heftige Reaktion bei Friedrich Engels in London aus. Besonders verärgert war Engels über eine Spitze Boruttaus gegen den Generalrat der IAA. Wenige Tage nach der Niederschlagung der Commune am 6. Juni 1871 hatte der französische Außenminister Jules Favre eine Zirkularnote an die europäischen Regierungen gesandt, um sie über die Gefahr, die von der IAA ausgehe, zu unterrichten. Favre hatte in seiner von der „Times“ wiedergegebenen Note, die eine Welle von Repressalien gegen die „Internationale“ in Europa nach sich zog, auch auf das Programm der Allianz mit seinem atheistischen Bekenntnis verwiesen. Am 13. Juni 1871 erschien daraufhin in der „Times“ ein Brief des Londoner Generalrates, in dem eine Verantwortung der IAA für Verlautbarungen der „Allianz“ zurückgewiesen wurde. Boruttau griff diese Distanzierung im November scharf an: „Aber ist es etwa eine nicht des Spottes würdige Schwäche, wenn eine Fraktion der Internationalen, und zwar die zur Zeit im Generalrath die Majorität bildende Fraktion, es für nothwendig gehalten hat, den atheistischen Charakter der sozialistischen Bewegung öffentlich zu verleugnen und so die Mitglieder dieses Vereins dem Verdacht ausgesetzt hat, als erachteten sie die sittlich-religiöse Bildung für nichts, die ökonomisch-politische Macht für Alles?“⁵⁰ Engels sah in dieser Attacke einen neuerlichen Beweis für den von Marx geteilten Vorwurf, „[...] daß dieser Esel allerdings bis über die Ohren in Bak[unin]s Garn steckt“,“⁵¹ denn ebenso wie Bakunin fordere er gegen den Generalrat der IAA den obligatorischen Atheismus für alle Mitglieder der Internationale und tadele zudem die Kritik an der „Alliance“: ein „konfuse[r] Schafskopf“⁵², der sich zum „vielleicht unbewußte[n] Werkzeug der Genfer Konspiration gegen den Generalrat“⁵³ mache. Inwieweit dem Londoner Blick, der Bakunin, „Alliance“ und „Fédération Jurassienne“ stets nur in der Perspektive von „Konspiration“, „Verrat“ und „Komplott“ sah, unbedingt gefolgt werden muß, sei dahingestellt. Der Haager Kongreß der IAA vom 2. bis 7. September 1872, der mit dem Ausschluß von Bakunin aus der Internationale endete, sollte die letzte Konferenz dieser Organisation bleiben: der scharfe Kurs gegenüber dem anarchistischen Flügel bedeutete letztlich das Todesurteil für die IAA.⁵⁴

Marx setzte im November 1871 Liebknecht in Sachen Boruttau in der ihm eigenen autoritären Art massiv unter Druck: „Wenn ich dir also schreibe, daß keine Briefe Boruttaus, die sich irgendwie auf die Internationale beziehen [...], im ‚Volksstaat‘ zu drucken sind, so hast Du einfach zu entscheiden, ob Du gegen oder mit uns handeln

49 *Der Volksstaat* vom 1. 11. 1871, Nr. 88, S. 2; a. a. O., 4. 11. 1871, Nr. 89, S. 2 f.

50 A. a. O. Vgl. Julius Braunthal, *Geschichte ...*, a. a. O., S. 168–174; Henryk Katz, *Emancipation ...*, a. a. O., S. 84. Von Boruttaus Vorwürfen distanzierte sich bereits die Redaktion des *Volksstaates* in einer Fußnote zu dessen Artikel.

51 Zitiert nach: MEW, Bd. 33, S. 360 (Brief Engels' an Liebknecht, London, 15. 12. 1871).

52 Ebd.

53 MEW, Bd. 33, S. 322 (Brief Marx' an Liebknecht, London, 17. 11. 1871).

54 Vgl. Julius Braunthal, *Geschichte ...*, a. a. O., S. 191–197; Henryk Katz, *Emancipation ...*, a. a. O., S. 128 bis 138.

willst. Im letzteren Fall sind meine, auf genaue Kenntnis der Umstände gegründeten, Winke direkt zu befolgen.“⁵⁵ Die von Johann Philipp Becker gestützten Vorwürfe – Becker bezeichnete den Genfer Nachbarn als „heißgespornte[n] Prinzipienreiter“, der bei jedem praktischen Schritt „auf den Hintern“ falle und „mit der *Fédération jurassienne* in wilder Ehe“ lebe⁵⁶ – wurden von den früheren Mitstreitern Boruttaus aus Leipzig Wilhelm Liebknecht und Adolf Hepner nicht geteilt. Liebknecht bürgte gegenüber Marx und Engels für die politische Ehrlichkeit Boruttaus, der von den Bakunisten beeinflusst sei, aber nicht mit ihnen konspirierte.⁵⁷ Hepner schickte im Juni 1872 an Engels einen Brief, den er von Boruttau erhalten hatte und in dem dieser um Material für das Auftreten gegen Bakunin bat.⁵⁸

Schon am 8. Oktober 1871 hatte Carl Boruttau an Wilhelm Liebknecht einen Brief geschrieben, in dem er nicht nur seine Skepsis gegenüber dem Generalrat der IAA äußerte, dem er dasselbe diktatorische Prinzip, wie es im ADAV herrsche, vorwarf. Das Schreiben kann auch als eine Art „philosophisch-politisches Bekenntnis“ Boruttaus gelten, weshalb es hier ausführlich zitiert sei.

„Wenn Marx-Engels die Darlegung ihrer Doctrin mit der Behauptung eröffnen (siehe das communistische Manifest), dass die ganze Culturgeschichte sich aus einer Reihe von ‚Klassen-Kämpfen‘ zusammensetzt, so befinden sie sich in einem, leicht nachzuweisenden Irrthum.

Nicht ‚Klassen‘ sondern ‚Partei‘-Kämpfe sind es, die den Pfad der Cultur-Entwicklung abzeichnen. Was versteht Marx unter den ‚Klassen‘ seiner Doctrin?; eingeständlicher Maassen nichts Weiter, als *ökonomisch* verschieden situierte Gruppen. Der Sklave, der Leibeigene, der Lohnarbeiter, das sind die der Reihe nach sich ablösenden ‚Klassen‘, soll heißen *ökonomisch* verschieden conditionirten Gruppen, denen es gemeinsam ist, dass sie unter den jedesmal gleichzeitig bestehenden sonstigen *ökonomischen* Gruppen die, wohlgemerkt *ökonomisch*, am schlechtesten gestellten sind.

Ist nun aber der *ökonomische* Zustand eines Individuums der einzige oder der einzig entscheidende Grund seiner gesamten Gesinnung? Theorie und Erfahrung lehren das Gegentheil. Die Naturwissenschaft liefert uns den [...] evidenten Beweis, das die natürliche Anlage (die *ererbte* Constitution des Gehirns, Rückenmarkes, Blutes etc.) für die Schicksale des Individuums, also namentlich auch für seine Gesinnung, entscheidend ist, und dass die wirtschaftlichen, Unterrichts- und Erziehungsverhältnisse, unter welchen das Individuum aufwächst, von verhältnismässig untergeordnetem und nebensächlichem Einfluss auf seine spätere Gesinnungs-Bethätigung d. h. auf seine Parteistellung sind.

Ein Blick auf unsere Partei giebt Ihnen einen unzweideutigen Beweis dieser Wahrheit. Wenn die Marxsche Doctrin richtig wäre, müssten alle Proletarier Socialdemokraten

55 MEW, Bd. 33, S. 322.

56 Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel ..., a. a. O., S. 398 (Brief Becker an Liebknecht, Genf, 24. 1. 1872).

57 Hinweis in a. a. O.

58 Hinweis in a. a. O., S. 793. Engels ließ sich davon allerdings nicht beeindrucken, sondern warnte Hepner eindringlich vor Boruttau, der dieses Material im Dienste für die Bakunisten angefordert habe, die nur wissen wollten, was man gegen sie in den Händen habe; a. a. O., S. 495 f. (Engels an Hepner, London, 2. 7. 1872).

sein. Dass dieses nicht der Fall ist, wissen Sie besser als ich. Die Proletarier sind theils Papisten, theils Royalisten d. h. Leute, die von ‚Gottes‘ und ‚Obrigkeits‘-Gnaden ihr irdisches und Seelenheil erwarten, theils sind sie eingefleischte Anhänger der ‚liberalen‘ Weisheit, dass ‚jeder seines Glückes Schmied‘, dass jeder durch Fleiss und Sparsamkeit sich ‚emporzuschwingen‘ im Stande sei, nur ein verhältnissmässig kleiner Theil des Proletariats gehört unserer Partei an, welche, wie ich Ihnen nicht ausführlich zu erklären brauche, aus Mitgliedern *aller* ökonomischen Gruppen zusammengesetzt ist und keineswegs ausschließlich aus Lohnarbeitern besteht; unter der Zahl der eifrigsten, aufopferndsten und treuesten Parteigenossen gehört gut die Hälfte nicht dem sogen. Lohnarbeiter-Stande an. – Es begreift sich das sehr leicht. Was uns revolutionair macht, was uns nöthigt den Umsturz der bestehenden Institutionen zu erstreben, ist *ganz im Allgemeinen ein leidender resp. ‚mitleidender‘ Zustand*, in dem wir uns befinden. Dieses von uns empfundene, und in seinen Ursachen (mehr oder weniger klar) erkannte Leiden ist durchaus *nicht exclusiv* ökonomischen Ursprunges.“⁵⁹

8. Letzte Tage

Unterdessen verschlechterte sich Boruttaus Gesundheitszustand aufgrund seiner kriegsbedingten Lungenerkrankung zusehends. Schon im Januar 1872 hielt Johann Philipp Becker seine Lebenstage für gezählt.⁶⁰ Dem treuen Liebknecht gegenüber kündigte der Kranke Mitte Oktober an, „für einige Zeit nach dem Orient gehn“ zu wollen, da er sich von diesem Klimawechsel Besserung erhoffte. Am 17. Dezember 1872 reiste Boruttau ab; vielleicht ahnte er schon, daß er Europa nicht wiedersehen werde.⁶¹ Trotz der Gegnerschaft von Marx und Engels, an die sich letztlich auch Johann Philipp Becker anschloß, genoß der Sozialdemokrat zu diesem Zeitpunkt doch auch einiges Ansehen in der deutschen Arbeiterbewegung; so schlug Adolf Hepner Joseph Dietzgen (1828–1888) vor, neben Samuel Kokosky auch Carl Boruttau ein Exemplar seiner zentralen theoretischen Schrift „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit“ zur Begutachtung zukommen zu lassen.⁶²

Am 21. Dezember 1872 erschien im sozialdemokratischen „Fürther Demokratischen Wochenblatt“ der letzte zu Lebzeiten veröffentlichte Text Carl Boruttaus, ein Artikel unter dem Titel „Der Socialismus und das Christenthum“, der offensichtlich auf einem

59 A. a. O., S. 438–440.

60 „Der gute Mann ist übrigens krank und um ihm seine gezählten Lebenstage nicht noch mehr zu verbittern, behandle ich ihn, ohne mich an die Heilung seiner Lungenflügel zu wagen, mit erheiternder Satyre.“ Becker an Wilhelm Liebknecht, Genf, den 24. 1. 1872, siehe a. a. O., S. 398.

61 A. a. O., S. 441 (Boruttau an Liebknecht, Genf, den 8. 10. 1872). Liebknecht hatte sich gegenüber Becker schon im Januar besorgt über den Gesundheitszustand Boruttaus geäußert und übermittelte diesem über Becker mehrfach Briefe; siehe a. a. O., S. 400, S. 402 und S. 408. – Vgl. auch IISG, NL Becker 240 (Brief Boruttaus an Becker, Genf, 13. 12. 1872).

62 Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel ..., a. a. O., S. 872 (Hepner an Dietzgen, zwischen dem 21. 12. 1872 und dem 26. 3. 1873). Dietzgen folgte diesem Rat; siehe Ursula Herrmann, Briefe von Joseph Dietzgen an Wilhelm Liebknecht und an die Redaktion des „Volksstaat“, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 13 (1971), S. 241–253, hier S. 247 (Brief Dietzgens an Hepner, nach dem 21. 12. 1873).

in Genf gehaltenen Vortrag beruhte. Abermals stellte der Arzt hier die gegensätzlichen Prinzipien des Theismus und des Atheismus gegenüber, hier nun, um das im zeitgenössischen Konservatismus, Liberalismus und Katholizismus („Kathedersozialisten“, katholische Sozialreformer), aber auch in einer Minderheit der Sozialdemokratie diskutierte Konzept eines „christlichen Sozialismus“ zu widerlegen. Die steilsten Sätze dieses Textes offenbaren ein utopisches Denken, dem ein Hang zum Totalitären wohl nicht abzusprechen ist. „Der Socialismus ist die Einleitung einer großen, neuen atheistischen Kulturperiode, an deren Begründung wir gemeinsam zu arbeiten die Ehre haben, und welche eine für unsern Blick unübersehbar lange Reihe von Jahrtausenden umfassen wird.“⁶³

Am 10. Februar 1873 berichtete Carl Boruttau in einem Brief an Wilhelm Liebknecht eingehend von seiner Reise über Frankreich, Italien und Ägypten nach Beirut, wo er bei einem Kollegen, dessen Frau er aus alten ostpreußischen Tagen kannte, Gastrecht erhielt. Hier, in der „Pharmacie prussienne Beirut“, schien sich zunächst seine Krankheit zu bessern, „hectisches Fieber“ und „Nachtschweisse“ schwanden.⁶⁴ Zweieinhalb Wochen später wandte sich Boruttau an die Redaktion des „Volksstaates“. Er erkundigte sich nach Carl Hirsch (1841–1900), Adolf Hepner und nach den in Hubertusbürger Festungshaft sitzenden Genossen Bebel und Liebknecht, bat um Übersendung des „Volksstaates“, des „Arbeiterprogramms“ und des „Offenen Antwortschreibens“ Lassalles sowie um den „Antisyllabus“, ein in der Sozialdemokratie weitverbreitetes antikirchliches Gedicht; schließlich bot er seine Mitarbeit am „Volksstaat“ an, da er noch „Mehreres in Petto“ habe.⁶⁵ Doch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Am 17. April 1873 rief die Genfer „Schneidersection des internationalen Arbeitervereins“ über den „Volksstaat“ alle sozialdemokratischen Parteigenossen zu einer Sammlung für die notleidende Familie Boruttaus auf, die inzwischen auch in Genf lebte. Wenige Tage später stellte Adele Boruttau im selben Blatt die Genfer Schneider bloß, indem sie jedwede Zuwendung ablehnte.⁶⁶ Für Carl Boruttau indes kam jede Hilfe zu spät. „Am 15. Juni hat im fernen Syrien ein edles, für die Freiheit glühendes Herz zu schlagen aufgehört. Carl Boruttau ist an diesem Tage in Beirut seinem Leiden erlegen“ – so eröffnete der „Volksstaat“ seinen am 16. Juli 1873 erscheinenden Nachruf auf den Parteigenossen. Der Verfasser („H. V.“) schilderte den Krankheitsverlauf Boruttaus, zu dem auch seine drückenden ökonomischen Verhältnisse und die verweigerte Pensionszahlung beigetragen hätten. „Endlich erlag ein Körper, obgleich sein Geist noch frisch und rege war und lebendigen Antheil an den Vorgängen in der Heimath nahm – auch ein Opfer unserer heutigen sozialen Misere. Diejenigen Parteigenossen, welche den persönlich so liebenswürdigen und bescheidenen, für alles Schöne, für Wahrheit und Recht

63 *Fürther Demokratisches Wochenblatt*, Nr. 51 vom 21. 12. 1872, S. 2 f. Auch zitiert in: Adolf Held, *Die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart*, Leipzig 1873, S. 100 f., als Beleg für die „socialdemokratische Religionsfeindschaft“, die sich aber immerhin „zu einer Art von erstem Pathos aufschwingt“.

64 Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel ..., a. a. O., S. 451–453.

65 A. a. O., S. 461–463 (Beirut, 27. 2. 1873).

66 *Der Volksstaat*, Nr. 31/34 vom 16. 4./26. 4. 1873, S. 4. Schon am 19. 2. 1873 hatte Carl Hirsch Wilhelm Liebknecht gegenüber bemerkt, Boruttau habe offenbar für Frau und Kind vor seiner Abreise Sorge getragen; Wilhelm Liebknecht, Briefwechsel ..., a. a. O., S. 459.

begeisterten Mann gekannt haben, werden ihm ein warmes Andenken schenken und unverdrossen an dem Werk fortarbeiten, das die ganze Seele des Verblichenen erfüllte.“⁶⁷

9. Nachwirken

Der Name Carl Boruttaus lebte in der deutschen Sozialdemokratie fort. Bereits ein Jahr nach seinem Tode erschien bei Thiele und Freese in Leipzig posthum die Studie „Religion und Sozialismus. Eine nachgelassene Schrift aus dem Jahre 1869 von Dr. C. Boruttau. Den deutschen Arbeitern gewidmet“. Wer die Herausgabe initiierte, läßt sich kaum klären. Deutlich ist zumindest, daß auch nach der Reichsgründung 1871 und vor der sich abzeichnenden Vereinigung der beiden Arbeiterparteien 1875 das Problem des Verhältnisses der Arbeiterbewegung zu Kirche und Religion von einigen Kräften in der Partei noch als so wichtig erachtet wurde, daß ihnen die Herausgabe der Schrift Boruttaus – eine umfangreiche (nun 64 Seiten starke) Version der Broschüre „Die religiöse Frage“ von 1869 – ein Anliegen war. Inhaltlich folgte „Religion und Sozialismus“ ganz dem Duktus von „Die religiöse Frage“; erwähnenswert sind allerdings die Kritik an der Formel von der „Religion als Privatsache“, die 1875 Eingang in das Programm der vereinigten „Sozialistischen Arbeiterpartei“ finden sollte, die gegenüber der zuerst publizierten Version schärfere Ablehnung der „freien Gemeinden“ einschließlich einer Polemik gegen Boruttaus früheren Mentor Julius Rupp, die eindeutige lassalleanische Prägung (u. a. Forderung von Produktionsgenossenschaften auf der Basis von Staatskrediten) und schließlich das ausdrückliche Bekenntnis zur „socialistischen Religion“: „Werden Sie nicht müde, Ihren Aufruf zur Abschaffung der Lohnarbeit unablässig zu wiederholen. Zeigen Sie durch die unwiderstehliche Kraft und den sittlichen Ernst dieses Ihres Aufrufes, daß mit der Befreiung der Arbeit zugleich eine neue, höhere Culturperiode gegeben ist, und seien Sie versichert, *man wird Ihnen freiwillig die Kirchen und die Dome öffnen und Sie werden dieselben anfüllen mit der Verkündigung der neuen, für Jahrtausende den Bildungsfortschritt bestimmenden Ideen, mit der Verkündigung der socialistischen Religion!*“⁶⁸ Sowohl der lassalleanische „Neue Social-Demokrat“ als auch der Bebel-Liebnechtsche „Volksstaat“ empfahlen und vertrieben Boruttaus posthume Schrift in den Jahren 1875 und 1876.

Für die Gegner der Sozialdemokratie stand der Name Carl Boruttau in den folgenden Jahren synonym für die angebliche Kirchen- und Religionsfeindschaft der Partei. In den Verhandlungen des Deutschen Reichstags vom 29. Januar 1876 nahm auch der preußische Innenminister Graf Eulenburg das Wort und griff die sozialistische Arbeiterpartei als Feindin der Kirche an. Er zitierte neben einem Aufsatz Joseph Dietzgens auch den „Volksstaat“-Artikel Boruttaus von 1871 und kommentierte: „Meine Herren, das ist der sozialistische Standpunkt auf kirchlichem Gebiet.“⁶⁹ Aber auch einer der

67 *Der Volksstaat*, Nr. 59 vom 16. 7. 1873, S. 2 f.

68 C. Boruttau, *Religion und Sozialismus. Eine nachgelassene Schrift aus dem Jahre 1869*, Leipzig [1874], S. 19 f., S. 44–46, S. 60–62 und S. 63 f. (Zitat).

69 Zitiert in: *Der Volksstaat*, Nr. 16 vom 9. 2. 1876, S. 1.

hellsichtigsten Kritiker der Sozialdemokratie, der evangelische Sozialtheoretiker Rudolf Todt (1839–1887), gedachte an prominenter Stelle Carl Boruttaus. In seinem zentralen Werk „Der radikale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft“ von 1877 zitierte er – in freier Formulierung – den genannten „Volksstaat“-Artikel: „Er [der Sozialismus] erstrebt ein dreifaches Ziel. Auf staatlichem Gebiet den Republikanismus; auf wirtschaftlich-socialen den Communismus; auf religiösem den Atheismus“, eine triadische Formel, die bereits Eulenburg zitiert hatte und die Todt nun seiner Darstellung der sozialistischen Ziele zugrunde legte, denn: „Sie gibt in Wahrheit das richtige Verständnis unserer heutigen radikalen socialistischen Bewegung.“⁷⁰ Es kann kaum verwundern, daß sowohl „Die religiöse Frage“ von 1869 als auch „Religion und Sozialismus“ von 1874 während der Ära des Sozialistengesetzes 1878 bis 1890 auf dem Index verbotener Schriften landeten.⁷¹

Aber auch aus dem kollektiven Gedächtnis der deutschen Sozialdemokratie verschwand Boruttau noch lange nicht. Sogar August Bebel schloß – wenn auch eher unbewußt als bewußt – in einer Reichstagsrede 1881 an Boruttaus „Ganzheitlichkeitstrias“ an, wenn er erklärte: „Wir erstreben auf politischem Gebiet die Republik, auf dem ökonomischen Gebiet den Sozialismus und auf dem, was man heute das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus.“⁷² Doch auch an der Parteibasis blieb Boruttau über seinen Tod hinaus bekannt. Wenige Tage vor Beginn der Berliner Kirchenaustrittskampagne von Johannes Most zu Beginn des Jahres 1878 schrieb ein Korrespondent aus Goldap an den „Vorwärts“ und bezog gegen die Teilnahme von Sozialdemokraten an Kirchenvorstandswahlen Stellung, indem er erklärte:

„Die sozialdemokratische Partei vertritt in politischer Hinsicht die radikalste Richtung, selbstverständlich muß dies auch in religiöser Hinsicht geschehen. Wenn radikal, dann auch consequent in allen Dingen. Möge daher keiner der Parteigenossen den Ruf Dr. Boruttau's in seiner vortrefflichen Schrift ‚Religion und Sozialismus‘ S. 63, aus der Landeskirche auszutreten, unberücksichtigt lassen. – Im Monat September d. J. [1877] feierte ich meinen 19jährigen Geburtstag dadurch, daß ich an dem betreffenden Tage meinen Austritt aus der Landeskirche anmeldete, der dann auch nach 5 Wochen erfolgte. Mögen alle Parteigenossen meinem Beispiel folgen und sich im neuen Jahre ganz und gar von der Kirche, überhaupt von aller Religion lossagen. Das ist mein Neujahrswunsch, den ich allen Genossen darbringe.“⁷³

Die Positionen Boruttaus, die ja weit über die Kirchenaustrittsaufforderung hinausgingen, blieben auch durch eine Neuauflage seiner Schrift „Die religiöse Frage und das

70 Rudolf Todt, *Der radikale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft*, Wittenberg 1877, S. 51.

71 *Religion und Sozialismus verboten* am 30. 12. 78 (Königliche Regierung zu Liegnitz); *Religiöse Frage verboten* am 11. 12. 78 (Kreishauptmannschaft Leipzig). Siehe Otto Atzrott, *Sozialdemokratische Druckschriften und Vereine verboten* auf Grund des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878, Berlin 1886, S. 55.

72 *Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstags*, 4. Legislaturperiode, 4. Session 1881. Bd. 1, S. 657 (Rede vom 31. 3. 1881).

73 *Der Volksstaat*, Nr. 4 vom 11. 1. 1878, S. 4 (Korrespondent: „M. Sz.“). – Zu Mosts Kirchenaustrittskampagne siehe Jochen-Christoph Kaiser, *Sozialdemokratie und „praktische“ Religionskritik. Das Beispiel der Kirchenaustrittsbewegung 1878–1914*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 22 (1982), S. 263–298, hier S. 267–277.

arbeitende Volk“ im selben Jahr 1878 der Parteidiskussion erhalten. Besorgt hatte diese Ausgabe Bruno Geiser (1846–1898), der sozialdemokratische Redakteur, Schriftsteller, Funktionär und Schwiegersohn Wilhelm Liebknechts. Geiser empfand gerade angesichts der anlaufenden Kampagne Mosts den Inhalt der Schrift „beinahe so vollkommen in die augenblicklichen Zeitverhältnisse und zur Klärung der herrschenden Volksansichten über Religion“ passend, daß er sich auf wenige Änderungen im Text beschränkte. Allerdings verschoben diese Änderungen doch den Akzent von Boruttaus Denken, denn überall dort, wo der Verfasser von 1869 noch im positiven Sinne von „Religion“ gesprochen hatte, ersetzte Geiser diesen Begriff durch „Moral“ oder „Sittlichkeit“. Einen mehrseitigen eigenen „Nachtrag“ schloß Geiser, der später den Vorsitz des „Breslauer Freidenkerbundes“ innehaben sollte, mit den Worten:

„Die fortschreitende Sittlichkeit fördert und erhält in letzter Instanz das menschliche Glück. In der sittlichen Frage – und in keiner anderen – ist auch die politische enthalten. Wie das Christenthum der fruchtbare Boden für den Absolutismus so ist eine neue, rein menschliche, rein sozialistische Moral der Pflanzboden politisch freier Menschengemeinschaften. Das müssen wir dem Volke beweisen und das können wir beweisen. Durch die Beleuchtung der sittlichen Seite des Sozialismus schwächen wir nicht unsere Propaganda, sondern wir stärken sie in allerhöchstem Maße; bei dem Kampf gegen die politischen und sozialen Uebelstände können und werden wir die Köpfe des Volkes gewinnen; mit dem Angriffe auf die Religion – vom Standpunkte einer geläuterten Sittlichkeit aus – erobern wir uns *die Herzen*, und damit ist für alle Zeit unser Spiel gewonnen!“⁷⁴

Carl Boruttau zählte zu den Pionieren eines „ethischen Sozialismus“, der sich von freireligiösen Vorstellungen gelöst hatte, aber weder die „religiöse Frage“ völlig leugnete noch einem „Atheismus sans phrase“ huldigte. Der – häufig noch freidenkerisch orientierte, bisweilen auch etwas naive – gedankliche Faden von Parteiintellektuellen wie Bruno Geiser, Albert Dulk (1819–1884), Jacob Stern (1843–1911) und Carl Boruttau wurde auf höherem Niveau in den 1890er Jahren von Eduard Bernstein und anderen wieder aufgenommen.⁷⁵ Bis auf den heutigen Tag wird er – befreit von den zeitgebundenen kirchen- und religionskritischen Spitzen – weitergesponnen: Grund genug, sich eines der unbekannten Väter dieser Tradition zu erinnern.

74 [Carl Boruttau,] *Die religiöse Frage und das arbeitende Volk*, Commissions-Verlag von R. E. Höhme Leipzig o. J., S. 1 (erstes Zitat), S. 27 (zweites Zitat). Das Vorwort ist datiert auf Ende Februar 1878, auf dem mir vorliegenden Exemplar ist allerdings auf der Titelseite das Jahr 1884 handschriftlich vermerkt. Weiterhin finden sich folgende Angaben: Boruttau, *Die religiöse Frage*, nach Boruttau bearbeitet (spätestens ab 1883 vom Züricher *Sozialdemokraten* vertrieben); Carl Boruttau, *Die religiöse Frage und das arbeitende Volk*, 2. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Bruno Geiser, Genossenschaftsdruckerei Leipzig 1878. – Hinweis auf Bruno Geiser als Vorsitzenden des Breslauer Freidenkerbundes in: *Menschenthum. Sonntagsblatt für Freidenker*. Organ des „Deutschen Freidenker-Bundes“, Nr. 19 (März 1890), S. 39.

75 Vgl. zu Albert Dulk: Michael Bäuerle, „Unerhört, aber wahr“. Albert Dulk – Bodenseeschwimmer, Revolutionär, Dramatiker und Freidenker, in: *Allmende*, Jg. 38/39 (1993), S. 157–170; zu Jacob Stern: Hellmut G. Haasis, „Ich bin ein armer Teufel, der ums liebe Brot schreibt“. Zum 150. Geburtstag des württembergischen Reformrabbins und sozialistischen Schriftstellers Jakob Stern (1843–1911) aus Niederstetten, in: *Allmende*, Eggingen, Jg. 38/39 (1993), S. 118–136; Manfred Lauer mann, Jakob Stern. Sozialist und Spinozist. Eine kleine Skizze zum 150. Geburtstag, in: *Spinoza in der europäischen Geistesgeschichte*. Hrsg. von Hanna Delf u. a., Berlin 1994, S. 365–392.

Joseph Wirth (1879–1956)

Überlegungen zu seiner Biographie*

Von Karl Heinrich Pohl

Biographische Studien haben in den letzten Jahren verstärkt Konjunktur. Deutliche Belege dafür sind – um nur zwei Beispiele zu nennen – die neuen Versuche namhafter deutscher und ausländischer Historiker über Bismarck¹ oder aber die Fülle von Fernsehsendungen über führende Persönlichkeiten des „Dritten Reiches“. Für diese Konjunktur gibt es viele Gründe. Zum einen ist es das öffentliche Interesse. Das Publikum konsumiert historische Produkte, in denen der *human touch* nicht zu kurz kommt, sehr gern. Das ermuntert viele Verlage, solche Projekte zu fördern. Darüber hinaus spielen aber wohl auch wissenschaftsinterne Gründe eine Rolle: Nach einer Zeit scheinbarer Dominanz der Sozialgeschichte und ihres strukturorientierten Zugriffs kann man die neue Blüte der Biographie auch als eine bewußte Abkehr von diesem Ansatz verstehen. Dabei spielt eine wichtige Rolle, daß die Sozialgeschichte erzählerische Elemente häufig vernachlässigte und damit oftmals am Publikumsinteresse vorbeiging.

Gefördert wird der Trend zur Biographie auch durch eine gewisse „Orientierungslosigkeit“ der gegenwärtigen historischen Forschung. Die Sozialgeschichte wird zwar in Frage gestellt; der neue „Kulturalismus“ ist jedoch nicht gerade breitenwirksam. Er artikuliert sich z. T. in einer Sprache, die eine Popularisierung seiner Ansätze über ein nicht speziell gebildetes Publikum hinaus kaum zuläßt. Ein neuer Historismus ist – angesichts des in langen Jahrzehnten ausgebildeten Theoriebewußtseins – nicht von vornherein ein Selbstgänger, auch wenn man seine Durchsetzungsfähigkeit nicht unterschätzen sollte. Gleichberechtigt – so scheint es jedenfalls – tummeln sich zur Zeit neben den „Kulturalisten“ die Sozialhistoriker, neben den Politikgeschichtlern die Neopositivisten, neben den Regional- auch die Landeshistoriker. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Unter diesen Umständen sind die Chancen der Biographie nicht schlecht. Sie ist nicht von vornherein der scharfen Methodenkritik einer von Theoretikern dominierten historischen Zunft ausgesetzt. Im Gegenteil: es scheint zur Zeit sogar auch unter den Größen der historischen Branche üblich geworden zu sein, das Feld der Biographie nicht nur Heimatforschern, emsigen Doktoranden und Habilitanden zu überlassen, sondern es auch selbst zu beackern.²

* Diskussion und Rezension der Studie von Ulrike HÖRSTER-PHILIPPS: **Joseph Wirth, 1879–1956. Eine politische Biographie** (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte; Reihe B: Forschungen, Bd. 82). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Schöningh 1998, 941 S. [künftig zitiert: Hörster-Philipp, Wirth].

1 Vgl. dazu nur die Biographien von Lothar Gall, Bismarck. Der weiße Revolutionär, Frankfurt a. M., Berlin und Wien 1983; Ernst Engelberg, Bismarck, 2 Bde., 5. Aufl., Berlin 1989; Otto Pflanze, Bismarck, München 1997.

2 Vgl. John C. G. Röhl, Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888, München 1993; Gerald D. Feldman, Hugo Stinnes. Biographie eines Industriellen 1870–1924, München 1998; Francis L. Carsten,

In der Tat spricht vieles für eine gute Biographie. Sie hat besonders dort ihre Stärken, wo das Geschehen nicht nur auf Sachzusammenhänge zurückgeführt wird (und das kann es niemals), sondern wo das subjektive Element, das individuelle Verhalten der Persönlichkeit, gebührend mit berücksichtigt wird.³ Diesen positiven Aspekten stehen allerdings auch Grenzen und Schwächen gegenüber. Bei jeder Biographie lauert die Gefahr, daß die Tätigkeit des „Helden“ überbewertet oder überinterpretiert wird, daß mithin eine einseitige, meist zu positive Perspektive überwiegt. Es liegt schließlich in der Natur der Sache, strukturelle Bedingungen der Politik bei diesem Sujet vorwiegend aus subjektiven Eigenarten und Befindlichkeiten – seien es ins Auge fallende Defizite und Schwächen oder besondere Fähigkeiten und Stärken – des Hauptakteurs abzuleiten. Dem kann man jedoch entgegenwirken, indem man die Persönlichkeit in „die Zeit“ stellt, bestimmte übergeordnete Probleme, die den Wirkungskreis der zu beschreibenden Persönlichkeit überragen, in den Mittelpunkt rückt oder aber immer wieder auch sozialgeschichtliche Passagen und Überlegungen in die Biographie einbringt.

Biographien scheinen besonders bei solchen Personen zu interessieren, die großen (politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen) Einfluß besessen haben. Dahin jedenfalls geht der Trend in den letzten Jahren. In diese Kategorie gehört sicherlich auch Joseph Wirth, um dessen Biographie es hier geht. Wirth war zweifellos eine der schillerndsten, aber auch interessantesten Persönlichkeiten, die während der vergangenen hundert Jahre in Deutschland Politik gestaltet haben. Da wäre etwa der breite historische Wirkungskreis des gebürtigen Badeners zu erwähnen, der vom späten Kaiserreich über die Weimarer Republik und das „Dritte Reich“ bis weit in die Geschichte Deutschlands (und seiner Teilung) reichte. Für die Untersuchung vieler Probleme der deutschen Geschichte dürfte daher die Biographie einer an so zentraler Stelle handelnden Persönlichkeit von hohem Wert sein. Interessant ist dabei vor allem, daß Wirths Bekanntheitsgrad dieser Bedeutung kaum entspricht. Ein gewisser biographischer Nachholbedarf ist also zweifellos vorhanden. Hinzu kommt, daß gerade das Leben eines politisch aktiv handelnden Zentrumspolitikers zur Untersuchung reizt. Einerseits gehörte diese Partei in der Weimarer Republik immer mit ins Machtzentrum, ihre führenden Protagonisten sind allein schon deswegen wichtig. Andererseits aber nahm diese Partei immer auch – schon durch die konfessionelle Prägung bedingt – eine besondere Position ein, eine Feststellung, die durch eine solche Biographie entweder bestätigt oder aber auch modifiziert werden könnte. Zudem: Biographien über führende Politiker des Zentrums in der Weimarer Republik sind – im Gegensatz etwa zu solchen über Sozialdemokraten oder auch bürgerliche Politiker (etwa Gustav Stresemann) – eher rar.⁴

[Forts. von Anm. 2]

Eduard Bernstein. Eine politische Biographie, München 1995; Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989, Bonn 1996.

3 Vgl. Christiane Scheidemann, Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau (1869–1928). Eine politische Biographie, Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien 1998, S. 15.

4 Vgl. aber u. a. von Ulrich Hehl, Wilhelm Marx 1863–1946. Eine politische Biographie, Mainz 1987; Helmut J. Schorr, Adam Stegerwald. Gewerkschafter und Politiker der ersten deutschen Republik, Recklinghausen 1966; Hans-Peter Schwarz, Adenauer. Der Aufstieg 1976–1952, Stuttgart 1986; Hubert Gruber, Friedrich Muckermann S. J. 1883–1946. Ein katholischer Publizist in der Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist, Mainz 1993.

Nicht zuletzt aber interessiert der Politiker (und Mensch) Wirth unter dem Gesichtspunkt der demokratischen Tradition. Es muß wohl als eine feststehende Tatsache gelten, daß es in Deutschland eine kräftige Tradition des Obrigkeitsstaates und der antidemokratischen Kräfte gegeben hat. Diesem Haupttrend wirkten aber nur sehr schwache demokratische Kräfte entgegen, an die das heutige demokratische Deutschland historisch anknüpfen könnte. Angesichts dieser Tatsache kann Wirths Tätigkeit sowohl im Kaiserreich und der Weimarer Republik als auch in der Zeit des „Dritten Reiches“ und den ersten Jahren der Bundesrepublik sicherlich wichtige Akzente setzen, denn Wirth gehörte zweifellos zu den wenigen Politikern in Deutschland, die immer und unerschütterlich eine oftmals unbequeme liberale und demokratische Politik – und das gegen jeden Widerstand – verfochten haben.

Als aktiver Politiker bleibt Wirth schließlich vor allem deswegen von bleibendem Interesse, weil er und seine Politik in vielen Aspekten als in besonderem Maße umstritten gelten. Das betrifft sowohl die von ihm mitgeprägte Rapallopolitik als auch seine Opposition gegen Adenauers Außenpolitik nach 1949. Man wird Wirths Anschauungen zwar nicht als reine Außenseiterpositionen bezeichnen können, den *mainstream* der öffentlichen Meinung haben sie aber nur selten vollständig getroffen.

An eine Biographie über Wirth sind also hohe Erwartungen geknüpft. Sie stellt aber auch eine dankbare Aufgabe dar. Der Leser wünscht sich viel Aufklärung, erhofft sich, daß mit ihr ein Stück deutscher Geschichte neu (oder anders) geschrieben werden könnte. Er wünscht sich zugleich vertiefende Kenntnisse über die Person dieses knorrigten Badeners und möchte wohl auch wissen, in welche großen Zusammenhänge deutscher Geschichte die politischen Beiträge Wirths einzuordnen sind. Kurzum: man erwartet neue Materialien und Informationen über Wirths Politik, die in den großen Zusammenhang der gegenwärtigen Diskussion über die Geschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert gestellt werden können.

Um es zu wiederholen: es handelt sich bei einer Biographie über Joseph Wirth um ein notwendiges und wichtiges, zugleich aber auch um ein höchst anspruchsvolles Projekt. Diesen Ansprüchen – um ein Urteil vorweg abzugeben – entspricht die Studie von Ulrike Hörster-Philipps nicht in allen Aspekten.

I

Wer theoretische Überlegungen von der Autorin über die Möglichkeiten und Grenzen einer modernen Biographie erwartet hat, wird von der Studie sehr enttäuscht sein. In ihrer knapp vierzehnsseitigen Einleitung (bei einem Umfang von etwa 950 Seiten, den die Studie umfaßt, nicht gerade umfangreich) läßt sich die Autorin darüber jedenfalls nicht aus. Es scheint sich vielmehr um eine dem neuen Historismus verpflichtete Arbeit zu handeln, bei der die Position der Autorin weit zurücktritt. Überspitzt ausgedrückt: in dieser Habilitationsschrift wird man eine theoretische Konzeption nur sehr schwer finden können. Zudem legt die Verfasserin auch das eigene Erkenntnisinteresse nicht offen. Das Ziel nämlich, das Leben eines Politikers möglichst umfänglich und lückenlos schildern zu wollen, ist *keine* Konzeption.

Zudem darf man gerade von einer *Habilitationsschrift* mehr über den Sinn einer Biographie erwarten als die Erklärung, daß es auch heute noch relativ wenige Biographien über führende Politiker der Weimarer Republik gäbe. Was in der Tat zutrifft. Den Fragen, was eine Biographie heute leisten kann, worin ihre Gefahren bestehen, warum es sinnvoll ist, sich gegenüber dem sozialgeschichtlichen Ansatz damit zu profilieren, stellt sich die Verfasserin der Studie nicht. Und schon gar nichts hört man darüber, welche Position die Autorin in der kontroversen Auseinandersetzung um die Würdigung Wirths, die heute in der Geschichtswissenschaft ausgefochten wird, einzunehmen gedenkt. Statt dessen ist die Einleitung gewürzt mit einer massiven Kritik an der nahezu gleichzeitig erschienenen Studie des Konkurrenten Heinz Küppers,⁵ dem sie methodische Unzulässigkeiten⁶ und ein „sachlich unrichtiges, verzerrtes Wirth-Bild“⁷ vorwirft. Mögen die Werturteile und Kategorien Küppers' auch zweifelhaft sein, über die eigenen Werturteile und Kategorien der Autorin hätte man gern einiges erfahren.⁸

Das Resümee der Autorin reicht jedenfalls nicht aus: „Die vorliegende Biographie über Joseph Wirth ist bemüht, dem Anspruch einer wissenschaftlich fundierten Gesamtbiographie gerecht zu werden. Gerade deshalb wäre es nicht angemessen, wollte man Person und Lebensweg des Beschriebenen aus dem zeitgeschichtlichen Kontext herauslösen und ihn zu eng auf Denken und Handeln der eigenen Person begrenzen. Gerecht werden kann man Wirths Persönlichkeit und seinem politischen Lebensweg nur dann, wenn man Hintergründe und Zeitumstände angemessen berücksichtigt. Wirths Biographie widerspiegelt in besonders eindringlicher Weise die Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts mit allen Höhen und Tiefen, Gegensätzen und Problemen, mit allen Brennpunkten der deutschen und europäischen Geschichte.“⁹

II

Bewegen wir uns zu Anfang auf einem sicheren Feld, der Untersuchung der Quellen- und Literaturbasis der Studie. Es steht ganz außer Zweifel, daß die Autorin mit sehr großer Energie, immensem Eifer und erheblichem Geschick nicht nur die relevante Literatur aufgespürt, durchforstet und erarbeitet, sondern sich auch eine sehr breite Quellenbasis beschafft hat. Sie nutzte mit großer Intensität vor allem die seit 1990 zur Verfügung stehenden beiden Teilnachlässe Wirths, zum einen den im Bundesarchiv Koblenz verwahrten und nach langwierigen Verhandlungen von den Erben Wirths zur Verfügung gestellten und zum anderen den Aktenbestand von etwa 30 000 Blatt, der seit

5 Heinrich Küppers, Joseph Wirth. Parlamentarier, Minister und Kanzler der Weimarer Republik. Hrsg. von Michael Salewski und Jürgen Elvert, Stuttgart 1997.

6 Hörster-Philipps, Wirth, S. 30.

7 A. a. O., S. 31.

8 Man vergleiche in diesem Zusammenhang die engagierten Schriften der Autorin aus den siebziger Jahren, z. B. Wer war Hitler wirklich? Großkapital und Faschismus 1918–1945, Köln 1978, Einleitung S. 9–13. Selbst wenn die Autorin ihre Positionen aus den siebziger Jahren heute nicht mehr so scharf vertritt – ist es wirklich notwendig, daraus die Konsequenz zu ziehen, überhaupt keine Position mehr einnehmen zu wollen?

9 Hörster-Philipps, Wirth, S. 32.

kurzem im „Zentrum für die Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen“ in Moskau lagert und lange Zeit einer breiteren Öffentlichkeit ebenfalls nicht zugänglich war.¹⁰

Das gut vierzig Seiten umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis kann daher im allgemeinen voll zufriedenstellen, selbst wenn man zu einzelnen Problemkreisen (Locarnopolitik, Affäre „Papst“, Ermordung Rathenaus) gern die neueste oder ältere Standard- sowie auch Memoirenliteratur verwendet gesehen hätte. Lücken aber wird man immer finden, wenn man danach sucht. Dies gilt insbesondere für eine Studie, die fast ein Jahrhundert neuester Geschichte umfaßt.

Auffälliger hingegen ist etwas anderes: Die Autorin betont zu Recht, daß Wirth immer ein Mann des gesprochenen Wortes gewesen sei, ein glänzender Redner.¹¹ Das geht aus den Protokollen vieler Reden Wirths hervor, obwohl solche schriftlichen Aufzeichnungen immer nur einen Teil der Wirkung erkennen lassen, die die mündliche Rede hervorruft. In jedem Fall ist dies ein wichtiger Aspekt, an dem die Studie ansetzen möchte. Daher muß es überraschen, daß die Autorin die wichtige Quelle der Reichstagsprotokolle weitgehend vernachlässigt hat. Offensichtlich im „Rausch“ ihrer neuen Quellen aus Koblenz und Moskau befangen, hat sie diese längst bekannte alte Quellensorte offenbar übergangen. Dies scheint mir ein gravierender Fehler – mit erheblichen Folgen – zu sein.

Zum einen beraubt sich die Autorin mit dieser Enthaltensamkeit der Möglichkeit, die rhetorischen Fähigkeiten Wirths in einem systematischen Verfahren herauszuarbeiten und zu belegen. Statt die – von vielen Zeitzeugen belegte – Behauptung nur wiederzugeben, Wirth sei ein guter Redner gewesen, hätte sie auf diese Art und Weise seine Talente viel grundsätzlicher belegen und im einzelnen illustrieren können. Reichstagsreden sind nun einmal eine erstklassige Quelle dafür, das rednerische Talent eines Abgeordneten oder Ministers zu analysieren, die rhetorische Schlagkraft breit zu dokumentieren und die Debattierkunst auch in den Momenten höchster Anspannung zu belegen.

Gravierender fällt zum anderen ins Gewicht, daß auf diese Weise eine wichtige Quelle nicht ausgeschöpft wurde, die die politischen Intentionen, Interessen und Schwerpunkte Wirths ausgezeichnet wiedergibt. Aktivitäten und politische Absichten, Wünsche und politische Visionen, die anderswo kaum zutage treten, wurden von ihm sehr häufig gerade in der politischen Auseinandersetzung vor dem Forum des Reichstags artikuliert. Dort – und nicht nur in persönlichen Memoranden und Aufzeichnungen – finden wir politische Absichtserklärungen, die oftmals nicht nur fein ziseliert sind, sondern auch sprachlich auf den politischen Tageskampf abgestimmt wurden. Vor allem aber finden wir dort auch die ganze Breite seiner Interessen und seines politischen Wirkens.

Im folgenden ein kurzes Beispiel für den Verlust, den der Verzicht auf diese Quellensorte für die Biographie bedeutet: In ihr bleibt erstaunlicherweise die Auseinandersetzung Wirths mit der deutschen Außenpolitik (und der deutschen Wirtschaftsaußenpolitik) in den mittleren Jahren von Weimar, insbesondere mit der Locarnopolitik Stresemanns

¹⁰ A. a. O., S. 24 ff.

¹¹ A. a. O., S. 27.

und seiner Regierungskoalition, sehr summarisch und wenig intensiv, obwohl doch Wirth ein Außenpolitiker par excellence war. Die neuere Literatur zum europäischen Eisenpakt, zum Vertrag von Locarno und zu Deutschlands Eintritt in den Völkerbund wird nur partiell zur Kenntnis genommen.¹² Richtig ist sicherlich, daß Wirth zu dieser Zeit außenpolitisch nicht gestaltend in die politische Auseinandersetzung eingreifen konnte. Trotzdem aber äußerte er sich mehrfach kenntnisreich. Seine Ablehnung bleibt aber in den Ausführungen der Autorin ziemlich unverständlich und substanzlos. Warum Wirth schließlich auf der Reise der Interparlamentarischen Union nach Amerika diese Politik doch verteidigte und guthieß, wird ebenfalls kaum erklärt.¹³

Auch den Auseinandersetzungen um den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und die Internationale Rohstahlgemeinschaft sowie die Bildung der Vereinigten Stahlwerke wird nicht intensiv nachgegangen, obwohl hier Wirth wichtige Reden gehalten und sich sehr deutlich geäußert hat. Angesichts der Bedeutung dieser Vorgänge ist diese Nichtbeachtung nur schwer nachzuvollziehen und wohl kaum zu begründen. Die Tatsache aber, daß der Abgeordnete Wirth einer der wenigen bürgerlichen Politiker war, die sich Mitte der zwanziger Jahre intensiv mit der „Wirtschaftsaußenpolitik“ Stresemanns auseinandersetzen, scharfsinnige Kritik am Zustandekommen der Vereinigten Stahlwerke übten und beachtenswerte Gedanken zur (gefährlichen) Rolle der Schwerindustrie in der Weimarer Republik artikulierten, vor den Gefahren einer Ökonomisierung der deutschen Außenpolitik warnten und auf die kontrollierende Rolle des Staates hinwiesen, hätte in einer solchen Biographie nicht fehlen dürfen. Damit werden wichtige Aspekte, die die außen- und innenpolitische Haltung Wirths in allen ihren Facetten kennzeichnen, leichtsinnig übergangen, die politischen Visionen sträflich verkürzt und die Person Wirths mithin (zumindest partiell) um ihre historische Bedeutung gebracht.¹⁴

III

Zu Recht darf man von einer Biographie vor allem Informationen über das politische Handeln der Hauptfigur erwarten, man darf auf die Taten gespannt sein. Die politischen Auswirkungen dieser Taten sollen systematisch analysiert werden. Kurzum: der „Held“ muß in Aktion zu sehen sein. Zu einer kompletten Biographie gehört aber *auch* die Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit des Helden, gehört *auch* seine Entwicklung, gehören seine großen und kleinen menschlichen Eigenschaften, seine Psychologie. Was war das für ein Mensch? Was macht ihn sympathisch, was läßt ihn unsympathisch erscheinen? Warum handelte er gerade so, wie er handelte? Warum war er so voller Spannungen und Widersprüche? Warum tat er manchmal das Unerwartete, das

12 Vgl. dazu generell die neuere Darstellung von Gottfried Niedhardt, *Die Außenpolitik der Weimarer Republik*, München 1999. Auf jeden Fall hätte berücksichtigt werden müssen: *Internationale Kartelle und Außenpolitik. Beiträge zur Zwischenkriegszeit*. Hrsg. von Clemens Wurm, Stuttgart 1989.

13 Hörster Philipps, Wirth, S. 308.

14 Vgl. etwa die Ausführungen Wirths vom 24. 11. 1926 (= 237. Sitzung des Reichstages. Stenographische Berichte, Bd. 391), S. 8182.

rein sachlich nicht Erklärbare? Mit wem war er befreundet, und wie zeigte sich diese Freundschaft?

Zu diesen Fragen sind Informationen meist schlecht zu beschaffen, das sei der Autorin konzidiert. Aus den Akten ergeben sich solche Informationen nur selten; Beschreibungen von Zeitgenossen liegen nicht immer vor, und die psychologische Analyse ist nicht jedermanns Sache. Trotzdem, diese Aspekte gehören zu einer jeden Biographie. Um hier weiterzukommen, kann man Bilder auswerten, Lebensläufe studieren, archivierte Reden anhören, noch lebende Zeitgenossen interviewen, die zwar oft in der Sache nicht viel Neues beitragen, manchmal jedoch in der Lage sind, atmosphärisch dichte Schilderungen der Persönlichkeit zu geben – um auf Dinge hinzuweisen, die eben *nicht* in den Akten stehen.

Die Autorin bemüht sich, diesen Aspekt zu berücksichtigen. Trotzdem aber bleibt es bei einem relativ unscharfen Bild. Die Autorin trägt zwar viele Informationen über die Familie zusammen und skizziert kenntnisreich das liberale politische Umfeld vor dem Kaiserreich. Das allerdings gewinnt trotzdem kaum scharfe Konturen. Zudem: es ist zu bezweifeln, daß der badische Katholizismus tatsächlich so liberal und politisch so aufgeschlossen war, wie es von der Autorin ohne nähere Belege behauptet wird.¹⁵ Es fehlt hier eine notwendige intensive Auseinandersetzung mit den Differenzen von Zentrum und Liberalismus in der badischen Innenpolitik vor 1914, in der sich Wirth ja seine ersten Spuren verdiente.¹⁶

Ebenfalls versucht die Autorin, Wirths schulische Karriere nachzuzeichnen, Studium und Lehrerlaufbahn zu rekonstruieren. Vieles aber bleibt auch hier merkwürdig blaß, und vieles vor allem bleibt weiterhin offen. Es fehlen fast alle Informationen über Wirths Haltung zum Kriegeausbruch 1914, den er immerhin als „Debacle“ bezeichnete.¹⁷ Seine innere Einstellung zum autoritären Reich, zum allgemeinen politischen System, zum preußischen Obrigkeitsstaat bleibt insgesamt ein wenig vage. Wirth war doch zu dieser Zeit schon weit über dreißig Jahre alt, langjähriger Landtags- und auch Reichstagsabgeordneter. Er hatte doch mithin ausgereifte Vorstellungen.

An kaum einer Stelle wird zudem versucht – das ist besonders kritisch hervorzuheben – ein zusammenfassendes Bild der Persönlichkeit Wirths zu geben, sondern es bleibt bei Andeutungen. Durch das gesamte Buch ziehen sich etwa – um ein Beispiel zu nennen – Bemerkungen, die Wirths Liebe zum Wein betreffen. Mehr als einmal wird betont, daß er zu einem „roten Näschen“ neigte. Das ist für einen Badener an sich noch nichts Besonderes. Der Gesandte Adolf Müller erinnerte sich aber immerhin anlässlich des Besuches, den Wirth auf dem Wege zur Konferenz von Genua in Bern bei ihm machte, daß man in sehr hohem Maße mit dem Herrn Reichskanzler badische Weine konsumiert habe,¹⁸ so daß sein „rotes Näschen“ noch „röter“ geworden sei.

Dabei bleibt es jedoch nicht. Interessant ist vielmehr, daß die Autorin sogar auf einen möglichen Alkoholmißbrauch während der Emigration hinweist.¹⁹ Sie schildert

¹⁵ Hörster-Philipps, Wirth, S. 33.

¹⁶ A. a. O., S. 49 ff.

¹⁷ A. a. O., S. 54.

¹⁸ Mitteilung seines Sohnes, Prof. Dr. Carl Müller.

¹⁹ Hörster-Philipps, Wirth, S. 607.

zudem, daß nach 1945 bei der Kontaktaufnahme mit einem Mittelsmann aus der DDR, bei der die Modalitäten einer Reise Wirths dorthin erörtert wurden, Wirth ebenfalls erhebliche Mengen Wein konsumiert habe, so daß der Kontaktmann vermutete, Wirth sei dem Wein „verfallen“.²⁰ Der Aspekt des Problems mit dem Alkohol zieht sich also wie ein roter Faden durch das ganze Leben Wirths. Es war offensichtlich jedermann bekannt, daß Wirth „gern einen trank“.²¹

Zu diesem Aspekt der Persönlichkeit von Wirth hätte man nun gezielt mehr Material zusammentragen und dieses Material auch intensiver interpretieren, zu einem Psychogramm des Badeners verwenden – und möglicherweise auch Hypothesen für diesen Tatbestand entwickeln können. Man hätte diese Tatsache als einen Teil seiner Persönlichkeit hinstellen können, der für die politischen Handlungen möglicherweise nicht unbedeutend gewesen ist. Alles dieses hätte man tun können, ohne Wirth als einen vom Alkohol abhängigen Menschen denunzieren zu müssen. Allein der Versuch zu solchen, die Persönlichkeit fassenden, weitergehenden Hypothesen fehlt jedoch in dieser Biographie. Persönlichkeit und politisches Handeln bleiben voneinander getrennt. Das Pfund, mit dem gerade eine Biographie wuchern kann, nämlich das Erklären bestimmter Handlungsweisen nicht nur aus Sach- und Strukturzwängen heraus, sondern als mitbedingt durch persönliche Motive, Vorlieben, Eigenschaften und Schwächen, wird hier leichtfertig vergeben. Dies aber ist um so unerklärlicher, als das Problem des Alkoholismus bei Wirth sowohl in der politischen als auch in der historischen Diskussion eine erhebliche Rolle gespielt hat.²²

Auch der Frage, wie Wirth zur Religion stand und in welchem Maße religiöse Vorstellungen sein persönliches und politisches Handeln geprägt haben, wird nicht immer in dem gebotenen Maße nachgegangen. Aus der Erziehung im Elternhaus kann man keine absolut klaren Vorstellungen gewinnen; aus seinem allgemeinen politischen Handeln heraus läßt er sich aber wohl kaum als religiöser „Hardliner“ einordnen. Durch die Religion geprägt wurde er aber sicherlich in seinem ganzen politischen Wirken.

Interessant wäre es in diesem Zusammenhang gewesen, seine Auseinandersetzung mit der „Gottlosenbewegung“ zu analysieren.²³ War sein politischer Kampf gegen die vom Freidenkerverband und von der Kommunistischen Partei ins Leben gerufene und unterstützte atheistische und antikirchliche Bewegung in der Weimarer Republik vor allem als eine von der Sache her zu begründende Aktion zu verstehen, die man in erster Linie auf dem Hintergrund der politischen Entwicklungen in der UdSSR und der vatikanischen Rußlandpolitik zu interpretieren hat, wie die Autorin auf der einen Seite behauptet? Oder hatte Wirth, „der Zeit seines Lebens ein gläubiger Katholik blieb“, ²⁴ nicht doch auch starke persönliche Gründe bei seinem Handeln? Siegte in diesem Zusammenhang nicht doch der Katholik über den „Sachpolitiker“, wie die Autorin an anderer Stelle zugesteht?²⁵

20 A. a. O., S. 734.

21 Ebda.

22 A. a. O., S. 735, Anm. 115.

23 A. a. O., S. 388 ff.

24 A. a. O., S. 455.

25 A. a. O., S. 390.

Zu fragen ist schon, warum die Autorin bei der Würdigung dieser Problematik nicht ein wenig tiefer schürft. Erkennt hat sie die Problematik, wenn sie darauf hinweist, daß Wirth kaum kritisch darüber reflektierte, „daß die politische Rechte vom rechtskonservativen bis zum nationalsozialistischen Rand die Kampagne gegen die ‚Gottlosenbewegung‘ als Mittel antisowjetischer und antikommunistischer Propaganda ausnutzte“²⁶ und seine religiösen Ziele damit von politischen Kräften instrumentalisiert werden konnten, denen er politisch sehr fern stand. Vertiefen aber will sie diese Problematik nicht. Dies ist um so unverständlicher, als sie selbst bereits intensiv wissenschaftlich über diese Problematik gearbeitet hat und sicherlich viel Substantielles beitragen könnte.²⁷ Auch hier verfestigt sich der Eindruck: Anstatt die Rolle des Katholizismus für die Person und die Politik Wirths zentral zu würdigen und dann in die Biographie zu integrieren, werden solche Bemerkungen nur beiläufig und unzusammenhängend eingestreut. Der Mensch Joseph Wirth kommt uns dadurch aber nicht entscheidend näher.

Insgesamt wird damit ein Hauptkritikpunkt angesprochen: Die Beobachtungen zum Menschen werden nur selten gebündelt und zu einer „Personenstudie“ ausgebaut, um dann für die Analyse der Politik Wirths fruchtbar gemacht zu werden. Sie scheinen keine weitergehende Funktion zu haben. Was hat es aber mit der langandauernden Freundschaft zu Christine Teusch auf sich, über die an keiner Stelle wirklich intensiv berichtet wird und deren Bedeutung für Wirth einigermaßen im unklaren bleibt?²⁸ Was hat es zu bedeuten, daß Wirth sich „bescheiden“ in alle seine Ämter geradezu „schieben“ lassen mußte und sich niemals aufdrängte? War das Attitüde, Bescheidenheit, Unsicherheit – oder was sonst? Was bedeutet es, daß Wirth „innerlich ein wenig einsam“ gewesen sein soll?²⁹ Was läßt sich daraus entwickeln? Kann man sein Handeln daraus ableiten? In dieser Biographie stehen solche und ähnliche Behauptungen in „gewollter Kurzsichtigkeit“ einfach nur im Raum, ohne eigentlichen und weiterführenden Wert für die Entschlüsselung der Persönlichkeit Wirths.

Diese Konturlosigkeit der Person Wirths läßt den Leser ein wenig ratlos, wenn er zugleich von der z. T. äußerst negative Beurteilung in der Historiographie und durch Zeitgenossen, die ihn in der Emigration erlebten, erfährt.³⁰ Der auf gut 600 Seiten eher als leutselig geschilderte, anscheinend harmlose Mann und gläubige Katholik soll einen grenzenlosen Hang zur Schulmeisterei gehabt haben, soll unzuverlässig gewesen sein, von Ehrgeiz besessen, von grenzenloser Ichbezogenheit aufgefressen, durch Trunksucht und ausschweifenden Lebenswandel gekennzeichnet? Zudem habe er auch noch einen Hang zur Eigenbrötlerei besessen und sei dadurch unberechenbar geworden. Und immer wieder fällt die Kritik seiner Feinde auf, „er sei von Furien des Ehrgeizes getrieben gewesen“ – von den massiven Vorwürfen ganz zu schweigen, Wirth habe als Doppelagent für verschiedene Geheimdienste gleichzeitig gearbeitet, ein moralisch mindestens diskussionswürdiges Verhalten.

26 A. a. O., S. 392.

27 Vgl. Ulrike Hörster-Philipps, *Konservative Politik in der Endphase der Weimarer Republik. Die Regierung Franz von Papen*, Köln 1982.

28 Hörster-Philipps, Wirth, S. 309.

29 A. a. O., S. 259.

30 A. a. O., S. 612 ff.; danach (S. 612) auch das folgende Zitat.

Es geht nun nicht darum, sich kritisch damit auseinanderzusetzen, daß die Autorin Hagen Schulzes negative Behauptungen über Wirth in seiner Braun-Biographie³¹ quellenkritisch sehr souverän und überzeugend widerlegt, sondern eher darum, daß diese Vorwürfe nach der Lektüre von über 600 Seiten ihrer Biographie eher unverständlich erscheinen. Die Autorin hat Wirth bis dahin insgesamt so blaß geschildert, ihre Bemerkungen über seine Charaktereigenschaften so geschickt über das ganze Buch verteilt und damit marginalisiert, daß der Leser solche Anwürfe kaum verstehen kann. Es bleibt ihm weitgehend unklar, warum der ehemalige preußische Ministerpräsident Braun Wirth, der zweifellos ein untadeliger Demokrat war, auch noch nach dem Kriege so massiv attackierte. Aus der Biographie wird jedenfalls der Grund für die Schärfe der Kritik von Braun und Schulze kaum deutlich.

Übersehen kann man jedenfalls nicht, daß es über Wirth und seine politischen Tätigkeiten besonders in der Zeit des Exils auffällig viele „Denunziationen“ gegeben hat – und das nicht nur von Personen, die dem Nationalsozialismus nahestanden. Die Frage nach den jeweiligen Gründen bleibt jedoch oft offen, obwohl im Einzelfall von der Autorin immer sehr sachkundig argumentiert wird und die Vorwürfe gegen Wirth fast immer entkräftet werden. Trotzdem aber läßt sich nach der Lektüre des Buches der Eindruck nicht verdrängen, daß der Umgang mit Wirth wohl schwierig und Wirth selbst ein durchaus schwieriger Mensch gewesen sein muß. Das bestätigen die dauernden Streitereien und persönliche Querelen. Immer wieder zeigte sich dabei, daß Wirth wenig Souveränität besaß und persönlich sehr schnell betroffen reagierte, sobald er sich als Person angegriffen fühlte.³² In eine ähnliche Richtung weist auch Wirths politischer Einsatz für den Erhalt Badens nach dem Zweiten Weltkrieg, der z. T. – so die Biographin – auf einem politisch recht niedrigen, polemischen Niveau gestanden haben muß.³³ Ist dabei nun der „wahre“ Wirth zum Vorschein gekommen, oder war der „wahre“ Wirth ein abgeklärter Staatsmann – oder war er gleichzeitig beides? Auch darüber hätten wir von der Autorin gern mehr gewußt.

IV

Joseph Wirth ist nicht nur als Person und Mensch interessant, sondern vor allem auch als politischer Akteur. Dies ist auch der Grund, warum die Autorin eine *politische Biographie* geschrieben hat. Sie versucht nun in ihrer Studie, seinem breiten politischen Wirken in der Weise gerecht zu werden, daß sie sein Leben gewissermaßen „flächen-deckend“ und streng chronologisch geordnet abhandelt. Längen oder Kürzen der Darstellung sind dabei nicht durch eine innere Systematik bedingt, sondern werden – dieser Eindruck drängt sich auf – in erster Linie durch die Quellenbasis diktiert. Das aber wirft Fragen auf. So müßte man zumindest darüber diskutieren, ob es gerechtfertigt ist –

31 Vgl. Hagen Schulze, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung. Eine Biographie, Frankfurt a. M. und Berlin 1977.

32 Hörster-Philipps, Wirth, S. 735.

33 A. a. O., S. 701 ff.

es gäbe immerhin gute Gründe dafür –, seiner Tätigkeit während der Emigration einen oftmals genauso breiten Raum zu geben wie der Zeit, in der er die Politik Deutschlands entscheidend mitbestimmte. Für die Persönlichkeit Wirths ist diese Zeit der Emigration sicherlich wichtig, das ist unbestritten.

Es reicht aber nicht aus, die einzelnen kleinen und großen Handlungen nach 1933 chronologisch und ohne besondere Gewichtung zu schildern, zumal wenn die Quellenlage auch noch schlecht ist. Das Ergebnis seiner Tätigkeit im „Wirth-Braun-Hoegner-Kreis“ wird dementsprechend nur sehr summarisch bewertet: „Wie immer sich die teilweise verworrenen Begebenheiten zugetragen haben, steht fest, daß Wirth offenbar seit dem Frühjahr 1943 im Zentrum verschiedener Gestapo-Aktivitäten stand.“³⁴ Das ist alles. Muß man dafür tatsächlich so viele Seiten „opfern“? Zudem: auch die zusammenfassende politische Würdigung der Aktivitäten im Exil auf knapp zweieinhalb Seiten bleibt mehr als oberflächlich.³⁵

Im folgenden seien zwei Bereiche aus der Politik in der Weimarer Republik etwas näher angesprochen: das Problem der Wirthschen Rapallo- und Ostpolitik und ihrer Bedeutung, sowie – damit verbunden – Wirths problematisches Schwanken zwischen „rechts“ und „links“ oder, wie es Graf Brockdorff-Rantzau glänzend formulierte, das Problem, „daß derselbe Mann, der im Innern die Politik der linken Parteien macht[e], in der auswärtigen Politik letzten Endes – ahnungslos oder bewußt – die Geschäfte der blindesten Rechtsradikalen besorgt[e]“.³⁶

Was die Rapallopolitik angeht, hebt die Autorin zu Recht hervor, in welchem Maße Wirth hier aktiv beteiligt war, viel stärker als das in manch anderen neueren Studien zur Kenntnis genommen worden ist. Es gelingt ihr, seine außenpolitische Konzeption zu skizzieren und zu verdeutlichen. Aber bei dieser Schilderung bleibt vieles ein wenig „kleinkariert“, ohne größeren Zug. Im wesentlichen geht es bei der Darstellung immer wieder um interessante „Kleinigkeiten“, um Details, die von der Autorin anders gesehen und bewertet werden als von der bisherigen Literatur. Es wird den Fragen nachgegangen, welcher Politiker was in welchem Umfang bewirkt hat – und das sehr ausführlich. Aber eine Neuinterpretation insgesamt wird man vergeblich erwarten.

Immerhin, die abschließende Würdigung der Rapallopolitik holt dann doch noch einiges nach.³⁷ Insbesondere wird kenntnisreich die Haltung Wirths zur Existenz Polens, die er ablehnte, diskutiert. Aber die Methodik, diesen Aspekt vor allem auf Wirth zu beziehen und die deutsche Polenfeindschaft in der Weimarer Republik eher an den Rand zu rücken, kann nicht befriedigen. Diese latente Feindschaft in weiten gesellschaftlichen Kreisen war es ja gerade, die Wirth und seiner Politik den Rücken frei machte. Darüber jedoch liest man zu wenig.

Neben der Rapallopolitik ist der Name Wirths vor allem durch die Zusammenarbeit mit der „Roten Armee“ in der historischen Diskussion bekannt worden. Mit diesem Aspekt befaßt sich die Autorin ebenfalls ausführlich. Das ist ausdrücklich positiv

34 A. a. O., S. 605.

35 A. a. O., S. 532 ff.

36 A. a. O., S. 240.

37 A. a. O., S. 251 ff.

hervorzuheben. Es bleibt kein Zweifel daran, daß Wirth einer der Väter der „Schwarzen Reichswehr“ war.³⁸ Die Darstellung der Tätigkeit der O. C. (Organisation Consul) wird z. T. kenntnisreich und detailliert beschrieben.³⁹ Auch über die Zusammenarbeit der Hamburger Firma Stolzenburg mit den Sowjets im Bereich der Produktion von Giftgas erfährt man einiges. Das gleiche gilt für die Enthüllungen Scheidemanns über die geheime Zusammenarbeit der Reichswehr mit offiziellen Stellen in der Sowjetunion.

Geradezu paradigmatisch jedoch für die Orientierungslosigkeit der Studie ist der Umgang der Autorin mit diesem gesamten, politisch doch höchst brisanten Komplex: nicht nur, daß in vielen Fällen die neueste (oder auch ältere wichtige Literatur) nicht zur Kenntnis genommen wird – das wäre gewissermaßen nur ein kleiner handwerklicher Lapsus.⁴⁰ Viel schwerer wiegt, daß die Autorin zu allen diesen Dingen kaum Position bezieht. Was bedeutet es denn, wenn Wirth völkerrechtswidrig militärisch mit der Sowjetunion zusammenarbeitete?⁴¹ Wie ist es zu bewerten, daß Wirth illegale Transaktionen nicht nur absegnete, sondern dafür auch noch Geld besorgte? Die Giftgasherstellung der Firma Stolzenburg wird „neutral“ und „wertungsfrei“ referiert. Angesichts der Massivität der Rechtsverletzungen, die von Wirth mindestens geduldet wurden, ist eine solche Zurückhaltung jedoch kaum zu rechtfertigen. Und wie ist es zu verstehen, daß Wirth zur Abwehr der (berechtigten) Scheidemannschen Vorwürfe eine seiner besten Reden hielt?⁴² Im übrigen: diese Rede wird im einzelnen weder nach Stil noch nach Inhalt analysiert. Man hat sogar den Eindruck, die Autorin hätte diese Rede nicht einmal gelesen – einen Quellenhinweis gibt sie jedenfalls nicht.

Die Beschreibung des reinen Faktums, das ist alles was an kritischer Würdigung geboten wird. Wie das Verhalten Wirths zu interpretieren ist, wird nicht gesagt. Was seine Haltung für den demokratischen Rechtsstaat bedeutete, wird nicht diskutiert. Wie ein solches Verhalten bei einem Mann gedeutet werden könnte, der doch als überzeugter Vertreter von demokratischer Verfassung und Rechtsstaat gilt, dafür gibt es keine Interpretationshilfe.

Geradezu skandalös ist jedoch der Umgang der Verfasserin mit dem „Fall Papst“ und der Rolle Wirths in diesem Komplex.⁴³ Zum einen fehlt hier erneut die neueste Literatur,⁴⁴ die der Autorin vielleicht einige neue Gedankengänge eröffnet hätte. Das aber ist nicht alles. Die emotionslose, „neutrale“ Schilderung der Tatsache, daß Joseph Wirth um die kriminellen Verbrechen dieses absoluten Feindes von Rechtsstaat und Demokratie wußte und trotzdem den Mitinitiator an den Morden von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht unterstützte, ist in der Tat schwer nachvollziehbar. Mehr als zu diesem Ergebnis – als Produkt ihrer Interpretationskunst – kommt auch diese Studie nicht.⁴⁵

38 A. a. O., S. 86 ff.

39 A. a. O., S. 116 ff.

40 Vgl. nur Harald Wixforth, *Banken und Schwerindustrie in der Weimarer Republik*, Köln, Weimar und Wien 1995; Stefan Heym, *Radek*, München 1995; Klaus Gietinger, *Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L.*, 2. Aufl., Berlin 1995; Ernst von Salomon, *Die Geächteten*, Reinbek 1962.

41 Hörster-Philipps, Wirth, S. 217 ff.

42 A. a. O., S. 329.

43 A. a. O., S. 670 ff.

44 Z. B. Klaus Gietinger, *Eine Leiche im Landwehrkanal*, a. a. O. (wie Anm. 40).

45 Hörster-Philipps, Wirth, S. 673 f.

Von einer neueren Biographie hätte man jedoch erwarten können, daß sie den Versuch gemacht hätte, die Person Wirths in ihren Widersprüchen und Brüchen „erklärbarer“ oder „verständlicher“ zu machen.

Daß die Autorin von ihrer wissenschaftlichen Sozialisation her Position beziehen kann, daß dies also kein prinzipieller Mangel ist, wird jedenfalls an vielen *versteckten* Äußerungen zu anderen historischen Tatsachen deutlich. So besteht zwischen der Autorin und der deutschen Schwerindustrie sowie der Deutschen Volkspartei (DVP) ein höchst merkwürdiges, kaum je geklärtes Spannungsverhältnis. Eine kaum verhehlte Abneigung der Autorin schimmert an vielerlei Stellen durch, eine Abneigung, die durch die Rolle, die die Schwerindustrie bei der Zerstörung der Weimarer Republik spielte, durchaus begründbar wäre. Genau dieses aber müßte – und das ist der entscheidende Punkt – offen diskutiert werden. Das aber findet – wie erwähnt – kaum statt.

Statt dessen finden sich in Nebensätzen immer wieder unterschwellige Kritikpunkte und Wertungen. So wird die Politik der Deutschen Volkspartei weitgehend abgelehnt und dazu erklärt, daß diese Partei schließlich auch die Schwerindustrie repräsentiert habe,⁴⁶ eine sicherlich *so* nicht zutreffende Bemerkung. Auch die Bemerkung,⁴⁷ Stinnes sei ein Schwerindustrieller, wird man *so* nicht halten können.⁴⁸ Unsympathische Politik von bestimmten Unternehmern und schwerindustrielle „Machenschaften“ müssen nicht immer ein Synonym sein. Eine ähnlich unreflektierte Abneigung zeigt sich bei der späteren Kennzeichnung der DVP: „Die Deutsche Volkspartei, hinter der einflußreiche Kräfte des Reichsverbandes der deutschen Industrie (RdI), der Reichswehrführung und der Reichspräsident standen, verfolgte den Kurs, die SPD aus der Regierung hinauszudrängen.“⁴⁹ Hinter all dem steht eine diffuse Abneigung der Politik der deutschen Industrie, eine Kritik, die jedoch merkwürdig verquer daherkommt.

V

Die Zusammenfassung kann die hier nur angedeuteten Lücken der umfangreichen Studie nicht immer füllen. Die knappen achtseitigen Schlußbemerkungen, die zudem eine eigentliche Bewertung der Politik und Person Wirths auf nur zwei Seiten geben, enttäuschen in vielem.⁵⁰ Ein weiter Blick, eine konsequente historische Analyse, eine überlegene Einordnung in die deutsche Politik und eine Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Wirths finden sich nur ansatzweise. Dies ist in hohem Maße zu bedauern. So bleibt nur festzustellen: Trotz einer immensen Leistung kann diese Biographie nicht voll befriedigen. Sie hat Bausteine für weitere Studien über Wirth bereitgestellt, eine abschließende Biographie stellt sie aber noch nicht dar. Immerhin hat sie das Interesse am fast vergessenen Joseph Wirth in hohem Maße wieder geweckt. Das aber ist bereits eine nicht zu unterschätzende positive Leistung.

46 A. a. O., S. 113.

47 A. a. O., S. 164.

48 Vgl. dazu die neue Biographie von Gerald D. Feldman, Hugo Stinnes, a. a. O. (wie Anm. 2).

49 Hörster-Philipps, Wirth, S. 379 f.

50 A. a. O., S. 864 ff.

Labor history in Nordamerika

Eine Zustandsbeschreibung

Von Gerd-Rainer Horn

Seit mehr als einem Dutzend Jahren mehren sich Tagungen und Publikationen, die sich mit dem Zustand der Geschichtsschreibung über Arbeiter und Arbeiterbewegungen befassen. Ihr Befund schwankt regelmäßig zwischen den beiden Polen Krise und Stagnation. Der Auftakt, die von Marcel van der Linden herausgegebene Sondernummer der „International Review of Social History“ zum Stand der Arbeitergeschichtsforschung, beließ das Problem mit einem Fragezeichen noch in der Schwebe – „The End of Labor History?“ lautete ebenso zurückhaltend wie Spannung verheißend der Titel.¹ Andere der einschlägigen Überschriften nehmen sich zumeist weniger dramatisch aus, so etwa der Titel einer wichtigen Anthologie zum Stand der französischen Arbeitergeschichtsschreibung, Berlansteins Sammelband „Rethinking Labor History“.² Bereits der erste Satz der Einleitung läßt freilich Erschreckendes ahnen: „Diese Studie tangiert ein Reihe von Problemen in der Arbeitergeschichtsschreibung, die in den letzten Jahren Praktiker dieses Genres aus dem Gleichgewicht gebracht haben und Rufe nach einer fundamentalen Umwälzung dieses Studienzweigs laut werden ließen.“³

Mit ihrer Behendigkeit ist diese in den neunziger Jahren um sich greifende Selbstkritik kennzeichnend für nahezu all jene Länder geworden, in denen Geschichte der Arbeit und der Arbeiterbewegung während der siebziger und achtziger Jahre den Stellenwert fast schon einer Modeströmung errang. Nirgends jedoch scheint die dem Paradigmawechsel zugrundeliegende Ernüchterung, ja Katerstimmung weiter fortgeschritten zu sein als in den Vereinigten Staaten von Amerika. *Labor history* – das war dort in den siebziger Jahren zu einem verlockenden Trend geworden, von dem sich auch die herausragendsten Köpfe einer ganzen Generation von Doktoranden in den Bann ziehen ließen. Aus Doktoranden wurden Professoren und aus Dissertationen Bücher. Auf dem akademischen Stellenmarkt waren Forschungsthemen im Bereich der *labor history* während der achtziger Jahre zwar nicht gerade die großen Renner, ein Plus bei der Jobsuche blieben Schwerpunkte im Bezugsrahmen der Arbeitergeschichtsschreibung häufig aber doch – und das von Maine bis Kalifornien und von Seattle bis Key West.

Spätestens in den frühen neunziger Jahren indessen mutierte dieser *boom* zum *bust*. Professorenstellen an Universitäten, deren Ausschreibungstext Kenntnisse in *labor history* verlangt, sind zu Raritäten geworden. *Gender*, *race* und *ethnic* sowie *cultural studies* haben *labor* und *class* in den Hintergrund verdrängt. Dabei offenbart die Lage auf dem Stellenmarkt nur die vielleicht dramatischste Seite des Symptoms. Der Büchermarkt

1 The End of Labor History. Hrsg. von Marcel van der Linden, Cambridge 1993 (Supplement I der *International Review of Social History*).

2 Rethinking Labor History. Hrsg. von Lenard R. Berlanstein, Urbana 1993.

3 Lenard R. Berlanstein, Introduction, in: a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 1–14, hier S. 1.

spiegelt ähnliche Vorgänge in den Lektoraten und Publikationsreihen großer Verlage wider. Während in den achtziger Jahren jede einigermaßen gut sortierte Buchhandlung über eine besondere Abteilung für *labor history* verfügte, sind diese Regale derzeit vorwiegend den *gender studies* oder *cultural studies* vorbehalten. Wie kam es zu dieser Situation? Gehört Arbeitergeschichtsschreibung in Amerika der Vergangenheit an? Ist der neueste Trend auf dem Stellen- und Büchermarkt Ergebnis einer fundamentalen Krise dieser Disziplin? Hat *labor history* sich in der Tat überlebt?

Zur Geschichte der amerikanischen Arbeitergeschichtsschreibung

Von frühen Studien abgesehen, deren Autoren Teilnehmer der amerikanischen Arbeiterbewegung waren, geht die akademische Arbeitergeschichtsschreibung der Vereinigten Staaten auf die sogenannte Wisconsin-Schule zurück, für die John R. Commons und Selig Perlman Pate gestanden hatten. Ähnlich wie ihr meist außerhalb der Universitäten angesiedeltes marxistisches Pendant befaßte sie sich fast ausschließlich mit der Geschichte der Institutionen und Organisationen der amerikanischen Arbeiterbewegung.⁴ Während ihre marxistischen Gegenspieler allerdings auf die Kraft der Arbeiterklasse als Wegbereiter einer klassenlosen Zukunft vertrauten, beharrten Anhänger der Wisconsin-Schule mit gleicher Hartnäckigkeit auf ihrer Charakteristik der amerikanischen Arbeiterschaft als einer von Natur aus moderaten und lediglich reformorientierten Gruppe. Beide Trends, die von der Jahrhundertwende bis in die sechziger Jahre dominierten, unterließen es oft, ihre Positionen empirisch zu untermauern.

Der große Umschwung setzte im Laufe der sechziger Jahre ein. In der Auffassung, daß hierbei Edward P. Thompsons „*The Making of the English Working Class*“ eine maßgebliche Rolle spielte, stimmen viele Kommentatoren überein. Mit diesem Jahrhundertwerk entstand eine wegweisende Studie, die Institutionen und Organisationen der Arbeiterklasse zwar nicht ignorierte, ihnen jedoch in der Forschung eine nachgeordnete Stelle zuwies und den Alltag ebenso wie die Lebensbedingungen auch der unorganisierten Arbeiter in das Rampenlicht rückte. Mit Thompson wurde aus der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung die Geschichte des Arbeiters. Statt Kultur der Arbeiterbewegung wurde nun fast über Nacht Arbeiterkultur zum Brennpunkt der Aufmerksamkeit angelsächsischer *labor history*.

Die Trendwende moderner Arbeitergeschichtsschreibung allein diesem 1963 erstmals veröffentlichten Werk zuzuschreiben wäre allerdings übertrieben. Bei aller Anerkennung der großen Verdienste E. P. Thompsons darf doch eines nicht übersehen werden: Thompson profitierte erheblich davon, daß sein Buch genau in der ersten Hälfte der sechziger Jahre erschien. Wäre diese Studie fünf oder zehn Jahre früher publiziert worden, hätte sie zweifellos auch Wellen geschlagen, doch die Breiten- und Tiefenwirkung

4 Siehe als Beispiele John R. Commons, *History of Labour in the United States*, New York 1966, Reprint der Ausgabe von 1918, und Selig Perlman, *Eine Theorie der Gewerkschaftsbewegung*, Berlin-Grunewald 1949. Interessant auch John R. Commons, *The Economics of Collective Action*, London 1970, ein zuerst 1951 erschienenes Buch mit einer biographischen Notiz von Selig Perlman.

wäre weitaus geringer gewesen. Jene nachhaltige Aufmerksamkeit, die seiner Arbeit sofort zuteil wurde, ist nicht nur der innovativen Methodik zuzuschreiben, sondern insbesondere der Tatsache geschuldet – und dies betrifft gerade das US-amerikanische Ausmaß der Thompson-Rezeption –, daß der Band unmittelbar mit dem explosionsartigen Aufschwung sozialer Bewegungen korrespondierte.

„The Making of the English Working Class“ erschien in den Regalen amerikanischer Buchhandlungen genau ein Jahr nach der Gründung der „Students for a Democratic Society“ (SDS) in Port Huron, Michigan, und zeitgleich mit der zweiten Langspielplatte des damals zweiundzwanzigjährigen Bob Dylan, „The Freewheelin“⁵, die so einflußreiche und hochpolitische Songs wie „Blowin’ in the Wind“, „Oxford Town“ und Dylans Antwort auf die Kubakrise, „A Hard Rain’s A-Gonna Fall“ enthielt. Dylans Lebenslauf stand für den Werdegang einer ganzen Generation amerikanischer Jugendlicher aus dem Milieu der *middle class*.⁵ Studentische und Bürgerrechtsbewegungen prägten den aktivistischen Teil der damaligen Studentenschaft mehr als jede andere soziale Bewegung vor und nach den sechziger Jahren. Mit anderen Worten: „The Making of the English Working Class“ erschien zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort. Eine ganze Generation Jugendlicher und Studenten befand sich in Aufruhr und hinterfragte althergekommene Traditionen. Kein Wunder also, daß gerade amerikanische Geschichtsstudenten in den sechziger Jahren das mehr als achthundertseitige Opus mit einer Gier verschlangen wie einst deutsche Studenten der Sturm- und Drangperiode Goethes „Werther“.

Parallel zur Ablösung der *Old Left* durch die *New Left* im allgemeinpolitischen Rahmen entstanden während der zweiten Hälfte der sechziger und in den frühen siebziger Jahren die ersten Pionierwerke der sogenannten *new labor history* an US-amerikanischen Universitäten. Hatten früher Gewerkschaften und Parteien als Standardthemen der Arbeitergeschichtsschreibung gegolten, so wurden nun Fabriken und Kneipen Forschungsobjekte der neuen Historikergeneration. John R. Commons und Selig Perlman wurden von David Brody, Herbert Gutman und David Montgomery als Koryphäen verdrängt.⁶ Der Arbeitsprozeß selbst sowie die Arbeiteralltagskultur an sich wurden erstmals unter die kritische, doch meist unter die sympathisierende Lupe der heranwachsenden Historikergunft genommen. Die Reinkarnation der amerikanischen Arbeitergeschichtsschreibung als *new labor history* eroberte sich Rang und Namen in der amerikanischen Universitätslandschaft; einschlägige Themen nahmen einen vorderen Platz in der Prioritätenliste förderungswürdiger Studien ein. Was in vielen Ländern Europas ungefähr gleichzeitig als relativ breitgefächerte und neu definierte Sozialgeschichte seinen Siegeszug antrat, konzentrierte sich in den USA auf die Neuentdeckung der Geschichte der Arbeiterbewegung *from the bottom up*.

5 Die Information zu Bob Dylans persönlichem und politischem Werdegang entnahm ich der aufschlußreichen politischen Biographie John Lennons: Jon Wiener, *Come Together*, Urbana 1991, S. 218–220.

6 Als repräsentative Beispiele siehe: David Brody, *Workers in Industrial America. Essays on the Twentieth Century Struggle*, New York 1981; Herbert Gutman, *Work, Culture and Society in Industrializing America. Essays in American Working-Class and Social History*, Oxford 1977; David Montgomery, *Workers’ Control in America. Studies in the History of Work, Technology and Labour Struggles*, Cambridge 1979.

Dieser amerikanische Sonderweg war insofern überraschend, als die USA zwar über eine punktuell sehr militante, prinzipiell jedoch meist schwach ausgeprägte Arbeiterbewegung im herkömmlichen Sinne verfügten. Das Anliegen der Praktiker der *new labor history* richtete sich daher zum großen Teil auf die Freilegung elementarer, unorganisierter Bewegungskomponenten. Fast war es so, als ließe sich für das weitgehende Fehlen der organisierten Arbeiterbewegung durch die Entdeckung von Widerstandsnestern auf kultureller Ebene sowie durch die Darstellung und Analyse antiautoritärer Praktiken am Fließband und in der Werkhalle ein Ausgleich schaffen. Viele der *new labor historians* waren denn auch hauptsächlich damit beschäftigt, unkonventionelle Vorgänge *at the point of production* vom Staub der Jahrzehnte zu befreien und jede Regung, die potentiell als Widerstand bezeichnet werden konnte, ans Tageslicht zu heben.

Indessen standen derartige Bemühungen, sosehr sie auch neue Erkenntnisse über vergessene oder vertraut anmutende Tatsachen erbrachten, von Anfang an unter einem schlechten Stern. Wurde in vielen Ländern Europas eine neuartige Sozialgeschichte von einer Wiederbelebung der jeweiligen organisierten und unorganisierten Arbeiterbewegung begleitet und inspiriert, so gab es Adäquates in den Vereinigten Staaten nicht. Selbst so zarte Pflänzchen einer neuen Mobilisierungsphase der Arbeiterklasse wie die bundesdeutschen wilden Streiks vom Herbst 1969 fanden jenseits des Atlantiks keinerlei Pendant. Ehemals progressive Gewerkschaften wie die Automobilarbeitergewerkschaft, die selbst noch in den fünfziger Jahren für antiautoritäre Wellenschläge gesorgt hatten, versanken allmählich im Sumpf des allorts grassierenden *business unionism*. Der am stärksten Aufsehen erregende Akt der amerikanischen Arbeiterbewegung während des Vietnamkrieges war die Baugewerkschafterdemonstration der 50000 in New York City vom Mai 1970. In Szene gesetzt kurz nach Bekanntgabe der US-Invasion in Kambodscha, bewegte sie sich als ein lautstarkes Bekenntnis zum militanten Nixon-Kurs durch die Straßenschluchten Manhattans. Mit anderen Worten: im Kontrast zu vielen ihrer europäischen Kollegen operierten amerikanische Praktiker der *labor history* in einem politischen Vakuum.

Von daher verwundert es kaum, daß so innovative Forschungsansätze wie die Untersuchung der Arbeiteralltagskultur oder des Arbeitsprozesses, die ursprünglich als Erweiterung des Blickwinkels auf die Sozialgeschichte der Politik gedacht waren, bald ein Eigenleben entwickelten: die Erforschung kultureller Praktiken und tagtäglicher Arbeitsvorgänge wurde mehr und mehr zum Selbstzweck. Die ursprünglich enge Verknüpfung dieser neuen Ansätze mit aktuellem emanzipatorischem Engagement sowohl innerhalb als auch außerhalb des akademischen Elfenbeinturms ging in den Vereinigten Staaten tendenziell verloren. Teilweise hing dieser Prozeß auch eng mit einem Generationenwandel innerhalb der Studentenschaft zusammen, einem akademischen Stratum, aus dem *labor history* ja ursprünglich ihre Kreativität geschöpft hatte. Verfügte die Generation, die in den sechziger und siebziger Jahren ihre Arbeiten begann, fast selbstverständlich über enge Verbindungen zu den damals existierenden neuen sozialen Bewegungen, ja zeigte sie sich gewissermaßen organisch mit ihnen verbunden, so war dies in den achtziger Jahren nur noch selten der Fall. Die in diesem Jahrzehnt heranwachsende Studentengeneration besaß lediglich in Ausnahmefällen noch direkte Erfahrungen mit linker Politik. Den gerade in den achtziger Jahren vielgepriesenen neuen sozialen

Bewegungen erging es wie jenen weit entfernten Sternen, von denen man weiß, daß sie zu dem Zeitpunkt, an dem man sie wahrnimmt, gar nicht mehr existieren. Die grassierende Politikverdrossenheit, die für die amerikanische Studentenschaft damals kennzeichnend war, ergab den perfekten Nährboden für eine gleichsam „entpolitisierte“ Arbeitergeschichte. Mit einer gewissen Phasenverschiebung begann der gleiche ideologische Integrationsprozeß schließlich die mittlerweile fest verankerte erste Generation der *new labor historians* zu erfassen. Die damit einhergehende Desillusionierung einer ganzen Generation einstmals radikaler Dozenten und Professoren hatte dergestalt unmittelbare Auswirkungen auf den Inhalt amerikanischer *labor history*. Oft wurde *cultural history* zum Selbstzweck, oder man begann, sich mit dem Zeitgeist der Postmoderne anzufreunden, was nicht unbedingt das Ende der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte heraufbeschwören mußte, es aber in der Praxis häufig genug tat.

Dennoch wurden die amerikanischen Vertreter der *new labor history* durchaus nicht in ihrer Gesamtheit von dieser Tendenz erfaßt. Ende der siebziger Jahre bereits mehrten sich die Stimmen derer, die die *new labor history* unter eine zumindest partiell kritische Lupe nahmen. 1979 z. B. publizierte David Brody einen instruktiven Artikel, in dem er u. a. die Neigung vieler seiner Kolleginnen und Kollegen, das Heil in Lokalstudien zu suchen, kritisch beurteilte und davor warnte, den Gesamtzusammenhang aus dem Auge zu verlieren.⁷ Fünf Jahre später, im Herbst 1984, fand schließlich ein vielbeachtetes Symposium an der Northern Illinois University statt, das sich die Notwendigkeit einer gewissen Reorientierung amerikanischer Arbeitergeschichtsschreibung zum Thema setzte.⁸

Die Gegenwart amerikanischer Arbeitergeschichtsschreibung

Wie steht es nun mit der vielerorts postulierten „Krisenhaftigkeit“ der *new labor history* und, ganz allgemein betrachtet, mit der amerikanischen *labor history* insgesamt? Tatsache ist, daß Arbeitergeschichte seit mindestens einem Jahrzehnt den diese Disziplin ursprünglich charakterisierenden hohen Grad an „Elan, Sendungsbewußtsein und intellektueller Zielsetzung“ (Ira Katznelson)⁹ verloren hat, und dies nicht nur auf dem nordamerikanischen Kontinent. Für William Sewell z. B. ist es mittlerweile „problematisch, zu argumentieren, daß Arbeitergeschichte“ im Unterschied zu den sechziger und

7 David Brody, The Old Labor History and the New. In Search of an American Working Class, in: *Labor History* (künftig zitiert: *LH*), Bd. 20 (1979), S. 111–126. Eine ähnlich geartete, schärfer formulierte Kritik wurde ein Jahr später von zwei englischen Sozialhistorikern an der Tendenz der neuen europäischen Sozialgeschichte zur Entpolitisierung des Sozialen geäußert. Siehe Geoff Eley und Keith Nield, Why Does Social History Ignore Politics?, in: *Social History*, Bd. 5 (1980), S. 249–271.

8 Einige der wichtigsten Beiträge auf dieser Konferenz wurden fünf (!) Jahre später veröffentlicht. Vgl.: Perspectives on American Labor History. The Problem of Synthesis. Hrsg. von J. Carroll Moody und Alice Kessler-Harris, DeKalb 1989.

9 Ira Katznelson, The 'Bourgeois' Dimension. A Provocation About Institutions, Politics, and the Future of Labor History, in: *International Labor and Working Class History* (künftig zitiert: *ILWCH*), Bd. 46 (Fall 1994), S. 7–32, hier S. 7.

siebziger Jahren „ein Hauptquell historiographischer Innovationen ist“.¹⁰ Sowohl Sewell als auch Katznelson deuten Frauenforschung oder Geschlechtergeschichte als Forschungszweige, die die Arbeiterbewegungsgeschichte in der Rolle als Avantgarde methodischer Erneuerungen innerhalb der Geschichtswissenschaft weit überholt haben. Das Gefühl und die innere Überzeugung, an einer bahnbrechenden Trendwende teilzunehmen, die eingefahrene Tendenzen innerhalb der Sozialwissenschaften obsolet werden läßt, ist der Geschichtsschreibung zu den Themenkomplexen Arbeiter und Arbeiterbewegung abhanden gekommen. Der kreative Funke ist auf neue Disziplinen übersprungen. Doch bedeutet all dies, daß Arbeitergeschichte in einer Krise steckt?

Unter dem Rahmentitel „What Next for Labor and Working Class History?“ veröffentlichte 1994 die zumindest im englischen Sprachbereich interessanteste jener Fachzeitschriften, die sich primär mit Arbeitergeschichtsschreibung befassen, ein auch heute noch beachtenswertes Streitgespräch. Auf diesem Forum meldete sich Helmut Gruber u. a. mit der folgenden Bemerkung zu Wort: „Ich kann es einfach nicht verstehen und finde es mehr als merkwürdig, daß manche Kollegen diesen Drang danach haben, permanent innerhalb der Vorhut zu sein, immer wieder in der Trickkiste der Theoriemakler herumzufischen, unentwegt begierig auf die allerletzte Perspektive, lange bevor sich jene Methoden, die zur Zeit im Umlauf sind, in empirischen Forschungen erschöpft haben.“¹¹ Damit sprach sich Gruber keineswegs für das Beharren auf altherwürdigen methodologischen Traditionen der Geschichtsschreibung aus. Er, der sich seine Sporen mit institutioneller Arbeitergeschichtsschreibung verdient hatte, wußte vor wenigen Jahren mit seinem Buch über das „rote Wien“ zu verdeutlichen, daß die Kulturgeschichte der Arbeiterbewegung nicht nur erhellend wirken kann, sondern auch mit Politikgeschichte in Verbindung gebracht werden muß.¹² Sein jüngstes Projekt beschäftigt sich überdies explizit mit den vielfältigen Verbindungen von Geschichte der Arbeiterpolitik und Geschlechtergeschichte.¹³ Grubers Warnung vor beflissenen Exkursionen auf die Höhen (manchmal aber auch in die Niederungen) neuester Theoriemoden verdient mithin Beachtung.

In der Tat erschienen vor allem während der letzten Jahre innerhalb der amerikanischen Arbeitergeschichtsschreibung eine Vielzahl von Untersuchungen, die hauptsächlich als Lückenfüller dienten und nur selten Denkanstöße für weiterführende Studien zu geben vermochten. Allein schon durch einen Blick in das Inhaltsverzeichnis der wichtigsten Zeitschrift für Geschichte der Arbeiterbewegung in den USA, *Labor History*, sieht sich dieser Eindruck bestätigt. Ob das Wissen über „Unionisation of Tomato Field Workers in Northwest Ohio, 1967–1969“ oder den Übergang „From Craft to Industrial Unionism in the Window-Glass Industry: Clarksburg, West Virginia, 1900–1937“ wirklich neue Dimensionen der Sozialgeschichte erschließt, läßt sich

10 William H. Sewell Jr., Toward a Post-Materialist Rhetoric für Labor History, in: Rethinking Labour History, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 15–28, hier S. 15.

11 Helmut Gruber, Yesterday, Today, and Tomorrow. Neither Crisis nor Stasis, in: *ILWCH*, Bd. 46 (Fall 1994), S. 45–50, hier S. 45.

12 Helmut Gruber, Red Vienna. Experiments in Working-Class Culture 1919–1934, New York 1991.

13 Women and Socialism / Socialism and Women. Europe Between the Two World Wars. Hrsg. von Helmut Gruber und Pamela Graves, New York 1998.

wohl bezweifeln.¹⁴ Freilich darf man nicht in den Fehler verfallen, amerikanische Arbeitergeschichtsschreibung an ihren schwächeren Publikationen zu messen, die sicherlich einen Großteil der Veröffentlichungen bilden. Ein Blick in manche der qualitativ hervorragenden Beiträge der letzten Jahre zeigt, daß *labor history* in den USA weit davon entfernt ist, sich überlebt zu haben. Zwar finden in der Tat die meisten methodischen Erneuerungen im Gegensatz zu den sechziger und siebziger Jahren nicht mehr im Bereich der Arbeitergeschichtsforschung statt, doch die amerikanische *labor history* vermochte es bisher, diese in anderen Forschungsgebieten konzipierten Neuerungen kreativ zu adaptieren und in hochinteressante Studien umzusetzen. Es läßt sich sogar behaupten, daß die Attraktivität mancher der neuesten methodischen Errungenschaften gerade in der gelungenen Verflechtung mit bestehenden Ansätzen der Geschichtsforschung (hier eben der Arbeitergeschichtsforschung) besteht.

1984 bereits, auf der Konferenz an der Northern Illinois University, wurde klar, daß Geschlechtergeschichte, damals noch fast ausschließlich als Frauengeschichte konzipiert, zu neuen Durchbrüchen auch und gerade in der Arbeitergeschichtsforschung führen würde. Insbesondere Alice Kessler-Harris trat als theoretisch wohlfundierte Praktikerin der *labor history* hervor. Sie kritisierte eingehend den schon damals deutlich erkennbaren Trend zur einseitigen Ausrichtung auf *cultural history* – einen Trend, den sich Howard Kimeldorf 1991 bewußt überspitzt als „a tyranny of culturalism“ zu kennzeichnen erlaubte¹⁵ – und postulierte erfolgversprechende Resultate anhand einer damals erst in den Anfängen steckenden Ausrichtung auf eine Kombination von Geschlechter- und Arbeitergeschichte, wobei sie den Nutzen der *new cultural history* keineswegs verneinte.¹⁶ Aus der Vielzahl der diese Aspekte ernst nehmenden Untersuchungen sei hier nur Mary H. Blewetts Studie über die Schuhindustrie in Neuengland während des 19. Jahrhunderts erwähnt. Blewett gelang es nicht nur eindrucksvoll, Familie und Arbeitsplatz konzeptionell und empirisch miteinander zu verknüpfen, sondern sie verstand es gleichzeitig, geschlechtsbedingt unterschiedliche Lernprozesse darzustellen, ohne dabei wichtige Differenzierungen auch *innerhalb* der beiden Geschlechter aus dem Auge zu verlieren.¹⁷

14 Rene Perez Rosenbaum, Unionization of Tomato Field Workers in Northwest Ohio, 1967–1969, in: *LH*, Bd. 35 (1994), S. 329–344; Ken Fones-Wolf, From Craft to Industrial Unionism in the Window-Glass Industry: Clarksburg, West Virginia, 1900–1937, in: *LH*, Bd. 37 (1996), S. 28–49. Mit der oben ausgesprochenen Kritik möchte ich natürlich nicht prinzipiell den Wert auch solcher Studien bestreiten.

15 Howard Kimeldorf, Bringing Unions Back In (Or Why We Need A New Old Labor History), in: *LH*, Bd. 32 (1991), S. 91–103, hier S. 99. Kimeldorfs Beitrag wurde in derselben Ausgabe der *Labor History* Zielpunkt einer kontroversen Diskussion, die einen guten Überblick über den Stand der Dinge Anfang der neunziger Jahre gibt.

16 Alice Kessler-Harris, A New Agenda for American Labor History. A Gendered Analysis and the Question of Class, in: *Perspectives on American Labour History*, a. a. O. (siehe Anm. 8), S. 217–234. Kessler-Harris' Kritik der entpolitisierten Kulturgeschichte kann an ihren folgenden kurz und prägnant formulierten Aussagen gemessen werden: "Culture seemed to have become a way of evading class rather than of enhancing our understanding of the relationship among production, consumption and politics" (S. 223). Oder: "Absent a way of understanding the class relations that inhered in culture, a cultural approach seemed merely to fragment our vision, instead of providing a mosaic on which to build" (S. 222 f.).

17 Mary H. Blewett, Men, Women, and Work. Class, Gender, and Protest in the New England Shoe Industry, 1780–1910, Urbana 1988.

Ähnliche Innovationsschübe verdankten sich einer allmählichen Einbindung der analytischen Kategorien *race* und *ethnicity* in den Prozeß amerikanischer Arbeitergeschichtsschreibung.¹⁸ Mit Dolores Janiewskis Veröffentlichung zur Geschichte der arbeitenden Bevölkerung in Durham, North Carolina, entstand bereits 1985 eine Pionierarbeit, die Analysen von *gender*, *race* und *class* faszinierend vereinigte.¹⁹ Doch solche disziplin- und methodenübergreifenden Studien hatten noch Seltenheitswert. Vielmehr wurde zunächst eine starke Tendenz spürbar, gleichsam „von außen“ in die *labor history* hereingetragene neue Ansätze als Allheilmittel zu stilisieren, „traditionelle“ *new labor history* mit einer neuen methodischen und fragestellungsbezogenen Zutat anzureichern und sich davon die Gesundung der als kränkelnd diagnostizierten Arbeitergeschichtsschreibung zu erhoffen. So beendete noch 1993 Leon Fink seinen Aufsatz über die Zukunft amerikanischer *labor history* mit der Beschwörung von Geschlechtergeschichte als der impulsgebenden Neuerung.²⁰

Andere Autoren kritisierten derartige „Single-issue“-Lösungen als verkürzte Antworten auf reale Probleme,²¹ wobei einige dieser Kritiker sogleich in ähnliche Fallen tappten. David Roediger z. B. warnte vor der Tendenz, *gender*, *race* und *class* als isolierte Kategorien zu betrachten, die unvermittelt in verschiedenen Kapiteln eines Buches oder in verschiedenen Artikeln zum gleichen Thema auftauchen, selten aber integriert verarbeitet werden. Allerdings favorisierte er seinerseits die Triade *race*, *gender* und *class* als neuen Königsweg.²²

Daß die Berücksichtigung einer neuen oder bisher vernachlässigten analytischen Kategorie nicht unbedingt zum methodischen Durchbruch verhilft, verdeutlicht ein kurzer Blick auf die Geschichtsschreibung der schwarzamerikanischen Arbeiterbewegung. Sie existiert als Zweig der amerikanischen Arbeitergeschichte seit vielen Jahrzehnten. Doch die bloße Erkenntnis der Wichtigkeit von *race* als unabhängiger Variablen führte über lange Zeit hinweg zur Wiederholung der gleichen, später als Sünde verworfenen methodischen Selbstbeschränkungen, die die *old labor history* ganz allgemein charakterisierten. Vor wenigen Jahren schrieb Joe William Trotter, Jr.: „Schwarze Arbeitergeschichte befaßte sich ausschließlich mit gewerkschaftlich organisierten Arbeitern, verfügte über keinerlei überzeugendes theoretisches Rüstzeug und legte nur wenig Kreativität in der Auffindung und Interpretation neuer Quellen an den Tag.“²³ Erst unter dem Eindruck der in den sechziger Jahren entstehenden *new labor history* begann sich die

18 Siehe z. B. Joe William Trotter Jr., *Black Milwaukee. The Making of an Industrial Proletariat, 1915–45*, Urbana 1985.

19 Dolores E. Janiewsky, *Sisterhood Denied. Race, Gender, and Class in a New South Community*, Philadelphia 1985.

20 Leon Fink, *Culture's Last Stand? Gender and the Search for Synthesis in American Labor History*, in: *LH*, Bd. 34 (1993), S. 178–189, hier S. 189.

21 So z. B. Bruce Levine, *The History for Politics and the Politics of History*, in: *ILWCH*, Bd. 46 (Fall 1994), S. 58–62, hier S. 60, oder Anson Rabinbach, *Intellectual Crisis of Paradigm Shift*, in: a. a. O., S. 73–80, hier S. 74.

22 David Roediger, *Race and the Working-Class Past in the United States. Multiple Identities and the Future of Labor History*, in: *The End of Labor History*, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 127–143, insbesondere S. 133 und 142.

23 Joe William Trotter, Jr., *African-American Workers. New Dimensions in U.S. Labor Historiography*, in: *LH*, Bd. 35 (1994), S. 495–523, hier S. 495.

Geschichtsschreibung schwarzamerikanischer Arbeiter und Arbeiterbewegungen als eine Unterabteilung der *old labor history* zu emanzipieren. Wie kreativ und innovativ die Verknüpfung von *race* mit den Errungenschaften der *new cultural history* ohne Vernachlässigung der politischen Dimension sein kann, bestätigen u. a. die Arbeiten Robin Kellys.²⁴

Die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Anwendung der Kategorie *race* nicht nur auf farbige Minderheiten, sondern mit ebensolcher Berechtigung auch auf die weiße Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung bzw. Arbeiterklasse beweist u. a. David Roediger in seinem Beitrag über das „Weiß-Sein“ als soziales Konstrukt, „The Wages of Whiteness“.²⁵ Parallel dazu entwickelte sich im Bereich der Geschlechtergeschichte im letzten Jahrzehnt das Bewußtsein für das Erfordernis, nicht nur Weiblichkeit als soziales Konstrukt zu definieren und zu untersuchen, sondern möglichst unisono Männlichkeit als ebenso künstliches, kulturell bedingtes Produkt der sozialen und politischen Umwelt zu erschließen. Gerade innerhalb der *labor history* mehren sich die Untersuchungen, die die Definition und Selbstbestimmung proletarischer Männer wie auch Frauen kritisch unter die Lupe nehmen. Hierbei mag Patricia Coopers schon früh erschienene Schrift über die Zigarrenindustrie in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts als nachahmenswertes Beispiel dienen.²⁶

Die Zukunft amerikanischer Arbeitergeschichtsschreibung

Wenn es denn einen erfolgversprechenden Trend in der neuesten amerikanischen Arbeitergeschichtsschreibung gibt, ist dies nicht die Proklamierung einer Art Wunderwaffe, sondern die zunehmende Offenheit für neue thematische oder methodische Zusammenhänge, Pluralismus also. Damit ist selbstverständlich nicht die Verwässerung kritischer Perspektiven gemeint, sondern die bewußte Öffnung gegenüber erprobten wie innovativen Forschungsansätzen innerhalb der Geschichtswissenschaft und benachbarter Disziplinen. Die alte Erkenntnis, daß die Wahl der Methode letztlich davon abhängt, welche Fragen man beantworten möchte, scheint sich allmählich auch und gerade in der amerikanischen Arbeitergeschichtsforschung durchzusetzen (wobei ich mir durchaus bewußt bin, daß eine einseitige Ausrichtung auf spezielle Methoden ganze Kategorien von Fragestellungen nie zum Vorschein kommen läßt). In diesem Sinne sei die vorliegende Bestandsaufnahme amerikanischer *labor history* mit einer kurzen Beschreibung von drei äußerst innovativen und herausragenden neuen Studien geschlossen.

24 Siehe sein Erstlingswerk: *Hammer and Hoe. Alabama Communists During the Great Depression*, Chapel Hill 1990, oder seinen Sammelband: *Race, Rebels. Culture, Politics, and the Black Working Class*, New York 1994, hier insbesondere die wichtige und gleichzeitig humorvolle Einführung: *Introduction. Writing Black Working-Class History From Way, Way Below*.

25 David Roediger, *The Wages of Whiteness. Race and the Making of the American Working Class*, London 1991.

26 Patricia A. Cooper, *Once a Cigar Maker. Men, Women, and Work Cultures in American Cigar Factories, 1900–1919*, Urbana 1987.

Schon seit Jahren tritt Carole Turbin in ihren Veröffentlichungen als eine Historikerin hervor, die jeder einseitigen Fixierung der *old* sowie gewisser Teile der *new labor history* auf den Arbeitsplatz, den Arbeitsprozeß und die Fabrik entgegensteuert, indem sie den Blickwinkel um Familie, Heim und Herd erweitert. Mit ihrem 1992 publizierten Band „Working Women of Collar City“²⁷ liegt eine Monographie zur Geschichte der Kragennäherinnen und Kragenwäscherinnen in einer Kleinstadt des Bundeslandes New York vor. Was zunächst als Beitrag aus dem breiten Spektrum der Lückenfüller erscheinen mag, erweist sich bei näherem Betrachten als eine überaus aufschlußreiche Untersuchung, die konzeptionell Wohnung und Fabrik, Familie und Produktionsverhältnisse, Nachbarschaft und Klassenkonflikt gelungen miteinander verbindet und damit den Ertrag einer solchen Herangehensweise für das Verständnis amerikanischer (Arbeiter-) Geschichte demonstriert.

Bereits im Vorfeld der Publikation von Caroline Turbin war Lizabeth Cohens „Making a New Deal“ erschienen, eine Studie über die arbeitende Bevölkerung Chicagos in den zwanziger und dreißiger Jahren. Darin untersucht die Autorin die Wandlungen des Selbstverständnisses der multikulturellen Arbeiterklasse dieser Großstadt anhand einer Vielzahl von sozialen und kulturellen Indikatoren. Alltagsgeschichte, Geschlechtergeschichte, *ethnic studies*, Wirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte (im neuen und im alten Sinne des Wortes), Politikgeschichte u. a. m. werden von Cohen zu einem feinmaschigen Gewebe verarbeitet, das zu Recht als eine der wichtigsten Monographien (nicht nur) auf dem Gebiet der amerikanischen *labor history* angesehen wird. Ihrem Forschungsansatz liegt nicht zuletzt ein kreativer Pluralismus zugrunde: „Wie sich Arbeiter zu ethnischen Organisationen, Sozialhilfedienststellen, Arbeitgebern, Einkaufsläden, Banken und Filmtheatern verhielten, wobei selbstredend traditionelle Verhaltensmuster gegenüber politischen Parteien und Gewerkschaften nicht aus dem Auge zu verlieren sind, erklärt die mannigfaltigen Entscheidungen, die ihr alltägliches Leben konstituieren.“²⁸

Unter dem bewußt doppeldeutigen Titel „Purchasing Power“ erschien 1994 schließlich Dana Franks Studie über Arbeiter, Arbeiterbewegungen und Konsumgenossenschaften in Seattle. Eine Untersuchung des Konsumverhaltens der dortigen Arbeiterschaft weiß die Autorin beispielhaft mit dem Nachweis relevanter Zusammenhänge zwischen Wohnverhältnissen, Erfahrungen in der Fabrik und der Entwicklung des Selbstverständnisses dieser hier relativ militanten Gruppe zu verbinden. „Klassenkämpfe fanden an zwei Fronten statt: nicht nur am bezahlten Arbeitsplatz [...], sondern auch auf dem Gebiet des Konsums.“²⁹ Dem Aspekt *gender* wird in diesem Beitrag ein zentraler Platz zugewiesen, und Frank beweist ihr methodisches Fingerspitzengefühl auch in der Berücksichtigung japanisch-amerikanischer Lebenserfahrungen.

27 Carole Turbin, *Working Women of Collar City. Gender, Class, and Community in Troy, New York, 1864–86*, Urbana 1992.

28 Lizabeth Cohen, *Making a New Deal. Industrial Workers in Chicago, 1919–1939*, Cambridge 1990, S. 8.

29 Dana Frank, *Purchasing Power. Consumer Organizing, Gender, and the Seattle Labor Movement, 1919–1929*, Cambridge 1994, S. 1.

Fazit

Wie sich gezeigt hat, bietet *labor history* in der Tat während der letzten eineinhalb Jahrzehnte nicht mehr schlechthin den Nährboden für konzeptionelle bzw. methodische Neuentwicklungen innerhalb der US-amerikanischen Geschichtswissenschaft. Die Bedeutung der Alltagskultur und des Arbeitsprozesses, Analysen des Konsumverhaltens von Produzenten – Innovationen, die in den Vereinigten Staaten weitaus mehr als in den meisten Ländern Europas aus der Arbeitergeschichtsforschung *per se* entsprungen – gehören mittlerweile zum Standardrepertoire der Proseminare an amerikanischen Hochschulen. Wer sich jedoch der akademischen Avantgarde zurechnen und trotzdem Geschichte studieren möchte, forscht heute oder belegt Oberseminare im Bereich der *cultural studies*, *queer studies* oder auf dem Gebiet der *subaltern studies*.

Diese unbestrittene Tatsache verursacht der langsam, aber stetig alternden ehemaligen Vorhut amerikanischer *new social history*, also den *new labor historians* der ersten Generation, immer häufiger neuralgische oder nostalgische Kopfschmerzen. Einstmals in die Hinterstuben der Historikertage verdrängt, dann aber aufgrund von Innovationschüben ins Rampenlicht der Geschichtswissenschaft vorgedrungen, sieht die *new labor history* sich durch die permanente Revolution eben dieser Geschichtswissenschaft wieder in den Hintergrund verwiesen. Aufgrund der im internationalen Vergleich unverhältnismäßig starken Profilierung gerade der amerikanischen *new labor history* als Ausdruck des gesamtgesellschaftlichen Reformschubes der späten sechziger und siebziger Jahre ist der Mißmut darüber in den Kreisen der unmittelbar betroffenen Historiker entsprechend lautstark zu vernehmen.

Es ist unzweifelhaft, daß die Mehrzahl der neuesten methodischen Innovationen aus anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft stammt. Es ist ebenso unzweifelhaft, daß im Vergleich zu den sechziger und siebziger Jahren die *labor historians* der achtziger und neunziger Jahre weitaus weniger damit beschäftigt sind, neue Dimensionen zu eröffnen, als alte zu vertiefen und zu erweitern. Hierbei ist es gerade im US-amerikanischen Zusammenhang notwendig, auf die besondere Schnellebigkeit neuer methodischer Ansätze zu verweisen. Wer sich auch nur oberflächlich mit dem kulturellen Klima an nordamerikanischen Universitäten befaßt hat, der weiß um die außergewöhnlich kurze Halbwertszeit neuer Forschungsansätze. Hat er sein Graduiertenstudium als aussichtsreicher Verfechter einer neuen Herangehensweise aufgenommen, so findet er sich nicht gar zu selten kurz vor der Promotion als Fossil aus grauer Vorzeit wieder. Die rapide Abfolge neuerer und neuester Forschungsansätze und Themenbereiche ist Ausdruck einer durchaus positiven Dynamik der behende auf Innovationen reagierenden US-amerikanischen geisteswissenschaftlichen Landschaft und hat manche Vorteile gegenüber den meist bedeutend zähflüssigeren europäischen methodischen und theoretischen Schulen.

Andererseits liegen die Nachteile auf der Hand. Der Run auf das Neueste vom Neuen läßt kaum erst eingeführte Innovationen oftmals früh schon wieder verkümmern. Für die *new labor history* trifft dies zwar nicht zu – dafür war ihre Breitenwirkung zu stark –, doch ergehen sich ihre Repräsentanten ungeachtet dessen seit mehr als einem Dutzend Jahren in nachgerade autistisch anmutender Selbstkritik.

Diese meist trübsinnige Nabelschau darf allerdings, wie der vorliegende Überblick angedeutet hat, nur bedingt als gerechtfertigt gelten. Natürlich gibt es viele Beispiele für mehr oder weniger entbehrliche Nachahmungen der großen Vorbilder. Doch eine solche Entwicklung kennzeichnet nun einmal alle erfolgreichen Forschungsansätze, und das beileibe nicht nur in der Geschichtswissenschaft. Hält man sich an die herausragenden Ergebnisse der Forschung – und nur sie haben als adäquate Gradmesser der Vitalität oder Stagnation eines Forschungszweiges zu gelten –, dann kann nur eines das Fazit sein: daß Vielfalt und Gewicht der Resultate von einer erheblichen Erweiterung und Vertiefung der Problemlage zeugen. *Labor history* verändert sich. Und das ist gut so. Um eine finale Krise aber handelt es sich nicht.

Gewalt und Terror in kommunistischen Diktaturen*

Von Hermann Weber

Nach der (teilweisen) Öffnung der Archive in früheren kommunistischen Diktaturen haben Forschungen zur Geschichte des Kommunismus „Hochkonjunktur“.¹ Vor allem zur Entwicklung der DDR gibt es in den letzten Jahren geradezu eine Flut von Veröffentlichungen.² Zunehmend rückt in der gegenwärtigen Debatte über den Kommunismus im 20. Jahrhundert indes die Rolle von Gewalt und Terror in den Mittelpunkt des Interesses. Mit dem Terror und seinem Stellenwert in den kommunistischen Systemen beschäftigten sich ausführlich die Medien. Ausgangs- und Höhepunkt dieser Diskussion war das „Schwarzbuch des Kommunismus“, das 1997 in Paris erschien und nicht nur in Frankreich für Schlagzeilen sorgte.³ Hier zeigte sich rasch, daß es weniger um eine wissenschaftliche als vielmehr um eine politische Auseinandersetzung, nämlich „Abrechnung“ einerseits und „Rechtfertigung“ andererseits, ging.⁴

* Sammelrezension von:

COURTOIS, Stéphane, Nicolas WERTH, Jean-Louis PANNÉ, Andrzej PACZKOWSKI, Kotel BARTOSEK und Jean-Louis MARGOLIN: **Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror.** Mit dem Kapitel: „Die Aufarbeitung des Sozialismus in der DDR“ von Joachim GAUCK und Erhardt NEUBERT. Aus dem Französischen. – München und Zürich: Piper Verlag 1988. 987 S., 77 Abb. und 8 Karten.

„**Roter Holocaust?**“ **Kritik des Schwarzbuchs des Kommunismus.** Hrsg. von Jens MECKLENBURG und Wolfgang WIPPERMANN. – Hamburg: Konkret Literatur Verlag 1988. 294 S.

Schlimmer als die Nazis? „**Das Schwarzbuch des Kommunismus**“, **die neue Totalitarismusdebatte und der Geschichtsrevisionismus.** Hrsg. von Johannes KLOTZ (= Neue Kleine Bibliothek, Bd. 60). – Köln: Papy-Rossa Verlag 1999. 208 S.

ROTH, Karl Heinz: **Geschichtsrevisionismus. Die Wiedergeburt der Totalitarismustheorie** (= Konkret Texte, Bd. 19). – Hamburg: KVV „konkret“ Vertriebsgesellschaft für Druck und andere Medien 1999. 152 S.

Der rote Holocaust und die Deutschen. Die Debatte um das „Schwarzbuch des Kommunismus“. Hrsg. von Horst MÖLLER. – München und Zürich: Piper Verlag 1999. 249 S.

KOENEN, Gerd: **Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?** Berlin: Alexander Fest Verlag 1998. 452 S.

ROGOWIN, Wadim S.: **1937. Jahr des Terrors.** Aus dem Russischen übersetzt von Hannelore Georgi und Harald Schubärth. – Essen: Arbeiterpresse Verlag 1998. 591 S.

ROGOWIN, Wadim S.: **Die Partei der Hingerichteten.** Aus dem Russischen übersetzt von Hannelore Georgi und Harald Schubärth. – Essen: Arbeiterpresse Verlag 1999. 581 S.

Kommunismus – Verdammung und Verklärung / Le Communisme – Diabolisé et idéalisé. Schwerpunkttheft von „Traverse. Zeitschrift für Geschichte / Revue d'histoire, 1995/3. Verantwortlich: Brigitte STUDER (in Zusammenarbeit mit Marie KÖNIG und Marc PERRENOUD. – Zürich: Chronos Verlag 1995. 192 S.

1 Vgl. meine Hinweise zu Aktenveröffentlichungen in: Hermann Weber, Was beweisen die Akten, Anmerkungen zu Veröffentlichungen von Archivalien aus der DDR, in: *IWK*, Jg. 33 (1997), H. 2, S. 232–243.

2 Vgl. zum Forschungsstand jetzt Hermann Weber, Die DDR 1945–1990 (= Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 20), 3., überarb. und erw. Aufl., München 1999, S. 121.

3 Vgl. z. B. die Darstellung im „Spiegel“, Nr. 48 vom 24. 11. 1997, S. 212–214, S. 217, S. 220 und S. 222.

4 Es war fast peinlich, daß ausgerechnet die „Junge Welt“ (vom 1. 12. 1997) enthüllte, daß der „Spiegel“ (Nr. 48 vom 24. 11. 1997, S. 214) ein Foto veröffentlicht hatte, das die Dinge auf den Kopf stellte: das Bild mit hungernden Kindern diente 1923 der kommunistischen Internationalen Arbeiterhilfe als Argument für weltweite Hilfe für das hungernde Rußland, nach der „Spiegel“-Version sollte es die durch Hunger geplante Ausrottungsaktion der Bolschewiki „beweisen“.

Nachdem der Piper Verlag das Schwarzbuch im Frühsommer 1998 in deutscher Übersetzung mit viel propagandistischem Aufwand herausgebracht hatte,⁵ beherrschte es die Debatte in Deutschland und konnte sich hier monatelang in den Bestsellerlisten einnisten.

Der dickleibige Band enthält Artikel über den kommunistischen Terror in der Sowjetunion, in Polen, Mittel- und Südosteuropa, China, Nordkorea, Kambodscha, Lateinamerika, Afrika sowie Afghanistan und über die Komintern. Allerdings ist die Professionalität der jeweiligen Verfasser unterschiedlich. Neben der sehr gediegenen, zentralen Darstellung des Terrors in der Sowjetunion durch Nicolas Werth finden sich daher auch fragwürdige Beiträge. Schon die Einbeziehung des „kommunistischen Terrors“ etwa in Nicaragua, Peru, Äthiopien oder Angola wäre zu problematisieren. Da die französische Originalausgabe erstaunlicherweise die DDR ausgeklammert hatte, wurde die deutsche Fassung durch einen Essay von Joachim Gauck und eine knappe Darstellung von Erhart Neubert ergänzt.

Die teilweise heftigen Diskussionen um das Schwarzbuch machten es zwar weithin bekannt, führten aber oft zu einseitiger Verdammung oder ebenso einseitiger Verherrlichung. Dabei wurden die Stärken der Untersuchung häufig beiseite gewischt: Der Band bringt eine erschreckende Zusammenstellung der Opfer kommunistischer Regime, die doch stets behaupteten, eine bessere Welt zu schaffen. Die Auseinandersetzung ging indes weitgehend um den Vergleich des kommunistischen und des nationalsozialistischen Terrors sowie die Ableitung des Terrors aus der kommunistischen Ideologie. Darüber brauchen hier keine Einzelheiten aufgeführt zu werden.⁶

Die Bedeutung des Schwarzbuches liegt in der dramatischen Beschreibung der Folgen des kommunistischen Terrors, der ungeheuerlichen Opferzahlen. Gerade die „einseitige“ Sicht des Schwarzbuches auf den – früher nicht selten verharmlosten – Terror und die Opfer scheint berechtigt. Allerdings heißt dies nicht, daß die Wissenschaft diese Thematik ausgeklammert hätte, wie fälschlich behauptet wurde („Ein Tabu wird gebrochen“, verkündete etwa die Sendung „Kontraste“ am 9. Juli 1998).

Denn die Wissenschaft hat längst über die kommunistischen Systeme mit deren terroristischen Methoden differenzierter berichtet (etwa Andicz, Brzezinski, Conquest, Daniels, Deutscher, Hodos, Lewytzkyi, Medwedew, Schapiro oder Reiman). Im Schwarzbuch werden hingegen die Rahmenbedingungen von Gewalt und Terror ebenso vernachlässigt wie Veränderungen kommunistischer Systeme; es stört dessen monokausale Betrachtung. Der im Schwarzbuch unternommene Versuch, den Terror anhand der Opfer kommunistischer Regime weltweit zu eruieren und darzustellen, um *den* Kommunismus als kriminelles System zu definieren und den Terror weitgehend auf die kommunistische Ideologie zurückzuführen, ist nicht überzeugend. Wissenschaftlich umstritten

5 Stéphane Courtois, Nicolas Werth, Jean-Louis Panné, Andrzej Paczkowski, Karel Bartosek und Jean-Louis Margolin, Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror. Mit dem Kapitel „Die Aufarbeitung des Sozialismus in der DDR“ von Joachim Gauck und Erhart Neubert, München und Zürich 1998 [künftig zitiert: Schwarzbuch].

6 In der „Zeit“ wurde im Mai und Juni 1998 wochenlang eine kontroverse Diskussion um das Schwarzbuch und seine Themen geführt, fast alle Medien beschäftigten sich 1998 mit dieser Publikation. Vgl. auch Helmut Altrichter, „Offene Großbaustelle Rußland“. Reflexionen über das „Schwarzbuch des Kommunismus“, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 47 (1999), H. 3, S. 321.

bleibt die Addition von Opfern in unterschiedlichen Regionen. Die historische und geographische Heterogenität des Kommunismus wurde verwischt. Außerdem ist der ungleiche Forschungsstand in einzelnen Ländern wie auch der mögliche Zugang zu den Archiven bei der Generalisierung des Terrors nicht berücksichtigt worden. Schließlich überlagern politische Bewertungen die angesprochenen Grundprobleme des Terrors.

Die Schlußfolgerung aus den bisherigen Forschungen und den gegenwärtigen Diskussionen um die Rolle des Terrors, der gewaltsamen Unterdrückung und Verfolgung im Kommunismus scheint indes eindeutig: Terror war kommunistischen Diktaturen, insbesondere dem Stalinismus, immanent.

In der Sowjetunion und dann nach dem Zweiten Weltkrieg in den „Volksdemokratien“ wurden Gewalt und Terror zum Unterdrückungsinstrument in Staat und Gesellschaft. Der Auf- und Ausbau der totalitären Diktatur eskalierte unter Stalin, führte zur Verfolgung von Millionen und Abermillionen unschuldiger Sowjetbürger. Die riesige Zahl der im Gulag ums Leben gekommenen Arbeiter, Angestellten, Bauern und Intellektuellen ist noch immer nicht geklärt. Während in amtlichen Angaben heute allein für die Jahre 1937/38 von 2,5 Millionen Verhafteten und 680 000 Erschossenen die Rede ist, geht die Forschung von bis zu sieben Millionen Verhafteten und einer Million Erschossenen aus. Im gesamten Zeitraum der großen Säuberung 1935 bis 1941 sind sogar knapp zwanzig Millionen Menschen verhaftet und sieben Millionen erschossen worden, zwischen 1929 und 1956 kamen mehr als elf Millionen Menschen durch den Terror ums Leben.⁷

Der stalinistische Staatsterror bewirkte eine Veränderung der Gesellschaft. Über die Rolle des Terrors, vor allem der dreißiger Jahre, gibt es in der Forschung schon seit längerem Kontroversen.⁸ Nach dem Zweiten Weltkrieg, bei der Übertragung des Sowjetsystems auf die europäischen „Volksdemokratien“, kam es zwar nicht mehr zum katastrophalen Umfang der „Ausrottung“, also Ermordung, sozialer und politischer „Feinde“, aber die Opferzahlen der Gewaltherrschaft waren dennoch hoch.

Beim Rückblick auf einige historische Phasen kommunistischer Regime ist zu erkennen, daß der Terror unterschiedliche Dimensionen und Motive hatte. Entsprechend den Rahmenbedingungen bediente sich die kommunistische Politik selbstverständlich auch anderer Mechanismen und wendete differenzierte Formen an. In Rußland unter Lenin war der Bürgerkrieg der Ausgangspunkt von Gewalt und Terror. Und es ist keineswegs eine Beschönigung des Terrors jener „frühen“ Phase, wenn die stalinistischen Massenrepressalien deutlich davon abgehoben werden. Im Stalinismus war Terror extremer Ausdruck der Willkürherrschaft. In der Periode nach Stalin wurden die bisherigen krassen

7 Vgl. die Tabellen in: Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera, *Aufbruch, Hoffnung, Endstation*, Wien 1997, S. 345. Vgl. auch *Stalinismus. Neue Forschungen und Konzepte*. Hrsg. von Stefan Plaggenborg, Berlin 1998, sowie Ralf Stettner, *Archipel GULag. Stalins Zwangslager*, Paderborn, München, Wien und Zürich 1996, mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis.

8 Vgl. zu den Diskussionen: Reinhard Müller, *Säuberungen unter den deutschen Politemigranten in der Sowjetunion*, in: *Terror. Stalinistische Parteisäuberungen 1936–1953*. Hrsg. von Hermann Weber und Ulrich Mähler, Paderborn, München, Wien und Zürich 1998, S. 122, dort auch die nötigen Hinweise auf die „revisionistische“ Schule von J. Arch Getty, Gabor Rittersporn u. a.

Methoden dort erstmals offiziell kritisiert, nunmehr subtiler und eher virtueller oder potentieller Terror angewandt. In der letzten Phase des sowjetischen Regierungssystems unter Gorbatschow erfolgten dann Enthüllungen und zugleich ein umfassender Abbau des Terrors.

Während beim Terror in den europäischen kommunistischen Regimen nach 1945 die Entwicklung alles in allem parallel zur sowjetischen Strategie verlief, waren die Zielsetzungen wie die Praxis in den asiatischen Ländern unter kommunistischer Herrschaft erheblich anders. Der Terror der Roten Garden während der chinesischen Kulturrevolution und erst recht die Barbarei Pol Pots im kambodschanischen „Steinzeitkommunismus“ hatten weniger mit den ursprünglichen Ideen Lenins oder dem sowjetischen Vorbild zu tun. Sie dienten den machtpolitischen Auseinandersetzungen oder stützten sich auf irrealer Gewaltphantasien der dortigen Diktatoren.

Bereits im Leninschen Kommunismus liefen einige Konzeptionen auf den Terror hinaus. Die Vorstellung, durch Gewalt eine andere Gesellschaft herbeiführen zu können, die Ablehnung jeden Pluralismus, des Rechtsstaates und individueller Rechte, das Freund-Feind-Schema usw., nicht zuletzt aber auch die Anwendung der Gewalt als wesentliches Mittel zum Machterhalt schufen im Leninismus die Grundlage für den Terrorismus. Im Stalinismus jedoch dirigierte die absolutistische Führung den Ausbau des Polizeistaats, sie bestimmte allein über den Terror. Da mit der Stalinisierung im Kommunismus alle humanistischen Werte verschwanden, erhielten die Machtsicherung und die Anwendung willkürlicher Repressalien eine spezielle Bedeutung. Von den traditionellen Ideen der Arbeiterbewegung, dem Ziel einer besseren Gesellschaft, blieb nur noch Propaganda übrig, letztlich wurde Machterhalt zum Selbstzweck, und der Terror bekam eine neue „Qualität“. Diese Entwicklung geht aus dem Schwarzbuch nicht hervor. Das Addieren der horrenden Opferzahlen allein kann eben die Analyse nicht ersetzen. Dies ist besonders deswegen zu bemängeln, weil der Forschungsstand zu dieser Thematik längst weiter entwickelt war.

Der Wille der Bolschewiki, mit Gewalt und Terror im Bürgerkrieg die Macht zu behalten, ist offensichtlich. Doch gerade die Gewalt im Weltkrieg und während des russischen Bürgerkriegs beweist, daß Terror kein einseitiges „Monopol“ der Bolschewiki war. Insofern ist es ahistorisch und auch falsch, wenn z. B. Stéphane Courtois auf die selbstgestellte Frage, warum der „Feind“ im Kommunismus „getötet werden muß“, antwortet: „Es ist ja nicht neu, daß Politik unter anderem darin besteht, Freund und Feind zu unterscheiden. Bereits im Evangelium heißt es: ‚Wer nicht für mich ist, ist gegen mich‘. Das Neue besteht darin, daß nach Lenin nicht nur gilt, wer nicht für ihn sei, sei sein Gegner, sondern auch: ‚Wer gegen mich ist, muß sterben.‘ Diese Aussage dehnt er vom Bereich der Politik auf die Gesellschaft aus.“⁹

Solche auch völlig personalisierte Betrachtung (Lenin besaß in der bolschewistischen Führung keineswegs die spätere absolute Macht Stalins) liefert keine Erklärung für die Rolle des Terrors im frühen Kommunismus. Übersehen werden die Rahmenbedingungen, die engen Spielräume der Politik der Bolschewiki werden unterschätzt.

9 Schwarzbuch, S. 816, Anm. 5.

Andererseits werden die ideologische Zielsetzung und ihre mögliche Realisierung nicht nur überschätzt, sondern auch verzerrt.

Jüngste Untersuchungen zu verschiedenen Ländern¹⁰ ermöglichen es, die Mechanismen des Terrors genau zu analysieren. Durch die Öffnung östlicher Archive sind zahlreiche unbekannte Details des Terrors zutage gebracht worden. Über die erschreckenden Dimensionen z. B. der innerkommunistischen Säuberungen und die Methoden (insbesondere über die Folterungen) wurden neue Einsichten gewonnen.

Die nach dem erstmaligen Zugang zu den Archivalien publizierten Arbeiten über die Säuberungen¹¹ bestätigen allerdings auch, was über den stalinistischen Terror bereits vor Jahrzehnten in fundierten Darstellungen konstatiert wurde. Der Forschungsstand war ungeachtet aller früheren Geheimhaltung von Fakten beeindruckend.

Das Schwarzbuch hat die Diskussion erneut angeregt. Es enthält neben einzelnen gegiegnen Beiträgen sowie den nicht zu bezweifelnden unfaßbaren Opferzahlen kommunistischer Regime aber auch propagandistische Aussagen. Das gilt für die schwache Einleitung von Courtois, durch die sich die Debatte verschärfte, weil er von 100 Millionen Opfern „des“ Kommunismus und „nur“ 25 Millionen Opfern der NS-Barbarei geschrieben hat und dabei „Rassengenozid“ und „Klassengenozid“ gegenüberstellte. Das hat in der Öffentlichkeit etlichen Wirbel verursacht. Wegen fragwürdiger Überspitzungen, Vorurteilen bei Bewertungen des Terrors, vor allem aber einer Überbetonung der Ideologie ist das Schwarzbuch für die notwendige Erforschung des Kommunismus und des Terrors wenig hilfreich.

Die Kritik am Schwarzbuch zielte allerdings auch in eine ganz andere Richtung, nämlich teilweise zum „Verständnis“ bis hin zur Verharmlosung von Gewalt und Terror in kommunistischen Diktaturen. Das Auftreten junger „ewiggestriger“ Kommunisten bei der Vorstellung des Schwarzbuches (wo es fast zu Schlägereien kam) ebenso wie die frontalen Angriffe früherer SED-Historiker gegen das Schwarzbuch waren dabei eher Nebenaspekte. Auffällig war eine „ziemliche Kälte einiger Rezipienten gegenüber den Menschenopfern des Kommunismus“.¹²

10 Vgl. die Forschungsübersicht von Johannes Baur, „Großer Terror“ und „Säuberungen“ im Stalinismus. Eine Forschungsübersicht, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 45 (1997), H. 4, S. 331 ff. Zu den Berichten über die Säuberungen in einzelnen Ländern vgl.: Kommunisten verfolgen Kommunisten. Hrsg. von Hermann Weber und Dietrich Staritz in Verbindung mit Siegfried Bahne und Richard Lorenz, Berlin 1993, über Bulgarien (Troebst), Jugoslawien (Vujosević und Mujbegović), Ungarn (Jemnitz), Griechenland (Noutsos). – Vgl. außerdem die Arbeiten über Säuberungen in der russischen Provinz (Boterbloem) sowie weitere Berichte in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, Berlin 1993 ff. – Weitere Literaturhinweise und Archivauswertungen in jüngsten Arbeiten, z. B. Carola Tischler, *Flucht in die Verfolgung*, Münster 1996. Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera, *Aufbruch, Hoffnung, Endstation*, a. a. O. (wie Anm. 7); Peter Huber, *Stalins Schatten in der Schweiz*, Zürich 1994; Brigitte Studer, *Un Parti sous Influence*, Lausanne 1994.

11 Zur neuen Literatur vgl. Terror, a. a. O. (wie Anm. 8); Georg Lucács u. a., *Die Säuberung*. Hrsg. von Reinhard Müller, Reinbek b. Hamburg 1991; Georg-Hermann Hodos, *Schauprozesse*, Berlin 1990; *Von der Utopie zum Terror. Stalinismus-Analysen*. Hrsg. von Wolfgang Neugebauer, Wien 1994. Vgl. auch Spezialuntersuchungen, z. B. Meinhard Stark, „Ich muß sagen, wie es war“. Deutsche Frauen im GULag, Berlin 1999; Hans Schafranek unter Mitarbeit von Natalja Mussijenko, *Österreichische und deutsche Kinder im sowjetischen Exil. Kinderheim No. 6*, Wien 1998.

12 Gespräch mit Joachim Gauck, „Es gibt diesen Wandel hin zu einer aufgeklärten Linken“, in: *Die Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte*, Jg. 46 (1999), H. 7, S. 577–588, hier S. 588.

Bereits 1998 erschien eine Art „Gegen“-Schwarzbuch.¹³ Der Hauptvorwurf in dieser Streitschrift lautete, die „politische Funktion“ des Schwarzbuches bestehe darin, den Holocaust zu „relativieren“, den „Antifaschismus“ und „die Linke“ zu delegitimieren. Außer Hinweisen auf die Schwächen des Schwarzbuches – sachliche Fehler und methodische Unzulänglichkeiten – haben die Autoren (neben den Herausgebern Schmidt, Dietl, Vogt, Bensaid, Keßler, Huhnke, Herbeck, Tauger, Lew, Lemoine, Perrault, Martelli, Walther, Küntzel und Gremliza) teilweise mit wissenschaftlichen, aber auch mit propagandistischen Argumenten ihrerseits versucht, das Schwarzbuch zu „delegitimieren“. Auf jeden Fall aber haben sie sich (durch das Vorwort von Courtois noch „proviziert“) auf eine falsche Fährte begeben und das Problem von Gewalt und Terror der kommunistischen Diktaturen und ihrer Opfer beinahe leichtfertig weggedrängt.

Dieser Tenor eines politischen Pamphlets findet sich noch weit deutlicher in einer zweiten „Gegenschrift“.¹⁴ Drastischer als bei Mecklenburg und Wippermann wird darin eine neue Verschwörungstheorie entwickelt. Die notwendige Aufarbeitung der Geschichte des Kommunismus, speziell die Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur, wird als „Geschichtsrevisionismus“ angegriffen und dabei vor allem die Totalitarismuskonzeption (oder was die Verfasser darunter verstehen) attackiert. Diese Autoren (Klotz, Pätzold, Meyer, Kühn, Roth, Senft, Erlinghagen, Wiegel und Schöngarth) gehörten wie Pätzold zu den führenden SED-Historikern oder in der alten Bundesrepublik zu den sogenannten linken Historikern. Sie haben sich mit ihren Beiträgen der Gruppe derjenigen zugesellt, die weiterhin die DDR-Diktatur verharmlosen und die Realitäten des Terrors nicht wahrhaben wollen. Bei ihren Angriffen auf die Totalitarismustheorie kommt es ihnen deshalb weniger auf deren Schwächen (kaum Einbeziehung der historischen Dynamik oder der Rolle der Opposition), sondern auf die Behauptung an, die kommunistischen Herrschaftssysteme seien keineswegs totalitär gewesen. Diese neue (und alte) Art von Geschichtsklitterung mit Beschönigung der kommunistischen Diktaturen und deren totalitärer Macht und blutigen „Säuberungen“ ist freilich durch die inzwischen zu der Thematik einzusehenden Quellen und vorliegenden Forschungsergebnisse ad absurdum geführt. Nur nebenbei sei erwähnt, daß sich hier Autoren hanebüchene Konstruktionen erlauben, um ihre Verschwörungsthesen zu „beweisen“. Beispielsweise hat Karl Heinz Roth an anderer Stelle¹⁵ Mutmaßungen über die Arbeit der Enquetekommission des Deutschen Bundestages „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ vorgetragen. Über seine Erfindungen kann ich als Mitglied dieser Kommission nur den Kopf schütteln.

Über die Debatte um das Schwarzbuch des Kommunismus liegt nun ein von Horst Möller herausgegebener Sammelband vor.¹⁶ Die 35 Beiträge sind in „Ausländische

13 „Roter Holocaust“? Kritik des Schwarzbuches des Kommunismus. Hrsg. von Jens Mecklenburg und Wolfgang Wippermann, Hamburg 1998.

14 Schlimmer als die Nazis? „Das Schwarzbuch des Kommunismus“, die neue Totalitarismusdebatte und der Geschichtsrevisionismus. Hrsg. von Johannes Klotz, Köln 1999.

15 Karl Heinz Roth, Geschichtsrevisionismus. Die Wiedergeburt der Totalitarismustheorie, Hamburg 1999, S. 49 ff.

16 Der rote Holocaust und die Deutschen. Die Debatte um das „Schwarzbuch des Kommunismus“. Hrsg. von Horst Möller, München 1999.

Reaktionen“, „Die historische Perspektive“ und „Die politische Debatte“ unterteilt. Alle Aufsätze sind 1997 und 1998 bereits in französischen, italienischen und vor allem deutschen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt worden. Am Schluß steht Courtois' „Antwort an meine Kritiker“. Wie Möller in seinem Vorwort betont, bieten die Texte zwar nur eine Auswahl der „weit umfassenderen Diskussion“, aber da „unterschiedliche, ja gegensätzliche Einschätzungen über das Schwarzbuch zu Wort kommen“, werden die inhaltlichen wie methodischen Probleme hier deutlich. Möller verweist auf die Bedeutung des Schwarzbuchs für den Vergleich („der in keinem Fall eine Gleichsetzung bedeutet“) mit den Massenverbrechen des Nationalsozialismus. Und er benennt die Delegitimierung der politischen Parteien und politischen Zielsetzungen durch die Massenverbrechen der kommunistischen Herrschaftssysteme. Seine These, daß diese sich „im Prinzip auf marxistische Ideologie“ stützen, ist indes zu bezweifeln.

Meist ausgeblendet wird bei den Diskussionen über Gewalt und Terror im Kommunismus nämlich, daß dieser nicht nur ein spezifisches Herrschaftssystem war, sondern auch eine radikale soziale Bewegung. Nur die Analyse auch der politischen kommunistischen Organisationen macht verständlich, wie aus einer radikalen sozialen Bewegung terroristische Regime hervorgehen konnten.¹⁷

Die kommunistischen Parteien entstanden nach dem Ersten Weltkrieg als Abspaltung von der Arbeiterbewegung. Allerdings war der Weltkommunismus anfangs noch keine monolithische, straff organisierte Bewegung. Die meisten Mitglieder und Funktionäre seiner nationalen Sektionen standen in der Tradition des Sozialismus, nämlich des Strebens nach sozialer Gerechtigkeit und Solidarität. Von krassen sozialen Gegensätzen in fast allen Ländern wurden die Anhänger des Kommunismus ständig mobilisiert.

Doch der Kommunismus war im Gegensatz zur Sozialdemokratie nicht demokratisch strukturiert, sondern strikt zentralistisch. Eine einzige Partei, die bolschewistische, war seit 1917 in Rußland im Besitz staatlicher Allmacht. Daraus ergab sich in der Dritten (Kommunistischen) Internationale keine Gleichheit aller Parteien wie in der Zweiten (Sozialistischen) Internationale, sondern eine Abhängigkeit sämtlicher Sektionen von der russischen Staatspartei.¹⁸ Straff organisierte Parteien sollten zudem auf gewaltsamem Wege (auch in Demokratien) nach bolschewistischem Vorbild die alleinige Macht erringen. Die Kommunisten behaupteten, als „Avantgarde“ der Arbeiter (allein) deren Interessen zu vertreten und daher auch als Minderheit eine Legitimation zur Herrschaft zu besitzen.

Diese von Anfang an bestehende Diskrepanz zur Sozialistischen Internationale und zu den Traditionen der Arbeiterbewegung wurde im Konkurrenzkampf zwischen Kommunisten und Sozialisten rasch verschärft und steigerte sich schließlich zu einem

17 Vgl. dazu Jerzy Holzer, *Der Kommunismus in Europa. Politische Bewegung und Herrschaftssystem*, Frankfurt a. M. 1998.

18 Zur Entwicklung der Komintern vgl. Pierre Broué, *Histoire de l'Internationale Communiste 1919 à 1943*, Paris 1997, mit umfangreicher Bibliographie, Chronik und Kurzbiographien. Vgl. auch *Aufstieg und Zerfall der Komintern*. Hrsg. von Theodor Bergmann und Mario Keßler, Mainz 1992; Kevin McDermott und Jeremy Agnew, *The Comintern*, London 1996.

prinzipiellen Gegensatz beider Richtungen.¹⁹ Die demokratischen Sozialisten wie auch orthodoxe Marxisten lehnten vor allem Gewaltherrschaft und Terror der Kommunisten ab.²⁰ Behauptungen, „die Linke“ habe den kommunistischen Terror „bagatellisiert“, sind daher falsch.

Rasch waren die kommunistischen Parteien völlig auf die Sowjetunion und damit ihr diktatorisches Herrschaftssystem eingeschworen. Mit der Unterwerfung der Kommunistischen Internationale unter das Diktat der stalinistischen Sowjetunion und mit der Stalinisierung der kommunistischen Bewegung, wurde das radikal-soziale Streben der Rebellen ebenso instrumentalisiert wie ihr Fortschrittsglaube. Gleichzeitig wirkten nun totalitäre Tendenzen des Kommunismus verstärkt auf die Bewegung außerhalb der UdSSR.

Die Kommunisten beanspruchten, im Besitz einer absoluten „historischen Wahrheit“ zu sein, sie hatten danach „immer recht“. Für kommunistische „Kämpfer“ galt es, im „Klassen-Weltkrieg“ strikte, fast militärische Disziplin zu wahren. Daraus ergaben sich totalitäre Strukturen innerhalb der Organisation, erfolgte die Umwandlung einer breiten Bewegung in zentralistisch-diktatorische Parteien mit strengen „Ordens“-Regeln. Die Ideologie brauchte und vermittelte immer ein Feindbild. Dies verlangte die Bereitschaft, den Feind mit Gewalt zu bekämpfen.

Doch die Gewaltbereitschaft wuchs auch als typische allgemeine Erscheinung im „Zeitalter der Extreme“.²¹ In den Gefechten des Ersten Weltkrieges, des Massenkrieges, war die Anwendung blutiger Gewalt ja gerechtfertigt und belohnt worden. Nach Kriegsende blieben Gewalt und Brutalität weit verbreitet, waren von nun an als Mittel der Politik selbstverständlich, ja fast alltäglich. Die moralischen Wertvorstellungen waren erschüttert, der Krieg hatte auch zur „Akzeptanz brutaler Gewaltanwendung durch die Kommunisten“ geführt.²² Dies wird oftmals übersehen, wenn vom kommunistischen Terror die Rede ist.

Auf die Herausbildung des kommunistischen Terrors (und ebenso des Terrors des Nationalsozialismus) hat Gerd Koenen verwiesen.²³ Er setzt sich in seiner differenzierten Untersuchung mit Vereinfachungen im Schwarzbuch auseinander, vor allem aber kritisiert er Beschönigungen des Terrors.

19 Vgl. dazu etwa Julius Braunthal, *Geschichte der Internationale*. Bd. 2 und 3, Hannover 1963/1971; Peter Lübke, *Kommunismus und Sozialdemokratie*, Berlin 1978.

20 Vgl. Peter Lösche, *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie*, Berlin 1967; Horst-Dieter Beyerstedt, *Marxistische Kritik an der Sowjetunion in der Stalin-Ära (1924–1953)*, Frankfurt a. M. 1987; Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ oder „Staatsklaverei“? Die theoretische Verarbeitung der sowjetrussischen Entwicklung in der Sozialdemokratie Deutschlands und Österreichs (1917–1929), Münster 1990; ders., *Ein Gespenst verschwand in Europa. Über Marx und die sozialistische Idee nach dem Scheitern des sowjetischen Staatssozialismus*, Bonn 1999; Udo Vorholt, *Die Sowjetunion im Urteil des sozialdemokratischen Exils 1933–1945*, Frankfurt a. M. 1991; Marcel van der Linden, *Von der Oktoberrevolution zur Perestrojka. Der westliche Marxismus und die Sowjetunion*, Frankfurt a. M. 1992; Jürgen Zarusky, *Die deutsche Sozialdemokratie und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzung und außenpolitische Konzeptionen 1917–1933*, München 1992.

21 Vgl. Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme*, München 1995.

22 Jerzy Holzer, *Der Kommunismus in Europa*, a. a. O. (wie Anm. 17), S. 19.

23 Gerd Koenen, *Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?*, Berlin 1998.

Zunächst verweist Koenen darauf, daß es eine Einheitlichkeit und Geschlossenheit *des Kommunismus* nicht gab. Seine Arbeit beschränkt sich im wesentlichen auf die Sowjetunion bzw. das „sozialistische Lager“ in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Aber auch da zeigte *der* Kommunismus in einzelnen Phasen ja ein durchaus verschiedenes Bild, oder klappten zwischen Stalin und Gorbatschow nicht Welten? Koenen stützt sich auf den bisherigen Forschungsstand (leider ohne Belege und Fußnoten) und kommt zur interessanten Aussage, daß der eigentliche Totalitarismus weniger im Nationalsozialismus zu finden sei als vielmehr im Kommunismus. Seine Grundthese ist, die Utopie einer radikal neuen Gesellschaft habe aus dem Kommunismus auch die „Utopie der Säuberung“ gemacht, um so das „Alte“ völlig vernichten zu können.

In konkreten Überlegungen stellt Koenen *den* Kommunismus indes durchaus differenzierter dar, als solch verbale Aussage vermuten läßt. Der Vorzug des Bandes etwa gegenüber dem Schwarzbuch ist gerade (neben dem sachlichen Ton) die Differenziertheit, der Versuch, die Rahmenbedingungen des Kommunismus zu berücksichtigen. Er betont, daß die reale Geschichte des Kommunismus eben nicht „in erster Linie Wirkungsgeschichte einer ‚Idee‘, einer ‚Ideologie‘“ ist. Freilich kommt auch bei Koenen zu kurz, daß der Kommunismus sowohl Herrschaftssystem als auch politische Bewegung war. Doch entgegen der üblichen politischen „Genealogie“ schreibt er: „Dann müßte sie nicht heißen: Marx zeugte Lenin, Lenin zeugte Stalin, Stalin zeugte Mao, sondern – Lenin enteignete Marx, Stalin mumifizierte Lenin, Mao verdrängte Stalin.“ Darüber hinaus verweist Koenen auf die Gegensätze der traditionellen Arbeiterbewegung zum Bolschewismus. Der Terror wird von ihm daher auch nicht instrumentalisiert, um die Ideen dieser Arbeiterbewegung von der Notwendigkeit einer veränderten, besseren Gesellschaft zu verteufeln, wie dies heute ja vielfach geschieht.

Bei der Beschreibung der Fakten unterscheidet sich Koenens Darstellung des kommunistischen Terrors in der Geschichte Rußlands bzw. der Sowjetunion wenig vom fundierten Beitrag Nikolas Werths im Schwarzbuch. An den fürchterlichen Fakten ist nicht zu rütteln. Doch der starre Blick nur auf den Terror der Kommunisten etwa im Bürgerkrieg sieht diese nur als Akteure der Geschichte und vernachlässigt Reaktionen und die historischen Umstände. Die „andere Seite“ nennt Koenen ganz nebenbei. Er verweist einmal auf den „Massenterror“ der „weißen Armee“, der nicht nur die Bolschewiki traf, sondern auch die Bauern, die gegen Großgrundbesitz waren, oder die „Deserteure“ des Weltkrieges. Ebenso eher beiläufig verweist er auf das „Zeitalter zweier ungeheurer Weltkriege“ sowie „Faktoren des Bürgerkrieges, die nicht oder nicht allein auf das Konto der Bolschewiki gingen“. Doch bleibt für ihn die „Oktoberrevolution“ der Bolschewiki die „Urkatastrophe“.

Diese Betrachtungsweise, die er an anderer Stelle verbal für verfehlt hält, entspringt der pädagogischen Absicht Koenens: er will Geschichte aufarbeiten, wendet sich gegen „Altlinke“, Verniedlichungen oder sogar Rechtfertigungen des kommunistischen Terrors. Bleibt zu fragen, wieweit diese Pädagogik (noch) nötig ist. Zum einen hat die wichtigste Linke (die demokratischen Sozialisten) den Terror immer wieder enthüllt und bekämpft. Zum andern existiert nach dem Zusammenbruch des Staatskommunismus und seit Öffnung der Archive nur noch bei Sekten der irrsinnige Glaube, mit den Mitteln einer terroristischen Diktatur sei eine „bessere Gesellschaft“ zu errichten.

Die Kommunistische Internationale, der straff von Moskau aus geleitete Zusammenschluß aller kommunistischen Parteien, ist heute breit erforscht.²⁴ Das Schwarzbuch bringt darüber indes ein etwas buntscheckiges Bild, nicht frei von sachlichen Fehlern. Die Komintern war nämlich von Lenin weniger „als eines von mehreren Instrumenten der internationalen Unterwanderungen“²⁵ konzipiert, sondern in erster Linie zur Durchsetzung der Idee der Weltrevolution geschaffen worden. Neuere Dokumentationen mit bisher geheimgehaltenen Materialien²⁶ bestätigen inzwischen zusätzlich, was die Forschung im Westen bereits länger festgestellt hatte: In der Komintern bestimmte immer stärker die KPdSU-Führung, Stalin bediente sich ihrer auch als außenpolitisches Instrument der UdSSR.²⁷

Das Schwarzbuch beschreibt aus vereinfachter Perspektive im Kapitel über die Komintern vor allem Revolutionsversuche, Bürgerkrieg und Terror der Kommunisten, es heißt dort, die Komintern habe den „Aufstand und Bürgerkrieg auf Anraten Moskaus“ vorbereitet. Obwohl auch auf die inneren Säuberungen eingegangen wird, ist der innerkommunistische Terror (nicht nur im Schwarzbuch) kaum ein Thema.

Daher geht bei der Auflistung der Opfer eine Besonderheit des stalinistischen Terrors fast unter: die innerparteilichen Säuberungen. Der Kommunismus war die einzige Bewegung der jüngeren Geschichte, die mehr ihrer eigenen Führer, Funktionäre und Mitglieder selbst umgebracht hat, als das ihre Feinde taten. Gerade diese historische Besonderheit hat den Kommunismus charakterisiert. Sie trifft vor allem zu für die Repressalien, durch die im Stalinismus der dreißiger Jahren über eine Million Kommunisten umkamen.²⁸

Bei der generellen Aufzählung der Opfer (die das Schwarzbuch leichtfertig sowohl mit 80 Millionen als auch mit 100 Millionen angibt)²⁹ werden für die Sowjetunion im allgemeinen 20 Millionen genannt. Allerdings wird die Million Kommunisten in die Opferzählung des Kommunismus einfach mit einbezogen. Mit dieser Rechnung wird nicht nur die Täter-Opfer-Problematik verwischt (manche der in den Säuberungen umgekommenen Kommunisten gehörten vorher selbst zu den „Säuberern“), sondern die Einmaligkeit der Verfolgung von Kommunisten durch Kommunisten übergangen.

24 Vgl. Pierre Broué, *Histoire de l'Internationale Communiste ...*, a. a. O. (wie Anm. 18), Literaturhinweise S. 809–841. Zu den Säuberungen vgl. Alexandr Vatlin, *Kaderpolitik und Säuberungen in der Komintern*, in: *Terror*, a. a. O. (wie Anm. 8), S. 33.

25 Schwarzbuch, S. 303.

26 Zuletzt in den bisher nur auf russisch erschienenen Titeln: *Die Komintern und die Idee der Weltrevolution*. Hrsg. von J. S. Drabkin, Moskau 1998, und ders. und A. A. Galkin, *Komintern gegen Faschismus*, Moskau 1999.

27 Vgl. Dietrich Geyer, *Kommunistische Internationale*, in: *Die Kommunistischen Parteien der Welt*. Hrsg. von C. D. Kernig, Freiburg i. Br. 1969, S. 14; Thomas Weingartner, *Stalin und der Aufstieg Hitlers*, Berlin (West) 1970; Hermann Weber, *Die Kommunistische Internationale. Eine Dokumentation*, Hannover 1966. Zur neueren Literatur Pierre Broué, *Histoire de l'Internationale Communiste ...*, a. a. O. (wie Anm. 18).

28 Zu den Einzelheiten vgl. *Terror*, a. a. O. (wie Anm. 8).

29 Hier hat Koenen (Anm. 23) zu Recht angemerkt: „Wo es auf 15 Millionen Tote mehr oder weniger nicht ankommt, da breitet sich Nebel aus, während doch gerade Konturen sichtbar und Sensibilitäten geschärft werden sollten.“

Von Anfang an gehörten permanente Säuberungen zum Instrumentarium der kommunistischen Bewegung, in stalinistischen Regimen steigerten sie sich zum Exzeß des Terrors. Die innerparteilichen Säuberungen – wie die Verfolgungen verharmlosend genannt wurden – haben den Weltkommunismus tief geprägt. Sie wurden ein wichtiger Schritt beim Wandel von einer radikal-sozialen Bewegung zu einer diktatorischen Organisation.

Damit vollzog sich ein wesentlicher Einschnitt in der Geschichte des Kommunismus, sowohl der Bewegung als auch des Herrschaftssystems. Der gegenwärtige Trend, eine geradlinige Entwicklung im Kommunismus von Lenin bis Stalin und schließlich Gorbatschow zu sehen, verkennt Brüche. Das gilt insbesondere für den Zeitgeist, der jeden Unterschied zwischen Lenin und Stalin leugnet.³⁰ Doch gerade die innerparteilichen Säuberungen, der Terror gegen Kommunisten selbst, zeigen, daß die These von der Zwangsläufigkeit der Entwicklung von Lenin zu Stalin brüchig ist und der Stalinismus durchaus ein eigenständiges System war.

Die bürokratisch-diktatorischen Strukturen der kommunistischen Bewegung hatten sich während der zwanziger Jahre in der Sowjetunion, aber schrittweise auch in allen übrigen kommunistischen Parteien herausgebildet. Der Stalinismus in Partei, Staat und Gesellschaft der Sowjetunion wird immer noch verschieden definiert. Verwiesen wird auf den Stalinismus als „Kommandowirtschaft“, als Polizeistaat, als totalitäres System, als „mobilisierte Gesellschaft“, als „geistige Unterwerfung“; der „zügellose Nationalismus“ und der „Personenkult“ werden ebenso wie die „Deformation der Gesellschaft“ mit Recht hervorgehoben.³¹ Da es hier um die Rolle des Terrors im Stalinismus geht, soll folgende Einschätzung beibehalten werden.³²

Zu unterscheiden ist zwischen dem Stalinismus im engeren oder speziellen Sinne – dies sind Willkürherrschaft sowie Personenkult – und einer weiteren oder allgemeineren Charakterisierung: Stalinismus als gesellschaftspolitisches System.

In solchem allgemeinen Verständnis war der Stalinismus die totalitäre Diktatur der Parteiführung, die mit Hilfe der politischen Polizei allein bestimmte. Der Kern des gesellschaftspolitischen Systems des Stalinismus war die kommunistische Einparteienherrschaft; die gesellschaftliche und politische Entscheidungsgewalt lag bei der hierarchisch strukturierten obersten Parteispitze.

Insbesondere mit den Säuberungen in den dreißiger Jahren hatten sich die beiden krassen Merkmale des Stalinismus im engeren, speziellen Sinne herausgebildet. Erstens die Willkürherrschaft, gekennzeichnet durch völlige Rechtsunsicherheit. Die despotische Gewalt der Führung war in der Realität weder durch Gesetze noch durch Institutionen beschränkt oder von unten kontrollierbar. Die allgegenwärtige Geheimpolizei und blutige Säuberungen waren die wesentlichen Herrschaftsmittel. Im Polizeistaat war

30 Das betrifft vor allem die Medien. Vgl. etwa den Bericht des „Spiegel“ (Nr. 29 vom 19. 7. 1999) über „das Jahrhundert des Kommunismus“, wo gar vom „Stalinist[en] Lenin“ (Titelseite) die Rede ist.

31 Alan Wood, Stalin und der Stalinismus, Mainz 1995, S. 73 ff.; zum neueren Forschungsstand vgl.: Stalinismus, a. a. O. (wie Anm. 7). Bernd Bonwetsch, Der Stalinismus in der Sowjetunion der dreißiger Jahre, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, Berlin 1993, S. 11.

32 Vgl. dazu Hermann Weber, Aufbau und Fall einer Diktatur, Köln 1991, S. 72 ff.

Terror zum Prinzip geworden. Zweitens gehörte zum Absolutismus Stalins ein byzantischer Kult um seine Person, der seine Machtfülle widerspiegelte.

Dieser spezielle Stalinismus wird in den Arbeiten von Wadim Rogowin dem Leninismus gegenübergestellt. Von den Arbeiten des kürzlich verstorbenen russischen Historikers liegen zwei Bände nun in deutsch vor.³³ Rogowin hat in seinem Buch über das Jahr 1937 anhand neuen Archivmaterials Wirkungsweise und Mechanismus des Stalinschen Terrors exakt beschrieben. In den Mittelpunkt stellt er die beiden Schauprozesse von 1936 und 1937, deren Vorbereitung und Durchführung, ebenso die Armeesäuberung und insgesamt die blutigen Verfolgungen 1936 und 1937.

Die Säuberungen eskalierten in der UdSSR ab 1936.³⁴ Nun wurden latente innerparteiliche „Feinde“ nicht mehr nur ausgeschlossen oder verbannt, sondern sämtliche Oppositionellen verhaftet und fast alle – sogar ungeachtet dessen, daß die meisten längst vor Stalin kapituliert hatten – umgebracht. Diese Verfolgungen betrafen sowohl KPdSU-Mitglieder als auch Emigranten der Komintern.

In den drei großen Schauprozessen 1936 bis 1938 in Moskau, in den Geheimprozessen gegen Tuchatschewskij und die Armeeführer vom Juni 1937 sowie gegen Jenukidse, Karachan u. a. im Dezember 1937 wurde der Großteil der in der russischen Revolution und im Bürgerkrieg führenden Bolschewiki verurteilt und später erschossen. Neben diesen zentralen Tribunalen fanden ungezählte in der Provinz statt, denen die lokalen Funktionäre zum Opfer fielen. Noch weit größer ist die Zahl derjenigen Erschossenen, die stillschweigend liquidiert wurden. Auf diese Weise hat das NKWD Stalins in den Jahren 1936 bis 1938 fast die gesamte kommunistische Führungsspitze der Lenin-Ära umgebracht.

Mit der blutigen Säuberung wurden alle Kräfte beseitigt, die wegen ihrer revolutionären Herkunft dem Stalinismus gefährlich werden konnten. Ziel war die Ermordung solcher Kader, die in irgendeiner Situation (z. B. in einer Krise oder einem Krieg) einen Gegenpol zur Stalin-Diktatur hätten bilden können. Der unbeschränkte Terror der Geheimpolizei sollte außerdem jede mögliche Opposition und Abweichung von unten abschrecken und verhindern. Darin bestand eine politische Funktion des Terrors, der letztlich auf rigorose Vernichtung jeden potentiellen Widerstandes gegen das Stalin-Regime zielte. Mit der Säuberung ab 1936 war darüber hinaus ein weiteres Kalkül verbunden, nämlich für alle Fehler und Mängel in Staat, Wirtschaft und Verwaltung Sündenböcke zu liefern.

In den Mittelpunkt seines zweiten Bandes über das Jahr 1938 („Die Partei der Hingerichteten“) stellt Rogowin zunächst Vorbereitung und Durchführung des dritten großen Moskauer Schauprozesses (gegen Bucharin, Rykow, Krestinski, Rakowski u. a. führenden Bolschewiki der Lenin-Ära). Danach behandelt er den Gesamtzusammenhang der „Säuberungen“. Seine Absicht ist es, „das Hauptaugenmerk auf den Gegensatz und

33 Wadim S. Rogowin, 1937. Jahr des Terrors, Essen 1998; ders., Die Partei der Hingerichteten, Essen 1999.

34 Vgl. dazu jetzt die aus den Protokollen der Politbürositzungen erarbeitete Untersuchung von Oleg Chlewnjuk, Das Politbüro. Mechanismen der Macht in der Sowjetunion der dreißiger Jahre, Hamburg 1998. Chlewnjuk hält fest: „Beginnend mit den Trotzkiisten und Sinowjew-Leuten erreichten die Repressalien schnell immer größere Kreise der Partei- und Staatsnomenklatura und erstreckten sich schließlich auf die gesamte Gesellschaft“ (S. 212).

den Kampf von Stalinismus und Trotzkismus“ zu lenken. Bemerkenswert sind dabei seine Beschreibungen einzelner Stalin-Opfer, etwa von Krestinski, der anfangs das übliche „Geständnis“ vor dem Schauprozeß verweigerte. Aber auch der Massenterror wird von Rogowin beschrieben, der auch für diesen Band geheime russische Akten benutzte.

Er zieht aus der Tatsache, daß Stalin fast die gesamte Führungsspitze der Lenin-Ära als „Trotzkisten“ umbringen ließ, den Schluß, der Trotzkismus sei 1937/38 noch eine politische Kraft gewesen. Doch war der Begriff Trotzkismus zum ersten für Stalin ja „Argument“, jede „Abweichung“ und jeden frei erfundenen Gegner zum „Todfeind“ zu erklären. Zum zweiten ist als Trotzkismus die Hinwendung von Oppositionellen zu Ideen Trotskis, des Hauptgegners Stalins, zu verstehen. Und nur zum dritten waren es organisierte Gruppen tatsächlicher Trotzkisten. Rogowin hat zu viele aus den Kategorien eins und zwei der dritten Kategorie zugeordnet. Das ändert freilich nichts an der prinzipiellen Bedeutung des „Trotzkismus“ im Stalinismus.

Rogowins These, der stalinistische Terror habe sich gegen eine tatsächliche Opposition gerichtet, bleibt umstritten. Aber seine Überlegung (im Gegensatz zum Schwarzbuch), den Terror als radikalen Bruch mit der kommunistischen Ideologie und den Prinzipien Lenins zu erklären, bleibt bei der „Historisierung“ des Kommunismus ein wichtiger Teilaspekt.

Terror und Gewalt im Kommunismus werden derzeit gegensätzlich eingeschätzt. Einerseits (Schwarzbuch des Kommunismus) wird der Terror als Konsequenz der Ideologie des verbrecherischen kommunistischen Systems gesehen, andererseits (Rogowin) gerade der Stalinsche Terror als radikaler Bruch mit den Prinzipien Lenins beschrieben. Die jeweils mit vielen Fakten untermauerten Bewertungen betonen (oder überbetonen) Teilaspekte. Zu einer „Historisierung“ der kommunistischen Regime³⁵ (und erst recht der kommunistischen Bewegung) liefern sie Anstöße, aber noch keine Antworten.

Es gilt daher, für mehr Differenziertheit und historische Genauigkeit bei der Analyse und Beurteilung von Motiven und Folgen der Gewalt und des Terror in der Geschichte des Kommunismus zu plädieren. Der ständige Verweis auf *den* Kommunismus übersieht außer regionalen Besonderheiten kommunistischer Regime auch die unterschiedlichen Traditionen der kommunistischen Bewegung. Vielfach wird die Periodisierung außer acht gelassen. Zäsuren jeweiliger historischer Phasen der Sowjetunion unter Lenin, Stalin und nach Stalin bis zu Chruschtschow und Gorbatschow sind oft ebenso verwischt wie im Fall Chinas (Maos langer Marsch, Bürgerkrieg und Krieg gegen Japan, Kulturrevolution) oder die unterschiedlichen Etappen der Nachkriegsentwicklung in den kommunistischen Regimen Mittel- und Osteuropas.

Erforderlich ist daher, an der Unterscheidung zwischen dem Kommunismus als radikal-sozialer Bewegung einerseits und den kommunistischen Gewaltregimen andererseits festzuhalten. Denn die kommunistischen Parteien waren auch eine „Antwort“ auf den Kapitalismus und insbesondere den Ersten Weltkrieg.

Gewalt und Terror waren daher in der Frühphase auch des russischen Herrschaftssystems nicht nur Folgen der Leninschen radikalen Ideologie, sondern noch mehr

35 Vgl. dazu Helmut Fleischer, Der Arbeitersozialismus in seiner Epoche, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, Berlin 1999, S. 101.

Resultate von Krieg und Bürgerkrieg. Es wäre verkürzt, die terroristische Gewaltherrschaft des Stalinismus nur als „Weiterentwicklung“ des „Leninismus“ zu erklären. Mit ihr vollzog sich ebenso ein Bruch mit der eigenen Tradition. Der Stalinismus brachte schließlich auch einen einschneidenden Wandel des Weltkommunismus, der die kommunistischen Parteien zum Instrument der Moskauer Zentrale machte. Und der „große Terror“ der Stalin-Ära besaß durchaus Eigenständigkeit und Einmaligkeit, die von der Totalitarismuskonzeption (dem Vergleich mit der NS-Barbarei) wie durch die Behauptung eines historisch „einheitlichen“ Kommunismus eher verschleiert werden.

Den totalitären Terror unter Hitler mit dem totalitären Terror unter Stalin zu vergleichen, ist wissenschaftlich genauso legitim, wie die Wurzeln des Stalin-Terrors im „Feindbild“-Terror Lenins zu suchen. Allerdings heißt vergleichen bekanntlich nicht gleichsetzen, sondern ebenso Unterschiede nachzuweisen. Und gerade eine markante Besonderheit des Stalinismus, der innerkommunistische Terror – durch den mehr Führer und Anhänger des Kommunismus von Stalinisten selbst umgebracht wurden als von ihren Feinden – zeigt die Unterschiede. Diese Charakteristika im Kommunismus und seinem Verhältnis zum Terror herauszuarbeiten ist wichtig. Das bedeutet weder eine „Entlastung“ Lenins, noch wird damit der subtile Terror der Nach-Stalin-Periode „übersehen“.

Die heute ebenfalls vorgenommenen Versuche, den Terror zu bagatellisieren, sind politisch motiviert und verstärken die Nostalgie. Auch sie zeigen, „wie stark die Geschichtsschreibung auf diesem Gebiet immer noch für die Begleichung politischer Rechnungen instrumentalisiert wird“.³⁶ Das gilt aber andererseits ebenso für die simple These, der Terror habe sich insbesondere aus einer Ideologie der Gleichheit ergeben. Nicht die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit hat den Terror hervorgebracht, sondern die Absicht einer „Avantgarde“, diese mit rücksichtsloser Gewalt durchzusetzen. Insofern eignet sich die Aufdeckung des Terrors nicht für Rechtfertigungen von Konservatismus oder Kapitalismus.

So bleibt für die Wissenschaft generell festzuhalten, daß Gewalt und Terror dem Kommunismus immanent waren. Sie spielten in den einzelnen Phasen und den verschiedenen Ausformungen des Kommunismus in Europa oder Asien aber eine unterschiedliche Rolle. Falsch ist zudem, den Kommunismus auf Terror zu reduzieren. Offensichtlich erweist sich der Kommunismus als eine Abstraktion. Der Terror war allerdings Realität.

Dies hat die Wissenschaft zu berücksichtigen. Schließlich dienen ihre Analysen der Versachlichung, denn sie tragen dazu bei, daß Legendenbildung wie Verdrängung keine Chance haben. Fundiertes Wissen hilft, damit Geschichtsaufarbeitung nicht ins Emotionale abgleitet oder gar als politisches Instrument benutzt wird. Terror und Gewalt in der Geschichte des Kommunismus sind daher genau zu untersuchen und differenziert zu behandeln.

³⁶ Brigitte Studer, Kommunismus. Verdammung und Verklärung, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte*, 1995/3, S. 8. Vgl. auch den Beitrag von Serge Wolikow, a. a. O., S. 19 ff.

Menschewiki im Abseits

Ein wichtiges Buch zu einer gewichtigeren Sache

Von Henryk Skrzypczak

Für mich gilt es eben jetzt – durchhalten!
Theodor Dan*

„Zum vierzigsten Geburtstag der russischen Sozialdemokratie“, im Jahre des Münchener Abkommens, gab Karl Kautsky der von den Bolschewiki teils in den Untergrund, teils in das Exil abgedrängten Partei eine ermunternde Prognose auf den Weg. Ein moderner Staat, versicherte er den Genossen, könne ohne freie Arbeiter nicht gedeihen. „Auf der Arbeit von Sklaven aufgebaut“, würde Sowjetrußland, vor eine Kraftprobe gestellt, zwangsläufig verkommen, „um schließlich zusammenzubrechen“. Die Freiheit der Arbeiterbewegung hingegen, erst einmal wiedererrungen, führe „mit Notwendigkeit einen neuen Aufschwung des demokratischen Marxismus“ herbei, „der ja die vollkommenste, am tiefsten durchdachte Gestaltung der selbständigen Arbeiterbewegung“ darstelle. Dann werde die russische Sozialdemokratie „zu beherrschendem Einfluß in Staat, Wirtschaft, Gesellschaft gelangen“.¹

Sechzig Jahre danach, zum Zentenargedenken der Partei, wissen wir eine der Vorhersagen Karl Kautskys erfüllt. Aus der Kraftprobe des Zweiten Weltkrieges noch als eine der Siegermächte hervorgegangen, ist die Sowjetunion im Wettbewerb der Systeme schließlich doch unterlegen; das große Experiment eines Lenin gehört der Vergangenheit an. Kautskys andere Gewißheit indessen hat sich bis zur Stunde als trügerisch erwiesen. Im Zeichen erklärter Demokratie „wieder emporzusteigen zu einem kraftvollen Dasein, zu neuen Siegen und Triumphen“ war der russischen Sozialdemokratie nicht vergönnt. Weniger noch: die konzeptionelle Hinterlassenschaft der Partei Julius Martows, Theodor Dans und Raphael Abramowitschs wurde von seinen natürlichen Erben ausgeschlagen, das operative Potential der „Partei des demokratischen Marxismus“ mit ihrer zweifachen Frontstellung hin zum Bolschewismus und zum bloßen Pragmatismus als anachronistisch verschmäht.

Welches substantielle Angebot hier mehr oder minder achtlos, auf jeden Fall aber voreilig beiseite geschoben wird, läßt jetzt eine Studie erkennen, deren Gehalt sich auf den ersten Blick auch nicht annähernd erschließt.² Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Sozialdemokratie nach 1921, wie André Liebich ihn im Untertitel seiner Monographie verspricht, rückt ja eine Phase in das Zentrum der Aufmerksamkeit, die den Menschewismus zusehends auf das Abstellgleis dirigiert. In der russischen Illegalität

* Aus einem Schreiben vom 19. Dezember 1924 an Karl Kautsky; vgl.: Theodore Dan – Letters (1899 to 1946). Hrsg. von Boris Sapir, Amsterdam 1985 [künftig zitiert: Dan, Letters], S. 322–329; Zitat S. 329.

1 Karl Kautsky, Der demokratische Marxismus. Zum vierzigsten Geburtstag der russischen Sozialdemokratie, in: Dan, Letters, S. 606–611; vgl. S. 607 sowie zu den Kautsky-Zitaten im folgenden Absatz S. 611 und S. 606.

2 Liebich, André: From the Other Shore. Russian Social Democracy after 1921 (= Harvard Historical Studies, Bd. 125). – Cambridge, Mass., und London: Harvard University Press 1997. 476 S.

schon bald von so marginaler Bedeutung, daß der Schauprozeß des Jahres 1931 auf fiktive Parteigrößen ausweichen mußte, durchlief auch die Exilaktivität der menschewistischen Führungsspitze Etappen kontinuierlich abnehmender Effizienz. Vom Standort Berlin aus, mit seinen noch weitgehend intakten Informationskanälen zum Hinterland, über Paris als nächstes Ausweichquartier bis hin zur letzten Zufluchtstätte New York zeigt sich ein fortgesetztes Wirkungsgefälle.

Hinzu kommt noch, daß für den Autor ein Spezialaspekt im Vordergrund des Blickfeldes steht. Er zeigt sich primär an Natur und Einfluß von Exilbewegungen interessiert. Im vorliegenden Fall heißt das die Konzentration auf eine rein zahlenmäßig nicht sonderlich ins Gewicht fallende Gruppe. „Unsere Menschewiki“ – das ist 1933 bei seinem Exodus aus der Reichshauptstadt ein Kreis von wenig mehr als siebzig Personen, der sich gegen Neuzugänge hermetisch abschließt und es selbst nach seiner Verschmelzung mit der Pariser Parteidependance auf ganze achtzig Mitglieder im Jahre 1940 bringt. Ihrer sozialen Homogenität nach für die einstige Massenorganisation alles andere als repräsentativ – das Gruppenprofil wird nahezu ausnahmslos durch eine assimilierte jüdische Intelligenzija bestimmt –, ist die politische Relevanz dieser „Familie“ allerdings adäquat mitnichten an nur quantitativen Kriterien zu messen.

Was sich da als ein gleichsam verllorener Haufen zusammengeschart hatte um sein zwar nur kleines, doch gehaltvoll-informatives Halbmonatsorgan, den „Sozialistitscheski Westnik“, den „Sozialistischen Boten“, war in der Summe eine Avantgarde besonderer Art. Unter den repressiven Bedingungen erst der zaristischen Zeit und später des „Kriegskommunismus“ gleich doppelt gestählt, verfügte sie sowohl innerhalb der „Auslandsvertretung“ ihrer Partei als auch in der Peripherie dieses Leitungsgremiums der SDAPR über eine Reihe herausragender Köpfe. Die Führungsspitze nicht nur – ob Martow oder, als sein unmittelbarer Nachfolger, Theodor Dan, ob Abramowitsch – wußte sich in der internationalen Arena des demokratischen Sozialismus und teils darüber hinaus nachhaltig Gehör und Respekt zu verschaffen. Auch die David Dallin, Boris Nikolajewski, Aron Jugow, „Sascha“ Schwarz, Peter Garwy und andere mehr, als Sachkenner der sowjetischen Szene ebenfalls über die Jahre gefragt, bewährten sich in der Multiplikatorenfunktion ihrer menschewistischen Sache.

Doch es ist bei weitem nicht nur der formale Aspekt eines quasi bilateralen und multilateralen Praxisbezugs, der „unserer menschewistischen Gruppe“ einen Stellenwert oberhalb der Relevanzschwelle sichert. Ihren Gesinnungsgenossen im Westen hatte sie ja entschieden mehr voraus als lediglich die engere Vertrautheit mit den bolschewistischen Herrschaftsmethoden und die unmittelbare Kenntnis der sowjetischen Wirklichkeit. Ausnahmslos durch marxistische Denkansätze und Zielvorstellungen geprägt, war sie seit den Anfängen des Richtungskonflikts in der russischen Sozialdemokratie zur abgrenzenden Auseinandersetzung mit den Leninschen Theorievarianten gezwungen gewesen; in der Hauptsache ihr verdankte man den Grundstock der einschlägigen Argumente. Dem nun kommt André Liebich mit dem zweiten großen Anliegen seiner Studie entgegen. Ihn fesselt nachhaltig, was er im Blick auf dessen Krisenphänomene das Schicksal des Marxismus nennt. Hierdurch wiederum rückt zwanglos ein weiteres Problemfeld in den Mittelpunkt der Betrachtung: die Sowjetunion in menschewistischer Sicht und deren Einfluß auf die Haltung des Westens.

Gruppenbiographisch der Anlage nach, bereichert um ein wirkungsgeschichtliches Beziehungsgeflecht und die Tiefendimension theoretischer Kontroversfragen, besticht dieses politische Familienporträt zudem mit einer bis dicht an die Formierungsphase der russischen Sozialdemokratie heranführenden Retrospektive. Bei all ihrer Gerafftheit fungieren diese auf das Vorfeld der Jahre 1903 bis 1921 abhebenden Einleitungskapitel als sachkundige Wegbegleiter in den Hintergrund des späteren Geschehens. Sie prüfen gängige Klischees und Interpretationsmuster auf ihre Tragfähigkeit, sie verfolgen den Spaltungsprozeß von den ersten fließenden Übergängen bis hin zur fortschreitenden Erstarrung der Fronten, sie zeigen mit aller Eindringlichkeit, warum nach dem legitimen Selbstverständnis dieser menschewistischen Führungsgruppe die Option für das Exil in der Fremde der einzig gebotene Ausweg aus einer unerträglich gewordenen, weil sinnvolle Alternativen ausschließenden Zwangslage geworden war.

Zunächst nur als Ausweichmanöver gedacht, mit dem sich die Erwartung einer Rückkehr zu halbwegs normalen Verhältnissen in Rußland verknüpfte, erwies der Notbehelf sich als eine Lösung auf Dauer. Im Grunde schon seit Anbeginn des Exils Offiziere ohne Armee, verstanden die führenden Menschewiki ihre begrenzten Spielräume erfolgreich zu nutzen. Die zwanziger Jahre zumindest und – wenn auch bereits in abbröckelndem Maße – die Verfallsjahre der Weimarer Republik waren für sie so etwas wie Jahre der Hochkonjunktur. Angelehnt zuerst an die USPD und nach deren Verschmelzung mit der Mehrheitssozialdemokratie unter dem inoffiziellen Patronat der SPD, begünstigt aber auch durch andere hilfreiche Querverbindungen, sicherten sie sich im Spektrum der freiheitlich-sozialistischen Parteien schnell eine beachtliche Position. Hierbei war ihnen der Nimbus ihrer revolutionären Vergangenheit ebenso von Nutzen wie ihre unbestreitbare Kompetenz im Diskussionsbereich der Sowjetrußland betreffenden Fragen. Die weitgehende Mehrheitsfähigkeit ihres Standpunktes innerhalb der Sozialistischen Arbeiter-Internationale verdankten sie nicht zuletzt auch ihrer zweifachen Rolle. Auf der einen Seite schonungslose Kritiker des sowjetischen Zickzackkurses mit seinen utopischen Zielsetzungen und terroristischen Begleitumständen, widersetzten sie sich andererseits jedem undifferenzierten Antikommunismus. Im Sinne der „Martow-Linie“ waren sie weder für Umsturzpläne noch für interventionistische Sandkastenspielerien zu haben. In steter Sorge um die Errungenschaften der russischen Revolution setzten sie voll und ganz auf das Konzept einer friedlichen, einer schrittweisen Umbildung des Sowjetregimes unter dem erhofften zunehmenden Druck insbesondere der proletarischen Massen.

Trotz enger Einbindung in den politisch anverwandten Wirkungskreis ihrer näheren und weiteren Umgebung hatte sich den Menschewiki das Exil bereits während seiner ersten Etappe nicht eben als eine Idylle gezeigt. Erst in der folgenden Zone des Rückzugs aber erwartete sie ein sich mehr und mehr verdüsternder Himmel. Eingetrübt hatte er sich freilich schon zuvor. Das erste Wolkenband zog heran, als die Weltwirtschaftskrise immer breitere Schichten eines verelendeten Proletariats für die Verlockungen des „Arbeiter- und Bauernstaats“ im Zeichen des Fünfjahrplans anfällig machte. Indem sich Otto Bauer unter Aufbietung seiner austromarxistischen Autorität allen gegenteiligen Prognosen zum Trotz für das relative Gelingen dieses gigantomaniischen Projektes verbürgte, standen plötzlich Schlußfolgerungen zur Debatte, die der menschewistischen

raison d'être tendenziell die Basis entzogen. Mit dem Machtantritt Hitlers, der steigenden Kriegsgefahr, dem Positionswechsel Moskaus, seinem Einschwenken auf einen revidierten Einheitsfront- und auf Volksfrontkurs steuerte die Gruppe weiteren Belastungs- und Zerreißproben entgegen.

Wenn sich die Wahl plötzlich auf nur noch zwei Möglichkeiten reduzierte, nämlich entweder die Vernichtung des Insgesamts der sozialistischen Potentiale in Kauf zu nehmen oder jedoch den Ansätzen einer sozialistischen Gesellschaftsordnung eine Chance des Überlebens zu sichern, mit der sich immerhin die Aussicht auf eine spätere Überleitung zu demokratischen Strukturen verband, dann drängte die Entscheidung sich von selbst auf. So jedenfalls sahen es Theodor Dan und die jetzt schrumpfende Zahl seiner Getreuen. Die Mehrheit der Gruppe allerdings vermochte diese Gedankengänge nicht nachzuvollziehen, die auch in der fortschreitend handlungsunfähiger werdenden Arbeiter-Internationale auf hartnäckigen Widerstand stießen. Eine schon länger schwelende Krise wurde akut, führte auf der internationalen Ebene zum Statusverlust der Exilparteien überhaupt und innerhalb der „Familie“ zu einer Spaltung, die sich auch nach der Flucht aus dem von Hitlers Truppen überrollten Frankreich als irreparabel erwies.

Als politisch mitentscheidender Faktor waren die Menschewiki fortan abgeschrieben, was sie freilich selbst nicht wahrhaben mochten. Kaum hatten sie auf dem ihnen unvertrauten Gelände halbwegs Tritt gefaßt, ließen sie ihre Stimmen schon wieder ertönen – im dissonanzenreichen Gegeneinander. Anlässe dafür boten sich zur Genüge: zunächst weiter der Hitler-Stalin-Pakt, an dem auch die menschewistischen Geister sich schieden; der Überfall sodann auf die Sowjetunion, der das Reizthema des Kreml-despotismus zwar nicht von der Agenda strich, wohl aber eine Neuordnung der Prioritätenfolge erforderlich machte; die Gestaltung der Nachkriegsära schließlich, im konzeptionellen Vorgriff nicht nur, sondern auch mit ihren konflikträchtigen, in den Kalten Krieg einmündenden Realitäten.

Berge hatten sie schon zuvor keine versetzt. Nun aber wurden ihre Kontroversen von Jahr zu Jahr immer steriler, ihre Reputationskurve zeigte nach unten. Boris Souvarine, der die Gruppe aus besseren Tagen kannte, stufte New Yorks Menschewistenkolonie als das reinste Irrenhaus ein und schenkte es sich, ein solches Verrücktenasyl näher zu schildern. Wer die Geschäftigkeit dieser Politveteranen mit Vorbehalten in Augenschein nahm, dem mochte derlei aus dem Herzen gesprochen sein, gerecht aber wurde es ihnen nicht. Da war denn doch noch so manches positiv auf die Waage zu bringen, die sorgsam gehüteten Schätze der eigenen Überlieferung zum Beispiel, die ungezählten Fälle mündlicher Zeitzeugenschaft, die literarischen Versuche der Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte, der Selbstvergewisserung und der Rechenschaftslegung, nicht zuletzt auch die scharfsinnige Grundlegung dessen, was sich später mit unterschiedlichem Ertrag als Sowjetologie anbieten sollte. Als Leistung von einzelnen war dergleichen durchaus bemerkenswert. Der Anspruch allerdings, eine Partei zwar im Wartestand, aber eben doch eine vollgültige Partei zu repräsentieren, deckte das alles nicht. Hier behält am ehesten wohl doch das Urteil des *U. S. Department of Justice* aus dem Jahre 1942 seine Gültigkeit, wonach diese in Rußland vergessene, in Amerika aller realen gesellschaftlichen Wurzeln entbehrende Miniorganisation hauptsächlich der Erinnerungspflege und dem mentalen Komfort ihrer Mitglieder diene.

Das letzte Wort allerdings war das nicht und konnte es auch nicht sein. Das letzte Wort ist auch jetzt nicht gesprochen, das Kapitel des Menschewismus und seiner Exponenten als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung noch längst nicht abgeschlossen. Darüber ist sich der Verfasser dieser beispielhaften, auf eine immense Quellenbasis gegründeten und durch ihr analytisches Procedere bestechenden Untersuchung völlig im klaren. Für den Zeitabschnitt bis zur beginnenden NEP-Periode und die folgenden Jahre der Illegalität sollte die von ihm angemahnte großzügige Öffnung der russischen Archive in der Tat so manches Neuland erschließen. Aber auch sonst dürfte sich – sei es bei Akzentsetzung und Belichtung, aber ebenso im faktischen Bereich – noch die eine und andere Korrektur ergeben.³ Zur weiteren Klärung empfiehlt es sich darüber hinaus, den Diskussionsfaden im Lichte der späteren Entwicklung reflektierend dort wieder aufzunehmen, wo er den damaligen Kontrahenten entrissen wurde. Angesprochen ist damit eine Methode der Ideologiekritik, die sich um Lokalisierung der Einschlußlöcher unbewußt interessegebundenen Denkens bemüht und seinen deduktiven Auswirkungen nachspürt. Bei der Gleichheit oder doch weitgehenden Ähnlichkeit ihrer gesellschaftlichen Ausgangserfahrung, ihrer Deutungsmuster und ihrer Rahmenlage einerseits und der Signifikanz ihrer fraktionellen Unterschiede auf der andere Seite sind die Menschewiki für eine solche Herangehensweise nachgerade prädestiniert.

Einem Theodor Dan schon ist sie nicht fremd gewesen. Daß eine übermächtige Wunschvorstellung zum Vater realitätsverzerrenden Wahrnehmens, realitätsverfehlenden Denkens und in der weiteren Konsequenz auch eines der objektiven Lage unangemessenen Handelns werden konnte, hat ihm zutiefst Sorge bereitet. „Jeder neuen Phase in der Entwicklung der bolschewistischen Diktatur“, konstatierte er 1930, „entsprechen auch neue Illusionen in den proletarischen und sozialistischen Reihen: Illusionen in den breiten Arbeitermassen aller Länder, nicht nur bei verschwommenen Gefühlssozialisten und überradikalen snobistischen Intellektuellen, sondern auch bei den geschultesten Marxisten.“ Wenn er sich vergegenwärtigte, „wie eine Illusion nach der anderen durch den Gang der russischen Entwicklung zerstört“ wurde, „nur um durch eine neue ersetzt zu werden“, dann kam er nicht um die bedrückende Erkenntnis herum: „mundus *vult* decipi! Die sozialistische Welt hat das *Bedürfnis*, getäuscht zu werden!“ Diese Einsicht bewahrte ihn freilich nicht davor, in späteren Jahren selbst mancherlei Illusion zu verfallen, so wie er auch die Fragwürdigkeit der „russischen Vision“ Otto Bauers durchaus zu erkennen imstande war – „die, wie alle messianistischen Visionen, nur eine Illusion ist“ –, was ihn wiederum nicht davon abhielt, sich in seinem literarischen Testament für Alexander Herzens „prophetische Vision über Rußland“ zu erwärmen.⁴

- 3 So scheint die Ambivalenz der Einstellung Theodor Dans zu den „Wiener ‚Größen‘“ im allgemeinen und insbesondere zu Otto Bauer erheblich unterbelichtet. Vgl. hierzu etwa Dan, *Letters*, S. 386, S. 341 und S. 426. Als Auslöser der 1930 auf sozialistischer Seite erneut einsetzenden Rußlandkontroverse wiederum dürfte nicht erst Kautskys Schrift „Der Bolschewismus in der Sackgasse“ zu gelten haben. Der Anstoß läßt sich eher in einer journalistischen Intervention Emile Vanderveldes zu Jahresbeginn erblicken; hierzu Henryk Skrzypczak, Ein Präsident auf Reisen. Erste Annäherung an ein verdrängtes Kapitel der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 1, S. 7–65; siehe insbesondere S. 60 f.
- 4 Vgl. Theodor Dan, Revolution – umgekehrt!, in: *Der Kampf*, Jg. 23 (1930), S. 101–115; Zitate S. 101 und S. 103. – Dan, *Letters*, S. 425. – Theodor Dan, Der Ursprung des Bolschewismus. Zur Geschichte der demokratischen und sozialistischen Idee in Rußland nach der Bauernbefreiung, Hannover 1968, S. 341.

Diese Regression hinter einen längst erreichten Erkenntnishorizont entwertet nicht im geringsten den ideologiekritischen Impetus seiner früheren Jahre. Ein solcher Rückfall illustriert lediglich das Ausmaß einer Gefährdung, der im jeweils konkreten Einzelfall auf den Wurzelgrund zu gehen eine vordringliche Aufgabe gerade auch der historischen Wissenschaft ist. Aus der zeitlichen Distanz, durch die Vertrautheit mit den epochalen Zäsuren bieten sich ihr unvergleichlich größere Chancen, der Problematik beizukommen, als den noch mitten im Fluß des Geschehens um Orientierung bemühten Akteuren. Ob die Menschewiki es nun offen aussprachen oder auch nicht: die relative Konsolidierung der Sowjetunion im Zuge der Stalinschen großen Wende, der all ihren Prognosen zuwiderlaufende Aufstieg eines kraß unterentwickelten Landes zum Rang einer furchteinflößenden Weltmacht, stellte ihr theoretisches Rüstzeug nachhaltig in Frage. Sollte nicht doch etwas faul sein an dem, was Theodor Dan die „reifste Frucht des sozialistischen Gedankens“ nannte?⁵ Kam man vielleicht doch nicht umhin, die Rolle der Gewalt in der Geschichte auf der Bedeutungsskala um einiges anders als Karl Marx zu bestimmen? Wer die Sowjetunion in der Langzeitwirkung ihrer ökonomischen Defizite hat scheitern sehen, der muß nicht klüger sein, um es besser zu wissen.

Wissenschaftlich betrachtet ein Desiderat, das dringend nach Abhilfe verlangt, ist der ideologiekritische Einstieg in den Themenzusammenhang auch in anderer Hinsicht zwingend geboten. Unter dem Aspekt der Einheit von Theorie und Praxis fügt er sich in den Rahmen einer umfassenderen Aufgabe ein, die – wiederum nach Theodor Dan – „vor allem eine rücksichtslose ‚Selbstkritik‘“ zu sein hat – „im wahren, nicht bolschewistischen Sinne des Wortes“.⁶ Ihre Zielrichtung hat Sigmund Kufi in einer Weise auf den Punkt gebracht, mit der sich Dan voll und ganz identifizierte: „Eine *strenge Prüfung unserer wissenschaftlichen und moralischen Rüstung* und das *unbarmherzige, ja pietätlose Fallenlassen all dessen, was überlebt und überholt ist*, wird nach so schweren Niederlagen und Enttäuschungen zur *obersten Pflicht*.“⁷

5 Theodor Dan, Kufis Vermächtnis, in: *Der Kampf*, Jg. 23 (1930), S. 211–215; Zitat S. 214.

6 Ders., *Revolution – umgekehrt!* (siehe Anm. 4), S. 104.

7 Ders., Kufis Vermächtnis (siehe Anm. 5), S. 215.

Hatte Alexander Stein eine „bolschewistische Vergangenheit“?

Fragen zur Quellenlage in der Frühzeit der Menschewiki

Von Hanna Papanek

Uli Schöler findet es „erstaunlich, daß Hanna Papanek auf die bolschewistische Vergangenheit ihres Vaters [Alexander Stein] überhaupt nicht eingeht“.¹ Da ich völlig seiner Meinung bin, daß „das Erbe der Menschewiki [...] ein unverzichtbarer Schatz [ist], den es erst noch in all seinen Facetten und Reichtümern wiederzuentdecken gilt“,² will ich hier auf die Frage eingehen, inwiefern Alexander Stein überhaupt eine „bolschewistische Vergangenheit“ hatte und warum er innerhalb sehr kurzer Zeit ein lebenslanger, überzeugter Menschewik wurde.

Ich arbeite seit einiger Zeit an einer politischen Geschichte des europäischen Exils im 20. Jahrhundert, „In Search of Exile. The Participatory History of a Political Family, 1880–2000“, in der ich die Lebensgänge von mehreren politisch aktiven Mitgliedern meiner baltisch-jüdischen und deutschen nichtjüdischen Großfamilie untersuche, hauptsächlich aufgrund von Primärquellen in privaten und öffentlichen Archiven in verschiedenen Ländern. Die Arbeit enthält einige Kapitel über Alexander Stein und die Familie Rubinstein in Kurland und Livland, in denen ich mich u. a. auch auf seine unveröffentlichten Erinnerungen berufe und Auszüge daraus zitiere. Mein 1994 veröffentlichter Aufsatz war ausdrücklich ein „Report on Work-in-Progress“ für diese längere Arbeit, der sich nur mit dem Leben und Wirken meines Vaters befaßte.³

Ich nehme an, daß die Charakterisierung Steins als „Bolschewik“ ursprünglich aus Nachrufen stammt, die Rafail Abramowitsch über seinen engen Freund A. N. [Alexander Nikolajewitsch] Stein schrieb und auf die sich mehrere Autoren berufen: „A. N. war eine kurze Zeit bei den Bolschewiki – vor 1905 – und arbeitete mit Litwinoff und anderen im Rigaer Komitee der RSDRP, aber erkannte sehr bald die Wahrheit über den Leninismus, und seither bekämpfte er unerbittlich und entschieden den Bolschewismus und später den Kommunismus.“⁴ Abramowitsch kannte meinen Vater seit der gemeinsamen Studienzeit im Rigaer Polytechnikum, und beide gehörten der „Familie“ der Menschewiki durch viele Exilstationen an. Deshalb ist dieser Hinweis von Steins Jugendfreund zwar besonders wertvoll, müßte aber, ebenso wie andere persönliche Schriften, durch Dokumente aus der damaligen Zeit bestätigt und ergänzt werden. Das ist für die Historiographie ein schwieriges Problem.

1 Uli Schöler, „Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“. Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil, in: *IWK*, Jg. 34 (1998), H. 2, S. 157–170, hier S. 159, Anm. 9.

2 A. a. O., S. 170.

3 Vgl. Hanna Papanek, Alexander Stein (Pseudonym: Viator) 1881–1948, Socialist Activist and Writer in Russia, Germany, and Exile: Biography and Bibliography, in: *IWK*, Jg. 30 (1994), H. 3, S. 343–379.

4 *Sozialistitscheski Vestnik* vom 15. Februar 1949, S. 28.

Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Unterschiede zwischen Menschewiki und Bolschewiki in der damaligen Zeit, besonders auf lokaler Ebene, noch lange nicht so scharf gezogen waren, wie es später der Fall war. Die Spaltung der russischen Sozialdemokratie in zwei Fraktionen („Bolschewiki“ und „Menschewiki“) vollzog sich im Sommer 1903 auf einem geheimen Kongreß außerhalb Rußlands. Die Anhänger Lenins erreichten nicht nur in der Organisationsfrage eine Mehrheit unter den Delegierten, sondern setzten sich auch bei den Wahlen zum Zentralkomitee und zur Redaktion der Zeitschrift „Iskra“ durch. Für viele Mitglieder revolutionärer Gruppen, vor allem für die jüngeren, waren aber diese Jahre eine Zeit persönlicher und politischer Entwicklung, in der sich politische Einstellungen und Unterschiede erst herausbildeten.

Sekundärquellen zu Alexander Steins politischer Tätigkeit gibt es mehrere, darunter das höchst aufschlußreiche Buch von André Liebich.⁵ Liebich beschreibt Stein als „initially a Bolshevik“⁶ aufgrund verschiedener Sekundärquellen, darunter Abramowitschs Nachruf. Leider enthält dieses Buch in der Kurzbiographie über Stein einige Fehler.⁷ Stein, 1881 in Wolmar, im russischen Baltikum, als Alexander Rubinstein geboren, verließ 1906 Rußland und kehrte nie dorthin zurück; er starb im Dezember 1948 in New York, seiner vierten Exilstation. Diese Einzelheiten sind an und für sich nicht besonders wichtig, und da ich sie in meinem Artikel über Stein schon richtiggestellt habe, stehen sie hier nicht zur Diskussion.

Eine viel frühere Sekundärquelle, die von Schöler leider nicht angeführt wird, ist das Werk von Robert C. Williams, das schon 1972 erschien und viel interessantes Material über die Menschewiki enthält.⁸ In meinem Aufsatz über Alexander Stein zitierte ich Williams absichtlich nicht, da ich damals vor allen Dingen die Originalquellen zusammenstellte und die Sekundärliteratur kaum berücksichtigte.

Seinen politischen Werdegang bis zum Alter von 25 Jahren beschrieb Alexander Stein selbst in den noch unveröffentlichten Aufzeichnungen, die er 1945 verfaßte. Es ist eine Geschichte, die für die heutige Zeit von besonderem Interesse sind, denn man ersieht daraus die verschiedenen Gründe für seine politische „Wende“, die ihn innerhalb kurzer Zeit von einem Bewunderer Lenins und Litwinoffs zu einem scharfen Gegner der Bolschewiki machten. Wie alle Autobiographien müssen natürlich auch diese Schriften aus anderen Quellen bestätigt und vertieft werden. Ich bereite jetzt Alexander Steins „Erinnerungen eines Staatenlosen“ für die Drucklegung vor, entweder in der deutschen Originalfassung oder in meiner bereits fertigen Übersetzung ins Amerikanische, mit einer Einleitung und Dokumentation aus verschiedenen Archiven und mit persönlichen Papieren. Leider hat mein Vater diese Arbeit nie vollendet, und das Manuskript hört mit seiner Flucht aus Rußland nach Ostpreußen im Januar 1906 auf.

Das Wort „Bolschewik“ kommt darin nur ein einziges Mal vor, aber nur in einer allgemeinen Analyse der Unterschiede zwischen Menschewiki und Bolschewiki und nicht in bezug auf sich selbst. Es ist aber aus Steins genauen Erinnerungen an seine frühen

5 Vgl. André Liebich, *From the Other Shore. Russian Social Democracy after 1921*, Cambridge 1997.

6 A. a. O., S. 171.

7 A. a. O., S. 340.

8 Vgl. Robert C. Williams, *Culture in Exile. Russian Emigrés in Germany, 1881–1941*, Ithaca 1972.

politischen Aktivitäten klar, daß man ihn – *vor allem im Rückblick* – anfangs als einen Bolschewiken einstufen könnte.

In einigen Kapiteln meiner längeren Arbeit „In Search of Exile“ betone ich den persönlichen und politischen Kontrast zwischen meinem Vater und seinem jüngeren Bruder Lev Nikolajewitsch Rubinstein (1884–1962). Der Grabstein dieses Bruders in Moskau konstatiert, daß er seit 1904 der Partei der Bolschewiki angehörte. Nach seiner Befreiung aus der zaristischen Haft 1917 verbrachte er sein ganzes Leben in der Sowjetunion, wurde später ein wichtiger Beamter im Handelsministerium und überlebte die antisemitischen Verfolgungen Stalins.⁹

Im Rahmen der jetzigen Diskussion finde ich es aber noch interessanter, die Memoiren meines Vaters daraufhin zu untersuchen, was ihn innerhalb sehr kurzer Zeit von seiner anfänglichen politischen Einstellung zu einer anderen Überzeugung brachte. Diese Transformation sehe ich als Fallstudie für die persönliche Entwicklung eines politisch engagierten jungen Menschen, die ich einerseits im Rahmen seiner persönlichen Eigenschaften verstehe, andererseits aber auch als idealtypisch für die politischen Unterschiede zwischen Menschewiki und Bolschewiki ansehe.

Diese Themen entwickle ich ausführlich in meiner längeren Arbeit, zitiere deshalb hier nur solche Auszüge aus Steins Originaltext, chronologisch geordnet, in denen er die Gründe für seine persönliche „Wende“ andeutet. Die Leserinnen und Leser können daraus ihre eigenen Folgerungen ziehen.

[In Libau, Winter 1902–1903, nachdem Stein vom Besuch des Rigaer Polytechnikums zeitweilig ausgeschlossen war:] „Geistige Anregungen holte ich mir bei einer Anzahl Petersburger, Moskauer und Charkower Studenten, die gleich mir wegen Beteiligung an den Studentenunruhen vom Besuch der Vorlesungen ausgeschlossen worden waren. Einer von ihnen, ein Charkower stud. jur., war es auch, der mich zur Mitarbeit an einer illegalen Gruppe heranzog, die für die damals in starkem Anschwung begriffene Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands tätig war. Die erwähnte Gruppe war vorzugsweise mit der Aufgabe betraut, einerseits politische Flüchtlinge über die nicht weit entfernte deutsche Grenze zu bringen, andererseits den Schmuggel illegaler Literatur aus dem Auslande zu organisieren. [...] Soweit die Sozialdemokraten, denen ich nahestand, in Frage kamen, hatte sich bei ihnen unter dem Einfluß der 1901 gegründeten Zeitung ‚Iskra‘ [Der Funke], die zuerst in Stuttgart, dann in London und Genf gedruckt wurde, ein starker Sammlungs- und Einigungsprozeß vollzogen. [...] In allen größeren Städten und Industriegebieten Rußlands waren illegale Organisationen entstanden, die mit der ‚Iskra‘ in Verbindung traten. [...] Für all diese Gruppen galt es nun, das notwendige Aufklärungs- und Propagandamaterial zu beschaffen. In einigen

9 Leider habe ich bis jetzt keine russischen Quellen über Steins jüngeren Bruder gefunden und auch keine Hinweise zu Alexander Rubinstein/Stein in russischen Archiven. Jeder Hinweis ist mir willkommen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch andere Forscherinnen und Forscher darauf aufmerksam machen, daß Alexander Steins älterer Bruder, Bernhard [Boris Nikolajewitsch] Rubinstein in Berlin als führender Mitarbeiter des russischen Verlags „Ladyschnikow“ in den zwanziger Jahren tätig war und schon 1933 nach Paris fliehen mußte. Vgl. Claudia Scandura, Die Ursachen für die Blüte und den Niedergang des russischen Verlagswesens in Berlin in den 20er Jahren, in: Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im europäischen Bürgerkrieg. Hrsg. von Karl Schlögel, Berlin 1995, S. 403–410, hier S. 408.

Industriebezirken, vor allem in Südrußland und im Kaukasus, gab es zwar ziemlich leistungsfähige Geheimdruckereien, die vorzugsweise Flugblätter herstellten. Aber alles weitere Material mußte aus dem Auslande eingeschmuggelt werden. Diesem Zweck diente nun der weitverzweigte Transportapparat, der von der Libauer Gruppe, in enger Verbindung mit der Parteizentrale, aufgebaut wurde. [...]

Ich lernte eine Anzahl von Personen kennen, die schon seit Jahren in der illegalen Bewegung tätig waren und manchen Strauß ausgefochten hatten. Unter anderem lernte ich hier auch – unter dem Namen ‚Felix‘ – den späteren sowjetrussischen Außenkommissar M. Litwinoff kennen, der damals, als besonderer Vertrauensmann Lenins, die Tätigkeit der illegalen Organisation Nordwestrußlands leitete und wohl auch das Haupt unserer Transportorganisation war. Auf seinen Einfluß mag es wohl zurückzuführen sein, daß ich mich damals mit Stolz als ein kleines Rädchen in der komplizierten Maschinerie betrachtete, die von einem solchen Manne wie Lenin beherrscht wurde.“

Es ist äußerst bezeichnend, daß Stein dazu kommentiert: „Auch das scheint eine notwendige Durchgangsstufe in meiner geistigen und parteipolitischen Entwicklung gewesen zu sein.“

Nach einiger Zeit wurden die Mitglieder der Schmugglergruppe verhaftet und kamen einige Monate ins Gefängnis.

Stein schreibt weiter: „Damals spielte sich gerade der sogenannte ‚Königsberger Hochverratsprozeß‘ ab, der indirekt mit unserer Internierung und Untersuchungshaft in Verbindung stand. Nach dem Aufliegen unserer Transportorganisation hatte nämlich die Petersburger Regierung die deutsche Regierung veranlaßt, gegen eine Reihe sozialdemokratischer Parteifunktionäre in Ostpreußen [...] Anklage auf Grund des Hochverratsparagraphen zu erheben, weil sie den russischen Revolutionären Hilfe geleistet hatten. [...] Nichts hat die Stimmung breiter Volksmassen in Deutschland gegen das autokratische Regime in Rußland damals so sehr in Wallung gebracht wie gerade der Königsberger Prozeß, der für die Anklagebehörden mit einer fürchterlichen Blamage endete. Und für uns Insassen der Wilnaer Gefängniszellen war es eine moralische Genugtuung, daß wir als Mitglieder der illegalen Transportorganisation unser Teil zu dieser Niederlage des Zarismus beigetragen hatten.“

Diese Verbindung zu dem Königsberger Prozeß im Juli 1904 bedeutet, daß Dokumente über diesen Prozeß für die frühe Geschichte der russischen Sozialdemokratie von äußerst großer Wichtigkeit sein könnten. Ob diese Dokumente noch existieren und ob sie schon bearbeitet worden sind, ist mir leider nicht bekannt.

Nach einigen Haftmonaten kehrte Stein im Herbst 1904 nach Riga zurück und trat dort „mit der russischen sozialdemokratischen Organisation in Riga in engere Verbindung. [...] Nach etwa zwei Monaten ‚Probearbeit‘ wurde ich – zu meinem eigenen Erstaunen – in das leitende Parteikomitee ‚kooptiert‘.“

Am Petersburger „Blutsonntag“, dem 22. Januar 1905, war Stein in Riga, wurde aber Ende Oktober 1905 von seinem Parteikomitee nach Petersburg entsandt und kam dort während des Generalstreiks an. Ungefähr drei Wochen nach seiner Ankunft wollte er aber nach Riga zurückkehren und suchte Litwinoff auf, um seine Pläne mit ihm zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit schlug ihm Litwinoff vor, als „Berufsrevolutionär“ in den Kaukasus zu gehen. Höchst bezeichnend für Steins persönliche Einstellung war

seine Reaktion auf dieses Angebot: „Ich lehnte ab, einmal, weil ich in keine materielle Abhängigkeit von der Partei geraten wollte und meine tief eingewurzelte Abneigung gegen die Institution der ‚Berufsrevolutionäre‘ nicht zu überwinden vermochte, andererseits, weil ich vor den ungeheuer komplizierten nationalen Problemen des Kaukasus, die mir völlig fremd waren, zurückschreckte. Ich beschloß deshalb kurzerhand, nach dem Baltikum zurückzukehren, dessen Verhältnisse ich gut kannte und wo ich auch unter den veränderten Zeitumständen glaubte, das Maximum an Nutzen bringen zu können.“

In Riga begann er dann aber an seiner politischen Gruppe zu zweifeln: „Unsere russische Parteiorganisation war die schwächste unter allen im Baltikum tätigen sozialdemokratischen Organisationen. Sie erhob aber Anspruch darauf, als Vertreterin der gesamtrussischen Partei eine führende Rolle zu spielen. Daraus ergaben sich naturgemäß zahlreiche Unzuträglichkeiten, für die ich keine Verantwortung übernehmen wollte. Zu gleicher Zeit machten sich in unserem Komitee immer tiefer werdende taktische Meinungsverschiedenheiten bemerkbar. Mir fiel das fortwährende verantwortungslose Gerede einiger unserer maßgebenden ‚Berufsrevolutionäre‘ auf die Nerven, daß wir uns für den ‚bewaffneten Aufstand‘ vorbereiten und die Führung in diesem Aufstand übernehmen müßten. Ich sah darin, angesichts der örtlichen Verhältnisse, nicht nur eine lächerliche Anmaßung, sondern auch ein Abgleiten in ein putschistisches Abenteuer. Eng verbunden damit war auch meine Stellungnahme zu der sogenannten ‚Kampforganisation‘, die während meiner Abwesenheit [in Petersburg] ins Leben gerufen worden war. Ursprünglich zum Kampf gegen die antijüdischen Pogrome und zum Selbstschutz gegen die Überfälle der ‚Echtrussen‘ geschaffen, wurde diese Organisation, der fast ausschließlich sehr junge und unerfahrene Menschen angehörten, von einigen Komiteemitgliedern dazu mißbraucht, durch sogenannte ‚Expropriationen‘, d. h. durch Überfälle auf staatliche Branntweinläden usw., Geldmittel für die Parteikasse zu beschaffen. In einer stürmischen Komiteesitzung setzte ich es durch, daß die ‚Expropriationen‘ verboten und die ‚Kampforganisation‘ für die Dauer von zwei Wochen entwaffnet wurde. Wie ich viele Jahre später erfuhr, faßten einige Mitglieder der ‚K. O.‘, die von meinem Vorgehen Wind bekamen, den Beschluß, meiner habhaft zu werden, um mir einen tüchtigen ‚Denkzettel‘ zu verabfolgen. Dazu kam es aber nicht [...].“

Trotz anfänglicher Erfolge schlug die Oktoberrevolution von 1905 am Ende doch fehl. Mitte Dezember 1905 brach in Moskau ein bewaffneter Aufstand gegen die Verhaftung des Petersburger Arbeiterrats aus: „Dann kam die Nachricht, daß ‚Strafexpeditionen‘ [...] unterwegs seien, um die revolutionäre Bewegung in allen anderen Landesteilen, darunter auch in den Ostseeprovinzen, niederzuwerfen. Das war vorläufig das Ende.“

Stein gelang es, in Kowno bei einem entfernten Verwandten Unterschlupf zu finden: „Diese Wochen im Januar 1906 waren für mich die schwersten seit meinem Eintritt in die revolutionäre Bewegung. Zu dem Schmerz über die Niederlage der Bewegung und über die unzähligen Opfer, die das Wüten der Gendarmerie und der Soldateska im ganzen Reiche forderte, gesellten sich die Zweifel und Skrupel, ob wir nicht auch selbst, durch eine falsche Taktik, die Niederlage gefördert und die Zahl der Opfer gesteigert hatten. Und was sollte jetzt geschehen? [...] Ein neuer Geschichtsabschnitt war

angebrochen, in dem die primitiven, wenn auch anfeuernden Parolen und Kampfmethoden des Jahres 1905 nicht mehr ausreichend waren. [...] Was not tat, war, Wissen und Erfahrung zu sammeln, die brennenden Zeitprobleme zu klären, sich neue Kampfmethoden anzueignen, um in der schwierigen Situation des nachrevolutionären Rußland bestehen zu können.“

Kurz danach, Ende Januar 1906, ging mein Vater in sein erstes Exil und überquerte illegal die russische Grenze nach Deutschland.

Zusammenfassend sehe ich folgende Gründe, die Alexander Stein bestimmten, mit den Bolschewiki zu brechen. Er wandte sich gegen das bolschewistische Konzept des „Berufsrevolutionärs“, wie sich auch in anderen Teilen seiner Memoiren zeigt. Stein wollte auch nicht einfach in ein anderes Gebiet „abkommandiert“ werden, wo er die örtlichen Zustände nicht kannte, sondern weiter dort arbeiten, wo er die komplizierten Beziehungen verschiedener revolutionärer Gruppen durch jahrelange Arbeit erlernt hatte. Sehr wichtig war auch seine Abneigung gegen Gewaltmaßnahmen von seiten der Revolutionäre: er hielt es für grundsätzlich falsch, ohne eine demokratische Mobilisierung der Massen einen bewaffneten Aufstand in die Wege zu leiten. Er war gegen „putschistische Abenteuer“ und protestierte gegen die „Kampforganisation“ innerhalb des Rigaer Parteikomitees der RSDAP, die durch die oben beschriebenen „Expropriationen“ Geldmittel für politische Aktion beschaffen wollten. Daher kamen sichtlich die „Zweifel und Skrupel“, die ihn zum Entschluß brachten, Anfang 1906 in sein erstes Exil zu gehen, natürlich mit der Absicht, sobald wie möglich wieder nach Rußland zurückzukehren.

Aus heutiger Perspektive halte ich es für besonders wichtig, denjenigen Quellen nachzugehen, die sich mit der damaligen Situation auf lokaler Ebene befassen. In der Frühzeit der revolutionären Bewegung in Rußland waren die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ortsgruppen oft sehr unklar und bildeten sich nur langsam heraus, meist im Zusammenhang mit rein pragmatischen Fragen, wie man es aus der politischen Entwicklung Alexander Steins sehen kann. Analysen ideologischer Richtlinien, die von den Führern der Bewegung aus dem Ausland kamen, können irreführend sein, wenn man nicht gleichzeitig erforscht, wie diese Richtlinien auf lokaler Ebene in konkrete Aktionen umgesetzt wurden.

Von Friedhöfen und Zeitungen

Russische Veröffentlichungen über Georgi Plechanov und die Menschewiki

Von Wladislaw Hedeler

„Im deutschsprachigen Raum liegt bedauerlicherweise noch immer keine umfassende Monographie über die Menschewiki vor“, konstatierte Uli Schöler in seinem Vortrag anlässlich der hundertjährigen Wiederkehr der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) am 6. März 1998.¹ Was Schöler in Moskau mit Blick auf Deutschland vortrug, trifft auch auf die Forschungslandschaft im postkommunistischen Rußland zu. Hier wie dort fehlen, wie eine Bestandsaufnahme zeigt,² Biographien der „herausragenden menschewistischen Führungspersönlichkeiten“. Übersetzungen von in den USA erschienenen Standardwerken können die Lücke nicht schließen.³ Selbstverständlich gibt es Versuche, die von Schöler benannten Defizite in der Aufarbeitung sozialdemokratischer Geschichte auszuräumen. Dies muß nicht immer in Verlags-häusern oder auf Festveranstaltungen geschehen, auch Friedhöfe spielen – als Ort der Erinnerung – eine Rolle.

So fand z. B. am 11. Juni 1998 dank der Anstrengungen des Martov-Biographen Ilja Urilov von der Russischen Akademie der Wissenschaften und Martin Hoffmanns, eines an der Justus-Liebig-Universität Gießen tätigen Historikers, die Wiedereinweihung des Grabmals für die in der Emigration verstorbenen russischen Sozialdemokraten statt. 1948 hatten Redakteure des „Socialističeskij Vestnik“ auf dem Urnenfriedhof in Berlin-Wedding vergeblich nach dem Denkmal gesucht. Es hatte dort seit dem 19. April 1929 an der Stelle des 1923 für Julius Martov errichteten Gedenksteins gestanden. Als am 17. April 1928 Pavel Aksel'rod,⁴ einer der Gründerväter der russischen Sozialdemokratie, in Berlin verstarb, beschloß das Büro der Auslandsorganisation der SDAPR, Aksel'rod neben Martov beizusetzen. Die Inschrift auf dem neuen Denkmal war kurz: „RSDRP – v izgnanii pogibsim“ [Die russische Sozialdemokratie den aus Rußland Vertriebenen und im Exil Verstorbenen]. Dort, wo neben Martov und Aksel'rod auch Simon Vejnštein,⁵ Aleksej Kabzan, Leo Ėtkin und Abragam Mutnik⁶ ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten, war ein Rasenstück. Die Nazis – und nicht, wie die russischen

1 Uli Schöler, „Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“. Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil, in: *IWK*, Jg. 34 (1998), H. 2, S. 157–170, hier S. 157, Anm. 1.

2 Vgl. Dmitrij B. Pavlov, Otečestvennye i zarubežnye publikacii dokumentov rossijskich partij, in: *Isto-ričeskij arhiv* [künftig zitiert: *IA*], Jg. 5 (1997), H. 3, S. 208–220, und Jg. 5 (1997), H. 4, S. 206–220.

3 Vgl. Ziva Galili, Lidery men'sevikov v russoj revolucii. Social'nye realii i političeskaja strategija, Moskva 1993.

4 Eine biographische Skizze in: *Političeskije partii Rossii. Konec 19–pervaja tret' 20 veka*. Enciklopedija [künftig zitiert: *Političeskije partii Rossii*], Moskva 1996, S. 24–26.

5 Eine biographische Skizze in: *Rossijskaja evrejskaja enciklopedija*, Tom 1: Biografii A–K, Moskva 1994, S. 199–200.

6 Eine biographische Skizze in: *Rossijskaja evrejskaja enciklopedija*, Tom 2: Biografii K–R, Moskva 1995, S. 313–314.

Emigranten zunächst vermuteten, Angehörige der Sowjetarmee – hatten das Denkmal für die aus Rußland stammenden Juden, die an herausragender Stelle der sozialistischen Bewegung wirkten, entfernt. Heute ist das Denkmal wieder da.⁷

Eine der Erklärungen für das geringe Echo, das die Wiedereinweihung des Denkmals in der Berliner Tagespresse hervorgerufen hatte, ist die Schwierigkeit, das sozialdemokratische Erbe in Rußland wiederzubeleben. Bereits 1992 hatte Rafael Fjodorow diese skizziert.⁸ Viele seiner Beobachtungen und Hypothesen haben bis heute nichts an Aktualität verloren. Das vorrevolutionäre Parteienspektrum war dem im heutigen Rußland ähnlich. Elf sozialdemokratische Parteien, neunzehn Parteien der Volkstümer, achtzehn liberale und konservative Parteien und vier monarchistische Bewegungen gehörten zu den von 1887 bis 1918 einflußreichen Parteien in Rußland.⁹ Selbstverständlich hat Schöler recht, daß „das Erbe der Menschewiki nicht bloß von historischem Interesse“ ist.¹⁰ Nur muß es vorerst als solches angeeignet werden. Es ist untergegangen und muß geborgen werden – der von I. B. Orlov angestellte Vergleich der Geschichte der Menschewiki mit der der sagenhaften Insel Atlantis verweist auf ein für Rußland vorrangiges Problem.¹¹

In den letzten Jahren haben russische Historiker mit der Bergungsarbeit begonnen und erste Forschungsergebnisse vorgelegt. Die menschewistische, jahrzehntelang als „konterrevolutionär“ diskreditierte Traditionslinie tritt langsam, aber sicher hervor. Von 1903 bis August 1917 war der Menschewismus eine Strömung innerhalb der russischen Sozialdemokratie. Im August 1917 erfolgte die Gründung einer eigenständigen revolutionär-demokratischen Partei marxistischer Orientierung, die die Verwirklichung einer sozial gerechten Gesellschaftsordnung anstrebte.¹² Neben seriösen, archivgestützten Studien über die Menschewiki in Rußland, der Sowjetunion und im Exil¹³ sind gewichtige Dokumenteneditionen erschienen.

Zu den ersten, noch während der Perestroika in der Sowjetunion publizierten Dokumenten aus dem vergessenen Nachlaß sozialdemokratischer Theoretiker gehörten ausgewählte Aufsätze, die Georgi Plechanov in seinem letzten Lebensjahr u. a. in Polemik gegen die Bolschewiki geschrieben hatte. Begleitend erschienen die Erinnerungen von Plechanovs Ehefrau und einige Berichte, die Plechanovs Mitstreiter und Opponenten verfaßt hatten.¹⁴ An dieser Stelle soll an die Beisetzung Plechanovs erinnert werden, die

7 Zur Geschichte der Suche nach dem Grabmal siehe: Ilja Ch. Urilov, Martov. Politik i istorik, Moskva 1997, S. 437–439.

8 Vgl. Rafael P. Fjodorow, Wohin geht Rußland?, Bonn 1993.

9 Vgl. Programmy političeskich partij Rossii konec 19–20 vv. [künftig zitiert: Programmy], Moskva 1995.

10 Uli Schöler, „Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“, a. a. O. (wie Anm. 1), S. 170.

11 Vgl. I. B. Orlov, «Personaž iščeznuvšej men'shevistskoj Atlantidy». Petr Pavlovič Maslov: ekonomist, publicist i političeskij dejatel', in: Men'seviki i men'sevizm. Sbornik statej [künftig zitiert: Men'seviki], Moskva 1998, S. 153–191.

12 Vgl. Maria I. Smirnova, Rezension des zweiten Bandes der Ausgabe Men'seviki v 1917 godu, in: *IA*, Jg. 4 (1996), H. 3, S. 216.

13 Vgl. Russkoe zarubež'e. Zolotaja kniga emigracii. Pervaja tret' 20 veka, Moskva 1997.

14 Vgl. hierzu die folgenden Veröffentlichungen von Ruth Stoljarowa und Wladislaw Hedeler, Die Formel des Fortschritts. Vom Umgang mit Plechanows politischem Nachlaß. Was seine Biographen verschwiegen, in: *Neues Deutschland* vom 29./30. Oktober 1994, S. 11; dies., Kurzes Glück einer Heimkehr. Vor

sich zu einer konfrontativen Manifestation der Menschewiki mit den an der Macht befindlichen Bolschewiki gestaltete.

Die Demonstranten, die am 9. Juni 1918 vom Gebäude der „Freien Ökonomischen Gesellschaft“ zum Volkovo-Friedhof in Petrograd zogen, waren von den Veranstaltern immer wieder aufgefordert worden, die Marschroute einzuhalten und den Anweisungen der Ordner unbedingt Folge zu leisten. Offensichtlich rechneten Aleksander Smirnov¹⁵ und die anderen dem Organisationskomitee angehörenden Menschewiki mit Provokationen. Smirnov und seine Freunde wollten den Bolschewiki keinen Vorwand für eine Auflösung der Demonstration und ein Verbot der Trauerkundgebung liefern. Die „Genossen und Bürger“ wurden auf der Titelseite der aus Anlaß der Trauerkundgebung herausgegebenen Zeitung „Zum Gedenken an G. V. Plechanov“ aufgefordert, „Ruhe und Ordnung im Trauerzug zu wahren, den Weisungen der Ordner widerspruchslos Folge zu leisten, den Demonstrationszug nicht zu verlassen und die vorgegebene Route unbedingt einzuhalten“.

Abgesandte der Fabrikbelegschaften, Vertreter von Parteien und Organisationen der Petrograder Stadtbezirke und des Umlandes trafen sich am Sonntag an sechs vorgegebenen Stellplätzen in der Nähe des Gebäudes, in dem Plechanov aufgebahrt war. Um 12 Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Vom Technologischen Institut ging es zunächst auf dem *Zagorodnyj Prospekt* zum Vitebsker Bahnhof, dann die *Gorochovaja ulica*, die parallel zum *Nevski-Prospekt* in Richtung Zentrum führt, hinauf. Kurz vor der Admiralität bogen die Demonstranten in die *Morskaja ulica*, eine heute nach Plechanov benannte Straße, ab und bewegten sich auf die Mutter-Gottes-von-Kazan-Kathedrale zu. Der sieben Kilometer lange Weg zum Friedhof war so gewählt worden, daß der Demonstrationszug jene Stätte passierte, an der Plechanov am 6. Dezember 1876 zum ersten Mal öffentlich auf einem Meeting vor über zweihundert Arbeitern gesprochen hatte. In dem Artikel „Aus dem Leben G. V. Plechanovs“ in der bereits erwähnten Zeitung wird diese Episode beschrieben.

Während der improvisierten Kundgebung vor der Kathedrale hielt der Abgesandte der Fabriken und Betriebe Petrograds, Efraim Berg,¹⁶ Mitglied des Zentralkomitees der Partei der Sozialrevolutionäre, eine kurze Ansprache. Nach ihm ergriffen zwei Arbeiter

[Forts. von Anm. 14]

80 Jahren starb Georgi W. Plechanow, in: *Neues Deutschland* vom 30./31. Mai 1998, S. 15; dies., Zum 80. Todestag von Georgi Walentinowitsch Plechanow. In einer zu den bibliophilen Raritäten zählenden Zeitung gelesen, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 40 (1998), H. 3, S. 80–87.

15 Aleksander Nikolaevič Smirnov (1882–1926), Gewerkschaftsfunktionär und Publizist. Im Juni 1906 Dumaabgeordneter, im Mai 1917 Mitglied des Organisationskomitees der SDAPR. Im Februar/März 1918 bemühte er sich, im Rahmen der Gewerkschaften eine „Außerordentliche Versammlung der Vertreter Moskauer Fabriken und Betriebe“ ins Leben zu rufen. Nach der Gründung des Komitees zur Vorbereitung der Trauerkundgebung am 10. Juni 1918 wegen Organisation antibolschewistischer Gruppen verhaftet. Erneute Verhaftung im März 1921. 1925 zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Verchneursker Politisolator verstorben.

16 Efraim Solomonovič Berg gehörte zu den Initiatoren des am 1. Juni 1918 gegründeten Büros der Abgesandten der Fabriken und Betriebe Petrograds. Am 29. Juni wurde in Moskau das Organisationskomitee zur Einberufung eines Parteitages gewählt. Im Juli kam es zu ersten Verhaftungen unter führenden Funktionären. Am 21. Juli wurden alle Delegierten und Gäste des Parteitages verhaftet, Ende 1918 aber wieder freigelassen.

das Wort. Alle Beteiligten und Zuschauer wußten, daß der Trauerzug eine an die Adresse der Bolschewiki gerichtete Herausforderung war, denn im Demonstrationszug fanden sich überwiegend Menschewiki, Sozialrevolutionäre und Kadetten zusammen. „Die konterrevolutionären Menschewiki verwandelten Plechanows Beisetzung in eine antisowjetische Demonstration“, lautete die auch in der DDR nachzulesende offizielle sowjetische Darstellung der Ereignisse.¹⁷

Die Bolschewiki hatten ihren Anhängern empfohlen, sich weder an der Demonstration noch an der Trauerkundgebung zu beteiligen, und eilig eigene Gedenkfeiern für den Stammvater des russischen Marxismus organisiert. Bis auf David Rjazanov¹⁸, der einen Kranz schickte, hatten sich auch alle daran gehalten, erinnerte sich Boris Bogdanov,¹⁹ einer der Initiatoren der Demonstration.²⁰ Für die Bolschewiki sei Plechanov bereits 1914 gestorben, war dem vom Vorsitzenden des Petrograder Sowjets, Grigori Zinov'ev,²¹ verfaßten Nachruf, der am 7. Juni in der „Pravda“ veröffentlicht wurde, zu entnehmen. Im Moskauer Bolschoitheater hatte Lev Trockij²² am 4. Juni während einer gemeinsamen Sitzung des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees (ZEK), des Moskauer Sowjets, der Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen eine Rede gehalten, die viele Freunde und Sympathisanten Plechanovs als taktlos empfanden.

Trockij hob in der kurzen Ansprache hervor, daß die Revolutionäre dem revolutionären Erbe Plechanovs immer die Treue halten würden. Er könne aber nicht umhin, am offenen Grab auch auf die Tragik des Theoretikers hinzuweisen, der zu einem Versöhnler und Nationalisten geworden war. „Plechanow ist gestorben“, faßte Trockij zusammen, „aber seine ursprünglichen Ideen leben in den Revolutionären von heute weiter.“ Abschließend bat der Volkskommissar die Versammelten, bevor sie wieder zur Tagesordnung übergingen, das Andenken Plechanovs durch eine Schweigeminute zu ehren.²³

Plechanov hatte „die Feder“ (unter diesem Pseudonym publizierte der von Lenin in die Redaktion der „Iskra“ geholte Trockij) nicht gemocht. Stalin konnte weder Plechanov noch Trockij ausstehen. „Selbst die größten Autoritäten verlieren jegliche Bedeutung, verwandeln sich in ein Nichts, sobald die Arbeitermassen aufhören, ihnen zu vertrauen, sobald sie den Kontakt mit den Arbeitermassen verlieren. Plechanov genoß außerordentlich große Autorität. Und was geschah?“ fragte Stalin, Trockij's Argumentation im Gespräch mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig aufgreifend und gegen Trockij wendend: „Sobald er in politischer Hinsicht zu hinken begann, vergaßen

17 Detlef Jena, Georgi Walentinowitsch Plechanow. Historisch-politische Biographie, Berlin 1989, S. 218.

18 Zur Biographie von David Borisovič Rjazanov (1870–1938) siehe: David Borisovič Rjazanov und die erste MEGA. Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Neue Folge, Sonderband 1, Berlin und Hamburg 1997.

19 Boris Osipovič Bogdanov (1884–1960) wurde zwischen 1918 und 1949 zehnmal verhaftet und zu insgesamt über dreißig Jahren Lager, Verbannung und Gefängnis verurteilt.

20 Vgl. Natalija Borisovna Bogdanova, Moj otec – Men'sevik, St. Petersburg 1994, S. 68.

21 Grigori Evseevič Zinov'ev (1883–1936) war von Dezember 1917 bis März 1926 Vorsitzender des Petrograder (Leningrader) Sowjets und zwischen 1918 und 1919 Vorsitzender des Komitees für die revolutionäre Verteidigung Petrograds.

22 Lev Davydovič Trockij (1879–1940), 1917 Vorsitzender des Petrograder Sowjets, 1918–1925 Volkskommissar für Heer und Marine.

23 Lev Trockij, Pamjati Plechanova, in: Anatolij Lunacarskij, Karl Radek, Lev Trockij, Siluety. Političeskije portrety, Moskva 1991, S. 253–255.

ihn die Arbeiter, sie wandten sich von ihm ab und vergaßen ihn einfach. Ein anderes Beispiel: Trotzki. Trotzki genoß ebenfalls große Autorität, wenn auch bei weitem nicht die gleiche wie Plechanow. Und was geschah? Sobald er sich von den Arbeitern abwandte, vergaßen sie ihn.“²⁴

Andere politische Gegner Plechanovs, darunter der von einem Revolutionstribunal zu Zwangsarbeit verurteilte, aber unmittelbar darauf auf Ehrenwort, sich nicht politisch zu betätigen, vorzeitig aus dem Gefängnis entlassene Monarchist und militante Antisemit Vladimir Puriskevic,²⁵ nutzten die sich bietende Möglichkeit der offenen politischen Manifestation. Die Aufschrift auf dem mit lila Schleifen drapierten Kranz „Dem politischen Gegner – dem großen russischen Sozialpatrioten Plechanov vom Monarchisten V. Puriskevic“ ist vielen Teilnehmern in Erinnerung geblieben.²⁶

Im Demonstrationszug und vor dem Friedhof wurde die von D. Ersov herausgegebene Zeitung „Pamjati G. V. Plechanova“ [Zum Gedenken an G. V. Plechanov] verkauft.²⁷ Die acht Seiten umfassende Ausgabe, an der sowohl Opponenten als auch Anhänger Plechanovs mitgearbeitet hatten, ist ein Spiegelbild der kritischen Rezeption von Plechanovs Gedanken in der russischen Sozialdemokratie. Unter den Rednern, die auf dem Friedhof das Wort ergriffen, waren zwei Autoren, Aleksander Potresov²⁸ und Semen Zemkovski,²⁹ die Beiträge für die Sonderausgabe verfaßt hatten; Leo Deutsch schrieb seine Erinnerungen später nieder.³⁰

S. O. Portugejs³¹ würdigte Plechanov im Leitartikel als „Ritter ohne Furcht und Tadel“ und verglich ihn mit dem am 31. Juli 1914 ermordeten französischen Sozialisten

24 J. W. Stalin, Unterredung mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig, 13. Dezember 1931, in: ders., Werke, Bd. 13, Berlin 1955, S. 99.

25 Vladimir Mitrofanovič Puriševič (1870–1920) wurde am 18. November 1917 von der Petrograder Tschecha verhaftet und am 3. Januar 1918 zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Er wurde am 17. April entlassen und am 1. Mai amnestiert. Danach reiste er auf die Krim und arbeitete in Rostow am Don mit A. I. Denikin zusammen. 1920 verstarb er an Flecktyphus.

26 Vgl. S. V. Tjutjukin, G. V. Plechanov. Sud'ba russkogo marksista, Moskva 1997 [künftig zitiert: Tjutjukin], S. 4.

27 Mir lag ein Exemplar vor, das in der Bibliothek des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs aufbewahrt wird.

28 Aleksander Nikolaevič Potresov (1869–1934) organisierte 1894/95 die legale Ausgabe von Plechanovs Schrift „Zur Frage der Entwicklung der monistischen Geschichtsauffassung“. Gemeinsam mit Plechanov arbeitete er das Referat der russischen Sozialdemokratie zum Londoner Kongreß der 2. Internationale aus. Plechanov kooptierte ihn 1903 in die „Iskra“. Im Mai 1917 kam er nach Petrograd, der drohenden Erschießung 1919 entging er nur dank der Intervention Bucharins. Vaterlandsverteidiger, offener Gegner der Bolschewiki; 1919 verhaftet, 1925 durfte er aus Krankheitsgründen ausreisen (was Lenin bereits 1922 vorgeschlagen hatte).

29 Semen Jul'evič Bronštejn, Pseudonym: S. Ju. Semkovskij (1882–1937), Menschewik-Internationalist, Philosoph, Historiker, Publizist (Schwerpunkt: nationale Frage), seit 1901 Sozialdemokrat, mit Trockij in Wien, Teilnehmer der Kongresse in Basel und Brüssel, im Weltkrieg Zentrist, Mitglied der außenpolitischen Kommission der Konstituierenden Versammlung, seit 1919 in Kiew, nach seiner Verurteilung und Bruch mit den Menschewiki im März 1920 (Die Partei der Menschewiki und die Denikintschina. Der Prozeß gegen die Kiewer Menschewiki, Moskva 1923) Hochschullehrer in der Ukraine.

30 Vgl. Leo Deutsch, Erinnerungen an Grigori Plechanow aus dem Jahre 1917, in: *Utopie kreativ*, 1992, Nr. 23/24 vom September/Oktober, S. 132–148.

31 S. O. Portugejs, Pseudonym: St. Ivanovič, [S. I. Portugejs, Pseudonym: Solomonov], gehörte zu den Mitunterzeichnern des „Offenen Briefes von 16 russischen Menschewiki-Liquidatoren“ Ende 1909/Anfang 1910. Die Unterzeichner wiesen Plechanovs Kritik an Potresov im „Dnevnik Social-Demokrata“,

Jean Jaurès. Auch den neuerlichen Verlust könnten die Völker kompensieren, indem sie sich selbst erkennen, zu sich selbst finden und auf diese Weise ihre Lehrer ehren würden. Nur der Fürsorge von Plechanovs Mitstreiterin, Ehefrau und Ärztin, Rozalija Markovna, sei es zu verdanken, heißt es in einer Grußbotschaft, daß nicht nur die drei Bände der „Geschichte des gesellschaftlichen Denkens in Rußland“, sondern auch Plechanovs Artikel über die Internationale, den Imperialismus und den Krieg (später zusammengefaßt in „Das Jahr in der Heimat“) geschrieben und veröffentlicht werden konnten. Potresov, seit 1892 Kampfgefährte und 1917 einer der Opponenten Plechanovs, beschreibt den Revolutionär als Europäer und Russen in einer Person. Plechanov sei mit dem europäischen Geistesleben und den Details des russischen Alltags vertraut gewesen, seinem Wesen nach Europäer, kein Nihilist und kein Kosmopolit – und dabei ein bis ins Mark russischer Mensch. Die Logik seiner dialektisch ausgefeilten Argumentation blieb Potresov ebenso in Erinnerung wie Plechanovs Befürchtung, seine krankheitsbedingte Schwäche könnte nach dem Zwischenfall im Krankenhaus, als er von Matrosen attackiert worden war, als Angst vor den neuen Machthabern gedeutet werden. Die Liebe zu seinem Land habe ihn umgebracht, unter den Bedingungen des „Brester Friedens“ der russischen Sozialdemokratie habe Plechanovs Herz zu schlagen aufgehört. Diese Feststellung war Potresov wichtiger als die Erinnerung an die Meinungsverschiedenheiten mit Plechanov. Ein Wachsen der russischen Arbeiterklasse aus den vorhandenen Keimen habe nach Meinung Potresovs nur Kleinbürger hervorgebracht. Wie Plechanov war auch er der Auffassung, daß die ökonomischen Voraussetzungen für den Sozialismus in Rußland noch nicht herangereift seien.

Vladimir Kantorovič³² würdigte Plechanov als „bedeutenden Westler“. Plechanov sei als Weltbürger, den die Flamme der Revolution verzehrt habe, ein Mittler zwischen Ost und West gewesen. Er habe seine historische Mission erfüllt, indem er die Wege und Untiefen „unserer Revolution“ ausgelotet habe. Im Unterschied zu den sich in Rußland bekämpfenden politischen Kräften habe er den Hauptfeind im deutschen Imperialismus gesehen. Als Plechanov auf der Staatsberatung im August zum nationalen Frieden aufgerufen habe, habe das Land nicht auf ihn hören wollen. – Plechanovs Sekretär P. N. Dnevickij³³ legte eine Chronik der wichtigsten Ereignisse im Leben des

[Forts. von Anm. 31]

August 1909, zurück. (Veröffentlicht in: Men'sheviki. Dokumenty i materialy 1903–fevral' 1917, Moskva 1996, S. 320–322.) Im Oktober 1917 trat er für eine Zusammenarbeit mit den Vaterlandsverteidigern ein, nach der Oktoberrevolution gehörte er zu den militanten Kritikern der Bolschewiki, veröffentlichte von 1919 bis 1920 in der Denikin-Presse, emigrierte und publizierte 1929 in Zeitungen der Kadetten über die KPdSU(B) und die UdSSR.

32 Vladimir Abramovič Kantorovič (1886–1923), radikaler Menschewik-Vaterlandsverteidiger, Ende April/Anfang Mai 1917 Mitglied der menschewistischen Fraktion des Petrograder Sowjets, im Mai votierte er für den Eintritt in die Provisorische Regierung, im Juni Mitglied des Zentralen Exekutivkomitees, vom ZK des Bundes in die Konstituierende Versammlung delegiert, sammelte während des Bürgerkrieges Material über Pogrome in der Ukraine.

33 F. O. [Fedor Isaevič] Cederbaum, Pseudonym: P. N. Dnev[n]icki (1883–1937), Menschewik, Publizist, 1909 Plechanovs Sekretär, Mitarbeit in Plechanovs „Dnevnik Social-Demokrata“, Mitarbeit in „Zvezda“ und (1912) „Pravda“, 1918 bis 1920 Studium an der Pädagogischen Akademie, Verhaftung durch die Tscheka, nach der Entlassung lebte er illegal bis zur nächsten Verhaftung 1926. Im Mai 1935 wurde er

marxistischen Theoretikers Plechanov vor. A. Gisetti würdigte Plechanov als den Lehrer der Gesamtbewegung, der, mehr als nur ein russischer Sozialist, den Märtyrertod für die Sache der Arbeiterklasse gestorben sei.

Eine Notiz über die ins Leben gerufene Plechanov-Stiftung enthielt u. a. eine Aufstellung der eingegangenen Geldspenden in Höhe von über 13 000 Rubel. Neben Arbeiterklubs und Gewerkschaften enthielt sie die Namen vieler Intellektueller. Es waren Mitarbeiter der Einrichtungen und Institutionen, die Plechanov während der Staatsberatung angesprochen hatte, sich für die gemeinsame Gestaltung des Landes einzusetzen, außerdem waren Krankenkassen, Drucker sowie Angestellte der Eisenbahn präsent, d. h. jene, deren Interessen Plechanov als Mitglied einer Regierungskommission vertreten hatte. Plechanovs Ausarbeitungen sind 1993 publiziert worden.³⁴

S. Zagornyj schrieb für die Zeitung zwei Artikel: „Plechanov als Ökonom“ und „Plechanov und der Weltkrieg“. Im Mittelpunkt des ersten Beitrages standen die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland, die Kritik der Sonderweges über die *Obschtschina* und die Fixierung der Ansätze kapitalistischer Entwicklung. Entwicklung des Kapitalismus verstand Plechanov als Entwicklung zum Sozialismus, aber nicht im Sinne einer Proklamation der neuen Ordnung, sondern als Herausbildung ihrer ökonomischen Grundlagen. Plechanov habe, betonte Zagornyj, die Gefahr des russischen Blanquismus erkannt und vor einem patriarchalischen und autoritären Kommunismus gewarnt. Im Artikel über Plechanovs Sicht auf die Aufgaben der Sozialdemokratie nach dem Weltkrieg wurde dieser Gedankengang aufgegriffen und weitergeführt. Nationale Unabhängigkeit und revolutionäre Errungenschaften könnten nur dann bewahrt werden, wenn der Hauptfeind, in diesem Falle der deutsche Imperialismus, benannt werde. Diese Einstellung zu Rußlands Beteiligung am Krieg erklärt Plechanovs Einschätzung des Krieges als „Vater der Revolution“. Vaterlandsverteidigung war für Plechanov stets revolutionär. Jetzt gelte es, führte Zagornyj weiter aus, den Kampf um die nationale Unabhängigkeit in Angriff zu nehmen.

Semen Semkovskij schrieb über „Plechanov und die Internationale“ und erklärte, ähnlich wie Zagornyj, Plechanovs Sicht auf Vaterlandsverteidigung und Patriotismus. „War Plechanov ein Führer oder ein Theoretiker?“ fragte Konstantin Feldman, der am Aufstand auf dem Panzerkreuzer Potemkin teilgenommen hatte und Plechanov aus der gemeinsamen Arbeit in der Zeitung „Edinstvo“ kannte. „Er war beides“, lautete Feldmans Antwort. Plechanov seien Kompromisse fremd gewesen, er sei kein Pragmatiker und ausgesprochen intolerant gewesen. Am Programm habe er unerschütterlich festgehalten, nur im Hinblick auf die Taktik sei er zu Kompromissen bereit gewesen. Im Dreieck Masse – Klasse – Führer habe Plechanov sich als letzteren gesehen. Er habe der revolutionären Demokratie zum Durchbruch verhelfen wollen und im Bolschewismus

[Forts. von Anm. 33]

aus dem Verchneursker Politisolator entlassen. Ein Jahr später wurde er wegen „konterrevolutionärer Tätigkeit“ erneut verhaftet und von der Troika des NKWD des Leningrader Gebietes zum Tode durch Erschießen verurteilt. – Eine biographische Skizze in: Tamara Ju. Popova [Cederbaum], *Sud'ba rodných L. Martova v Rossii posle 1917 goda*, Moskva 1996, S. 44–47.

34 Vgl. «Plechanovskie pribavki», G. V. Plechanov – predsedatel' Komissii po ulučeniju material'nogo položennja železnodorožnych slugaščich, masterovych i rabočich, in: *IA*, Jg. 2 (1993), H. 5, S. 79–104.

den Hauptfeind der Revolution erkannt. Plechanow habe den Weg gewiesen, faßte der Autor zusammen, es ist nicht seine Schuld, daß ihm niemand gefolgt sei.

Bogdanow hatte Anatolij Djubua,³⁵ den Autor des Beitrages „Plechanov und die Arbeiterklasse“, und E. Šiller, den Autor des Artikels „Fragen der Gewerkschaftsbewegung“, für die Mitarbeit an der Zeitung gewonnen. S. V. Tjutjukin stellt seiner Plechanov-Biographie eine ausführliche Schilderung dieser Demonstration und ihrer Folgen für die Beteiligten voran.³⁶ Die letzte umfangreiche Publikation von Dokumenten über Leben und Werk Plechanovs erfolgte 1998 im Zusammenhang mit dem 70. Jahrestag der Eröffnung des Plechanov-Hauses in Leningrad.³⁷ Eine ins Deutsche übersetzte und kommentierte Auswahl aus den letzten Arbeiten Plechanovs („Ein Jahr in der Heimat“) liegt vor und wird demnächst im Berliner Basisdruck Verlag erscheinen.

An erster Stelle der in Rußland veröffentlichten Dokumenteneditionen ist die Edition der inzwischen fünf Bände umfassenden Ausgabe der Dokumente der Menschewiki aus den Jahren 1903 bis 1917 zu nennen. Dokumente aus diesen Editionen wurden in Deutschland bereits vorgestellt³⁸ und übersetzt³⁹. Einige in Fortsetzungen in Zeitschriften veröffentlichte Protokolle von Parteikonferenzen der SDAPR, wie das Protokoll der V. Gesamtrussischen Konferenz, sind bisher noch nicht in Buchform erschienen.⁴⁰ Tjutjukin leitete die erste zusammenhängende Dokumentation zum Zeitraum 1903 bis

35 A. V. Gorski, Pseudonym: Anatolij Eduardovič Djubua (1881–1958), Liquidator, einer der Stellvertreter Matvej Skobelevs im Ministerium für Arbeit, im Juni 1917 Arbeit in der XII. Armee (bei Riga), am 9. August seitens des Organisationskomitees als Kandidat für die Duma vorgeschlagen, Abgeordneter der 3. und der 4. Duma, Kandidat für die Konstituierende Versammlung, votierte für die Beteiligung an der Regierung und am Vorparlament. Am 25. Oktober wurde er verhaftet, aber mit Blick auf seine revolutionäre Biographie wieder entlassen. Auf dem Außerordentlichen Parteitag am 30. November hielt er eine Rede. 1921 wurde er erneut verhaftet und im Butyrka-Gefängnis inhaftiert. 1922 emigrierte er nach Berlin.

36 Vgl. Tjutjukin, a. a. O. (wie Anm. 26), S. 3–15.

37 Vgl. *IA*, Jg. 6 (1998), H. 2. Das dem 70. Jahrestag der Eröffnung des Plechanov-Hauses gewidmete Heft enthält u. a. folgende Beiträge: Anatolij A. Černobaev, Myslitel', revoljucioner, politik; Tatjana I. Filimonova, Dom Plechanova. 1928–1998; Auszüge aus den Erinnerungen von Vladimir O. Levickij „Mne ne raz pričodilos' slyšat' Plechanova“; Auskunftsberichte des Moskauer Sonderarchivs über Hinweise auf Plechanov in den Beständen des Archivs; Briefe von Martov an Plechanov aus dem Jahre 1906 („Političeskoe položenie očen' skverno“); Briefe von Anželina I. Balabanova an Plechanov aus den Jahren 1906 bis 1914 („Pogovorit' s Vami javljaetsja dlja menja ne tol'ko želaniem, no i potrebnost'ju“); Briefe von Fedor I. Dan und Vera I. Zasulič aus den Jahren 1907 bis 1916 an Plechanov („Serdce tjanet tuda, gde russkij duch, gde Rus'ju pachnet“); Briefwechsel mit A. I. Ljubimov aus den Jahren 1914 bis 1918 („Neobchodimo protivopostavit' revoljucionnoj frazeologii – revoljucionnoe mirovozzrenie“), fortgesetzt in: *IA*, Jg. 6 (1998), H. 3, S. 106–152; Auszüge aus der Familienchronik 1924 bis 1935 und Tagebuchaufzeichnungen der Ehefrau Rozalia Michajlovna aus den Jahren 1939 bis 1941.

38 Vgl. Der Widerschein der Russischen Revolution. Ein kritischer Rückblick auf 1917 und die Folgen. Hrsg. von Theodor Bergmann, Wladislaw Hedeler, Mario Keßler und Gert Schäfer, Hamburg 1997; Die Russische Revolution 1917 und die Linke auf dem Weg in das 21. Jahrhundert, Leipzig 1998.

39 Vgl. Die Russische Revolution 1917. Wegweiser oder Sackgasse? Hrsg., eingeleitet, kommentiert und übersetzt von Wladislaw Hedeler, Horst Schützler und Sonja Striegnitz, Berlin 1997.

40 Vgl. Isaak S. Rozental', Protokoly V Vserossijskoj konferencii RSDRP, in: *IA*, Jg. 5 (1997), H. 1, S. 220–221. Der Verfasser kommentiert den Stellenwert des mit Unterbrechungen 1988 und 1994/1995 veröffentlichten Protokolls der im Januar 1909 durchgeführten Pariser Konferenz für die Geschichte der russischen Sozialdemokratie.

Februar 1917 ein.⁴¹ Auf 500 Seiten werden über 100 Dokumente, darunter Materialien der Parteitage, Programme, Wahlplattformen, Beschlüsse von regionalen Parteioorganisationen, Briefe führender Parteifunktionäre und Reden sozialdemokratischen Duma-abgeordneter z. T. in Auszügen vorgestellt. Im Mittelpunkt steht die Dokumentation des Menschewismus als ideologisch-politisches Phänomen.

Drei „Folgebände“ erfassen Materialien der menschewistischen Partei aus dem Jahre 1917. Der erste Band enthält auf über 700 Seiten eine Auswahl der von Januar bis zu den Juliereignissen 1917 entstandenen Dokumente. Flugblätter, Aufrufe der Petrograder Parteioorganisation, der menschewistischen Dumafraktion, des Organisationskomitees, Stenogramme der Gesamtrussischen und der Petrograder Parteikonferenzen und Artikel aus Parteizeitungen überwiegen. Mit Kommentaren treten die Herausgeber der Reihe Al'bert Nenarokov, Leopold Haimson („Über die Mentalität und die politische Kultur des Bolschewismus und des Menschewismus“), Viktor Miller („Über die menschewistische Partei 1917“) und Ziva Galili („Vom Zirkelwesen zum Höhepunkt politischen Einflusses. Die ersten sechs Monate des Revolutionsjahres 1917“) hervor.⁴²

Der zweite Band im Umfang von 830 Seiten enthält Dokumente, die zwischen den Juliereignissen, dem Vereinigungsparteitag im August 1917 und dem Kornilov-Putsch entstanden sind. Die menschewistische Partei entwickelte sich in dieser Zeitspanne aus zahlreichen Splittergruppen zu einer Regierungspartei. Dabei blieb keine Zeit, eine Klärung des anhaltenden Richtungsstreits, dessen Pole der revolutionäre Vaterlandsverteidiger Iraklij Cereteli einerseits und der Internationalist Julius Martov andererseits verkörperten, herbeizuführen. Im August 1917 hatten sich zwei weitere Strömungen in der Partei herausgebildet, die radikalisierte Varianten der existierenden darstellten: Potresov repräsentierte die extremen Vaterlandsverteidiger, Boris Avilov die linksinternationalistischen Auffassungen der Mitglieder der „Novaja zizn“. Galili und Nenarokov leiten die Edition mit einer Skizze über die Koalitionspolitik und die Zunahme der zentrifugalen Tendenzen in der menschewistischen Partei ein.⁴³

Der dritte Band liegt in zwei Halbbänden (Gesamtumfang: 1100 Seiten) vor. Der erste Halbband enthält die Dokumente der Partei vom Kornilov-Putsch bis zum Provisorischen Demokratischen Rat der Russischen Republik, d. h. von August bis Anfang Oktober 1917. Aufgenommen wurden die Protokolle der Sitzungen des ZK und des Büros, ausgewählte Artikel aus der Tagespresse, Dokumente des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees und der Demokratischen Beratung im September.⁴⁴

Der zweite Halbband umfaßt Dokumente aus der Zeit von Oktober bis Ende Dezember 1917.⁴⁵ Für den ersten Halbband schrieb Nenarokov eine Skizze über die verpaßten Möglichkeiten der Einigung der demokratischen Kräfte bei der Lösung der Frage der Macht, im zweiten Halbband stellen Haimson die Politik der Menschewiki in der

41 Vgl. Men'seviki. Dokumenty i materialy 1903–fevral' 1917, Moskva 1996.

42 Vgl. Men'seviki v 1917 godu, Tom 1: Ot janvarja do ijul'skich sobytij, Moskva 1994.

43 Vgl. Men'seviki v 1917 godu, Tom 2: Ot ijul'skich sobytij do kornilovskogo mjateža, Moskva 1995.

44 Men'seviki v 1917 godu, Tom 3: Čast' pervaja: Ot kornilovskogo mjateža do Vremennogo Demokratičeskogo Soveta Rossijskoj Respubliki, Moskva 1996.

45 Vgl. Men'seviki v 1917 godu, Tom 3: Čast' vtoraja: Ot Vremennogo Demokratičeskogo Soveta Rossijskoj Respubliki do konca dekabrja, Moskva 1997.

Machtfrage und Galili und Nenarokov die demokratischen Illusionen der Partei in der Periode der Zuspitzung der nationalen Krise vor.

Eine Fortsetzung dieser Edition bildet die Sammlung von Dokumenten der „Menschewiki im bolschewistischen Rußland“, deren das Jahr 1918 umfassender erster Band 1999 erschienen ist.⁴⁶ Das Vorwort der Herausgeber Albert Nenarokov, Dmitrij Pavlov und Villiam Rosenberg behandelt die Tätigkeit der Menschewiki „unter Bedingungen der offiziellen und halboffiziellen Legalität“. Zwei weitere Bände für die Jahre 1919 bis 1920 und 1921 bis 1924 sind angekündigt.

Thematische Schwerpunkte der Sammelbände und monographischen Arbeiten über Menschewiki und Menschewismus⁴⁷ in Rußland sind die Aktivitäten der Partei und der Parteiführer von der Februarrevolution⁴⁸ bis zum Oktoberumsturz, die Struktur der nationalen Parteien sozialdemokratischer Orientierung,⁴⁹ die Programmatik der Partei vor und nach 1917,⁵⁰ das Vorgehen der bolschewistischen Macht gegen die sozialdemokratischen Organisationen in der UdSSR,⁵¹ das Schicksal der Sozialdemokraten und ihrer Angehörigen⁵² in Sowjetrußland bzw. der Sowjetunion. Außer den ausführlichen

46 Men'sheviki v bol'shevistskoj Rossii 1918–1924. Men'sheviki v 1918 godu, Moskva 1999.

47 Vgl. Men'sheviki, in: *Političeskie partii Rossii* (wie Anm. 4), S. 355–361; Rossijskaja social-demokratičeskaja rabočaja partija, in: a. a. O., S. 516–519; Rossijskaja social-demokratičeskaja rabočaja partija (internacionalistov), in: a. a. O., S. 519–520; Men'sheviki, a. a. O. (wie Anm. 11).

48 Vgl. *Fevral'skaja revoljucija 1917 goda. Sbornik dokumentov i materialov*, Moskva 1996. In den Sammelband wurden Dokumente, die in der Zeitspanne vom 22. Februar bis 5./6. März 1917 entstanden, aufgenommen. Ein Abschnitt ist den Parteien und der Öffentlichkeit in der Februarrevolution (S. 186 bis 200) gewidmet. Siehe auch: *Fevral'skaja revoljucija. Ot novych istočnikov k novomu osmysleniju*, Moskva 1997.

49 Vgl. M. I. Smirnova, *Nacional'no političeskie partii Rossii social-demokratičeskogo napravlenija* (koniec 19–nacalo 20 v.), in: *Istorija nacional'nych političeskich partij Rossii*, Moskva 1997, S. 131–145.

50 Vgl. *Programmy*, a. a. O. (wie Anm. 9); Oleg V. Volobuev, *Men'sheviki v poiskach novoj partijnoj modeli. Ijun' 1907–ijul' 1914*, in: *Men'sheviki*, a. a. O. (wie Anm. 11), S. 24–43; V. A. Klovov, *Men'sheviki na vyborah v gorodskie Sovety central'noj Rossii vesnoj 1918 g.*, in: *Men'sheviki*, a. a. O. (wie Anm. 11), S. 44–68.

51 Vgl. Dmitrij B. Pavlov, *Bol'shevistskaja diktatura protiv socialistov i anarchistov 1917–seredina 1950-ch godov*, Moskva 1999. Das Buch weist folgende Gliederung auf: 1. Die Verfolgung der Sozialisten; 2. Der „rote Terror“; 3. Der Regierungs-„Frühling“; 4. Organisation und Arbeitsmethoden der Repressionsorgane; 5. Sozialisten und Anarchisten unter Bedingungen des „friedlichen sozialistischen Aufbaus“; 6. Die Reue der „Ehemaligen“. Pavlov hat das Kapitel 5 für den Sammelband *Men'sheviki*, a. a. O. (wie Anm. 11), S. 69–108, zum Artikel „Repressii v otnošenii členov socialističeskich partij i anarchisticheskich organizacij v pervoe pjatiletie „proletarskoj diktatury““ überarbeitet; siehe auch: *Kronštadt 1921. Dokumenty*, Moskva 1997.

52 Vgl. Tamara Ju. Popova [Cederbaum], *Sud'ba rodnych L. Martova ...*, a. a. O. (wie Anm. 33). Der Band enthält biographische Skizzen und Auszüge aus Strafakten folgender Angehöriger Martovs, die nach dem Prinzip der Sippenhaft zu Verbannung oder zur Höchststrafe – Tod durch Erschießen – verurteilt wurden: Ljudmila Sergeevna Kranichfel'd (1904–1990), älteste Tochter von Martovs Schwester Nadežda Osipovna Cederbaum; Viktorija Sergeevna Kranichfel'd (1905–1983); Sergej Osipovič Cederbaum (1879–1939), Bruder Martovs; Konkordija Ivanovna Zacharova-Cederbaum (1879–1938), Ehefrau von Sergej Osipovič Cederbaum; Julij Sergeevič Cederbaum (1907–1940), Sohn von Konkordija Ivanovna und Sergej Osipovič; Maria Il'inična Krupnova (1902–1935), Ehefrau von Julij Sergeevič Cederbaum; Fedor Isaevič Cederbaum (1883–1937), Cousin von Leo Martov; Viktor Fedorovič Chorodčinskij (1913 bis 1937), Sohn von Fedor Isaevič; Jakov Natanovič Cederbaum (1886–1937), Sohn von Natan Aleksandrovič Cederbaum, Cousin von Leo Martov; Ksenija Nikolaevna Cederbaum (1886–1968), Ehefrau von Jakov Natanovič; Andrej Sergeevič Kranichfel'd (1902–1938), Nefte von Leo Martov; Vladimir Osipovič Cederbaum (1883–1938), jüngerer Bruder von Leo Martov; Aleksandra Sergeevna Dobrochotova (1897–1937), Ehefrau von Vladimir Osipovič.

Biographien⁵³ von Plechanov⁵⁴ und Martov⁵⁵ sind Nachschlagewerke⁵⁶ veröffentlicht, die zahlreiche biographische Skizzen bekannter⁵⁷ und unbekannter⁵⁸ Sozialdemokraten, Aufstellungen der Mitglieder des Organisationskomitees und des Zentralkomitees⁵⁹ sowie Schlagworte zum sozialdemokratischen Parteienspektrum⁶⁰ und der sozialdemokratischen Presse⁶¹ enthalten.

53 Vgl. A. A. Kornikov, *Istočnikovedčeskie aspekty izučenija biografij dejatelej men'shevistskoj partii*, in: *Men'sheviki*, a. a. O. (wie Anm. 11), S. 127–152.

54 Vgl. Tjutjukin, a. a. O. (wie Anm. 26); Plechanov, in: *Političeskaja istorija Rossii v partijach i licach* [künftig zitiert: *Političeskaja istorija*], Moskva 1993, S. 167–184.

55 Vgl. Ilja Ch. Urilov, Martov, a. a. O. (wie Anm. 7); ders., Julij O. Martov. *Istoriografičeskij očerk*, Moskva, 1995.

56 *Političeskie partii Rossii*, a. a. O. (wie Anm. 4).

57 Der Band *Političeskaja istorija*, a. a. O. (wie Anm. 54), enthält biographische Skizzen über Potresov (S. 185–204).

58 Natalija Borisovna Bogdanova, *Moj otec – Men'shevik*, a. a. O. (wie Anm. 20).

59 Vgl. *Men'shevistskij OK i CK RSDRP (ob"edinennoj) (1912–1918)*, in: *Političeskie partii Rossii*, a. a. O. (wie Anm. 4), S. 776–779.

60 Vgl. *Men'sheviki*, in: *Političeskaja istorija*, a. a. O. (wie Anm. 54), S. 9–25.

61 Vgl. *Periodičeskaja pečat' političeskich partij Rossii v 1917 godu*, in: *Političeskie partii Rossii*, a. a. O. (wie Anm. 4), S. 780–800.

Lokales und Internationales. Dimensionen in der nordischen Arbeiterbewegung

10. Nordische Konferenz zur Arbeitergeschichte, Turku, 3. bis 5. September 1999

Von Dörte Putensen

1974 begann mit der 1. Konferenz zur Arbeitergeschichte in Helsinki die kontinuierliche Zusammenarbeit von Wissenschaftlern der nordischen Länder, die sich mit Fragen der Arbeitergeschichte und der Arbeiterkultur befassen; im September 1999 führten die Arbeiterhistoriker des Nordens nun ihre 10. Konferenz durch, die anlässlich der Gründung der Finnischen Arbeiterpartei vor 100 Jahren in Turku stattfand. Prof. Jorma KALELA vom Institut für Politische Geschichte an der Universität Turku konnte im Namen der Veranstalter anlässlich dieses Jubiläums eine beachtliche Bilanz ziehen: Während vor 25 Jahren einige junge engagierte Historiker sich der Geschichte der Arbeiterbewegung zu widmen begannen, ist die Arbeitergeschichte heute ein anerkanntes Gebiet in der Geschichtswissenschaft nicht nur in Finnland, sondern auch in den anderen nordischen Ländern, und aus den jungen Assistenten von damals sind inzwischen Professoren und Wissenschaftler geworden, die das Niveau der Geschichtswissenschaft mitbestimmen. Während damals nur wenige Fragen erforscht waren, gibt es heute eine Fülle von Arbeiten zur Geschichte der Arbeiterbewegung – also eine insgesamt überaus erfreuliche Bilanz.

Freilich warf Kalela allerdings auch einige Fragen auf, mit denen die Wissenschaftler heute konfrontiert sind und auf die es Antworten zu finden gilt. Das Interesse an einer spezifischen Geschichte der Arbeiterbewegung ist im Vergleich zu den siebziger Jahren erheblich geringer geworden. Ist dieser Mangel an Interesse für die Geschichte des Kampfes der Arbeiterbewegung für die Gegenwart und die Zukunft von wichtiger politischer Bedeutung? Wie muß die Forschung auf diese Erscheinung reagieren? Ist die Geschichte der Arbeiterbewegung so aufgearbeitet worden, daß sie heute von den Menschen für relevant gehalten wird? Oder ist es vielleicht so, daß die Forscher unabsichtlich definiert haben, was für die Menschen wichtig oder unwichtig ist, und ihre Vorstellungen nun mit der Realität kollidieren? Worin besteht die Aufgabe der Historiker heute, welche Betrachtungen rechtfertigen die Arbeitergeschichtsforschung als eigenständiges Forschungsgebiet? Ist die Perspektive offen, hat die Arbeitergeschichtsschreibung überhaupt eine Zukunft? Während in den siebziger Jahren Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte klar unterscheidbare Sphären waren und die politische Geschichte durch das traditionell linksorientierte Verständnis der Forscher Priorität hatte, hat dieser Bezugsrahmen heute offensichtlich keine Gültigkeit mehr. Leider fanden diese wichtigen, zum Nachdenken anregenden Fragen und Problematisierungen in den anschließenden Diskussionen der Konferenz kaum einen Niederschlag.

Die Veranstalter hatten sich für diese Jubiläumskonferenz vorgenommen, die drei Ebenen des Wirkens der Arbeiterbewegung – die lokale, die nationale und die internationale – in ihrer gegenseitigen Beeinflussung und Verschränkung zu untersuchen – ein anspruchsvolles und überaus reizvolles Thema, das direkt verbunden ist mit dem

aktuellen Problem, welche Rolle dem Nationalstaat als überwölbendem Rahmen für das politische Agieren, für soziale Bewegungen und kulturelle Identitäten zukommt. Allgemein korrespondiert das Thema zudem mit den Diskussionen über das Verhältnis von Globalem und Lokalem.

Die Arbeiterbewegung trat einerseits als eine ausgeprägt internationale Bewegung hervor, war andererseits aber gleichzeitig in einem lokal strukturierten Alltag, in nationalen Organisationen und in einer nationalen Kultur und Struktur verankert, die der Bewegung eine bestimmte Richtung gaben und die gleichzeitig von der Bewegung beeinflusst wurden. Andererseits eröffnet die aktuelle Diskussion über Globales, Nationales und Lokales neue Perspektiven für die Geschichte der Arbeiterbewegung und der Arbeiterkultur. Viele bisher als selbstverständlich geltende Erkenntnisse werden in Frage gestellt, so z. B. der allgemein verbreitete Gedanke, daß das Lokale, das Nationale und das Internationale nur als unterschiedliche organisatorische Ebenen, nicht aber als Aspekte ein und desselben Wirkens betrachtet werden.

Im nordischen Kontext weist diese generelle Problematik wichtige Besonderheiten auf. „Das Nordische“ ist auf der einen Seite die zentrale Dimension im Internationalismus der dänischen, finnischen, norwegischen, schwedischen und isländischen Arbeiterbewegung gewesen, und auf der anderen Seite beeinflusste die nordische Dimension die nationalen und lokalen Arbeitsformen und Identitäten. Daher sollten sich die Bedeutung und der Inhalt „des Nordischen“ wie ein roter Faden durch die gesamte Konferenz ziehen.

David KIRBY (Universität London) untersuchte in seinem einleitenden Vortrag das „Nordische“ in der Entstehungsphase der Arbeiterbewegung zwischen Jütland und St. Petersburg. Er ging davon aus, daß die Forscher der Arbeiterbewegung mit der Bewegung sympathisierten oder selbst aktiv an ihr beteiligt waren und teilweise auch Mythen geschaffen haben, die bis heute nachwirken. So wurde die Arbeiterklasse immer als Akteur und Produkt gewaltiger gesellschaftlicher Veränderungen porträtiert. Sie wurde stets mit der Industrieproduktion und städtischen Strukturen verknüpft. In dieses allgemeine Schema paßt die nordische Arbeiterbewegung nicht hinein – im Norden gab es keine industrielle Massenproduktion und keine Arbeiterzentren, dennoch entstand hier eine organisierte Arbeiterbewegung, die stark und einflußreich war. In allen nordischen Ländern bildete sie eine nationale Integrationskraft. Die Entwicklung im Norden stand im Kontrast zu dem repressiven Verhalten gegenüber der Arbeiterbewegung in den großen Staaten. Im Gegensatz zu Deutschland und anderen europäischen Ländern spielte die religiöse Wiederbelebung oder auch das Vereinswesen für und in der Arbeiterbewegung im Norden eine große Rolle. Im einzelnen versuchte Kirby dann zu ergründen, warum die finnische und die norwegische Bewegung relativ radikal, die dänische und die schwedische hingegen sehr moderat waren.

Die Sozialwissenschaftlerin Tuula GORDON (Universität Tampere) ging in ihrem Beitrag „Geschlecht, Nationalität und Konstruktionen der Differenzen“ davon aus, daß Nationalität und Geschlecht gesellschaftlich unterschiedlich konstruiert sind. Die Diskussionen über Nationalität seien zwar weitgehend geschlechtsneutral, allerdings hätten Umfragen unter achtzehnjährigen Jugendlichen über die Grundlagen ihres „Finnischseins“ durchaus Differenzen und Unterschiede zwischen den Geschlechtern offenbart.

Einen dritten Vortrag im Plenum hielt Niels Finn CHRISTIANSEN (Universität Kopenhagen) zum Thema „Das nordische Modell – Mythos und Realität“. Christiansen beschrieb das sog. nordische Modell als einen Mythos, konzidierte jedoch, daß dieser Mythos wie alle Mythen eine gewisse Wirkung auf die Realität habe. Grundlage des Modells sei die Wohlfahrts-gesellschaft. Diese stelle eine Art moderne Utopie dar, in der man versucht habe, Modernität und Solidarität miteinander zu vereinen. Die Arbeiterbewegung sei sich seit ihrer Entstehung des Nordischen sehr bewußt gewesen und verstand den Norden als eine besondere Einheit. Dem wurde in der Politik Rechnung getragen. Dennoch haben die nordischen Länder, in denen die Sozialdemokraten eine bedeutende Rolle spielten, seit dem Ersten Weltkrieg in vieler Hinsicht unterschiedliche Strategien gewählt. Die nordischen Arbeiterbewegungen waren gespalten zwischen dem „Nordischen“ und den nationalen Interessen und gingen daher vor allem in sicherheitspolitischen Fragen und in ihrer Europapolitik verschiedene Wege. Da dieses Modell seit den achtziger Jahren zunehmend unter Druck geraten ist, hielt Christiansen die Frage für angebracht, ob das nordische Modell eine Zukunft habe oder ob seine Möglichkeiten ausgeschöpft seien.

Im Anschluß an diese drei Vorträge im Plenum wurden weitere Beiträge kurz im Plenum präsentiert und dann ausführlich in Workshops diskutiert. Dörte PUTENSEN (Universität Greifswald) befaßte sich unter dem Thema „Die SAI und das SAMAK – veränderliche Größen in der internationalen und nordischen Dimension“ mit dem regionalen und internationalen Wirken der nordischen sozialdemokratischen Parteien in der Zwischenkriegszeit. Nils EDLING (Universität Stockholm) stellte ein Forschungsprojekt vor, das sich mit der Arbeitslosigkeit und der Sozialpolitik in Dänemark, Norwegen und Schweden von 1870 bis 1930 in einer vergleichenden internationalen Perspektive beschäftigt. Tapio BERGHOLM (Helsinki) untersuchte unter der Fragestellung „Ein internationales oder nationales Organisationsmodell?“ das Streben der finnischen Hafenarbeiter nach Allianzen.

In einer zweiten Runde sprach Tauno SAARELA (Helsinki) über den finnischen, skandinavischen und nordischen Kommunismus in den zwanziger Jahren, Niels Wium OLESEN (Esbjerg) stellte unter dem Thema „Pläne zur Wohlfahrt“ eine vergleichende Studie zu den Nachkriegsprogrammen der nordwesteuropäischen sozialdemokratischen Parteien vor, und Kirsti SALMI-NIKLANDER (Karkkila) widmete sich einer Form der schriftlichen Kultur in der Arbeiterbewegung, nämlich dem kollektiven Schreiben, worunter sie das gemeinsame Schreiben, organisiert auf der Ebene der lokalen Organisationen, verstand.

In den folgenden Workshops untersuchten Morten HAMMERBORG (Bergen) und Teemu RYYMIN (Tromsø) die politische und soziale Situation in Skandinavien nach den russischen Revolutionen 1917 und dem finnischen Bürgerkrieg 1918 und exemplifizierten die Bekämpfung von Kommunisten anhand der Auseinandersetzungen der norwegischen Behörden mit dem finnischen Kommunisten Mauno Heimo 1921; Urban LUNDBERG (Stockholm) und Klaus PETERSEN (Kopenhagen) analysierten das Verhältnis der dänischen und der schwedischen Sozialdemokratie zum Wohlfahrtsstaat in den letzten dreißig Jahren, und Inkeri AHVENISTO (Helsinki) gab unter dem Thema „Verla Bruk – ein isolierter Fabrikort oder ein Teil der internationalen Bewegung?“ Einblick in

ihre Forschungen über die Papierfabrik im südöstlichen Finnland, die von 1882 bis 1964 in Betrieb war.

Margareta STÅHL (Stockholm), Lill-Ann JENSEN (Oslo) sowie Pirjo KAIHOVAARA und Katri KAUNISTO (beide Helsinki) stellten auf sehr anschauliche Weise aus der Sicht ihrer jeweiligen Länder die Fahnenkultur in der Arbeiterbewegung vor und kamen zu dem Schluß, daß die Fahnen der Arbeiterbewegung in den skandinavischen Ländern lokale Eigenheiten, skandinavische Gemeinsamkeiten wie auch eine internationale Identität verbanden.

In der letzten Runde der Workshops stellte Jorunn BJØRGUM (Oslo), ausgehend vom Mythos der Vaterlandslosigkeit in der Arbeiterbewegung, das Verhältnis der norwegischen Arbeiterbewegung zur Nation anhand von Martin Tranmæls Auffassungen dar. Mikko MAJANDER (Helsinki) betrachtete die Einstellung der finnischen Kommunisten zum Norden in den vierziger Jahren, und abschließend gab Thorleifur FRIDRIKSSON (Reykjavik) einen Überblick über die isländische Arbeiterbewegung seit 1918.

Insgesamt kann man den finnischen Organisatoren zu dieser alles in allem sehr gelungenen Veranstaltung gratulieren; sie ermöglichte nicht nur den Arbeiterhistorikern einen intensiven Gedankenaustausch, sondern gab auch vielfältige Anregungen für laufende oder künftige Forschungen. Die Institution „Nordische Konferenz der Arbeitergeschichte“ hat sich wieder einmal bewährt, das allgemeine Interesse an der nächsten Konferenz, die in drei Jahren entweder in Stockholm oder in Reykjavik stattfinden soll, war evident.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (118)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete“ werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt und im Internet (<http://www.hth-berlin.de/iwk/fragebogen.html>) online verfügbar ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der Bearbeiter(innen) erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften“ weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen Bearbeiter(inne)n übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)

- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2 Bearbeiter(in), Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. (*Leiter[in] kursiv*)
- 3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers bzw. der Betreuerin
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
- 10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht

- 11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 13 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
- 14 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.
- 15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof“ ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes, und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 17. 12. 1999

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

- 0 99-017
- 1 Univ. Freiburg i. Br., Historisches Seminar, D-79085 Freiburg i. Br.; Tel. 07 61/203-3427, Fax: 07 61/203-3425, E-mail: goetzvon@uni-freiburg.de
- 2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Irmtraut, PD Dr.; Goethestr. 34, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 07 61/700266, E-mail: goetzvon@ruf.uni-freiburg.de
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 10/99
- 6 Aufsatz
- 9 Das Hypertext-„Informationssystem Geschichte“ zur Verarbeitung und Präsentation historischen Wissens. Am Beispiel des „Informationssystems zur badischen/deutschen/europäischen Revolution von 1848/49“ (Testversion: www.uni-freiburg.de/histsem/badrev)
- 10 1848/49
- 11 Baden, Deutschland, Europa
- 13 Götz von Olenhusen, Irmtraut: Das Hypertext-„Informationssystem Geschichte“ zur Verarbeitung und Präsentation historischen Wissens. Am Beispiel des „Informationssystems zur badischen/deutschen/europäischen Revolution von 1848/49“ (Testversion: www.uni-freiburg.de/histsem/badrev). Veröffentlichung geplant in: Historical Social Research (HSR), Köln 2000
- 14 Ms., Freiburg i. Br. 1999, 8 S.

0 99-018

- 1 Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Museum für Industrie- und Sozialgeschichte, Außenstelle Solingen, Merscheider Str. 289-297, D-42699 Solingen; Tel. 02 12/23 24 10, Fax: 02 12/32 04 29
- 2 PUTSCH, Jochem, Dr.; c/o Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Solingen; FAULENBACH, Bernd, Dr.; GROSEWINKELMANN, Johannes, Dr.
- 4 Abgeschlossen
- 6 Ausstellungskatalog
- 9 Arbeit, Pause, Eigen-Sinn [am Beispiel der Genskschmiede Hendrichs, Solingen]
- 11 Solingen
- 12 Ein weiterer Versuch zur Musealisierung von Alltagsgeschichte
- 13 Arbeit, Pause, Eigen-Sinn. Begleitdokumentation [zur gleichnamigen Ausstellung]. Texte: Bernd Faulenbach, Johannes Großewinkelmann und Jochem Putsch. Fotos: Thorsten Arndt, Anika Galonska, Jürgen Hoffmann, Brigitte Kraemer, Doris Reinemann und Andreas Schiblon. Redaktion: Jochem Putsch. Mit einem Vorwort von Rainer Wirtz. Solingen: Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Solingen 1999. 47 S.

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

D. Biographische Beiträge

0 99-019

- 2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Albrecht; Goethestr. 34, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 0761/700266, Fax: 0761/7073130, E-mail: goetzvon@ruf.uni-freiburg.de
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Vortrag; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Johannes Nohl, Erich Mühsam und Otto Gross, 1904–1919**
- 10 1904–1919
- 11 Insbesondere Deutschland, Schweiz
- 12 Vortrag auf dem Internationalen Otto-Gross-Kongreß in Berlin 1999
- 13 Veröffentlichung der Druckfassung des Vortrages im Tagungsband im Laurentius-Verlag, Hannover, voraussichtlich im Jahr 2000
- 15 Auswertung von gedrucktem Material und Archivalien
- 16 Archivalien; gedrucktes Material

0 99-020

- 1 Univ. Tampere, Institut für Geschichtswissenschaft, P. O. Box 607, FIN-33101 Tampere
- 2 LEHTO, Katriina, M. A.; c/o Kaller, Steinmetzstr. 33, D-10783 Berlin; Tel. 030/2165363
- 3 Doz. Dr. Markku Hyrkkänen
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 6/99
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Diss.
- 8 Finnische Kulturstiftung, P. O. Box 203, FIN-00121 Helsinki
- 9 **Engagement und Enttäuschung. Ulrike Marie Meinhofs langer Weg vom Pazifismus zum bewaffneten Kampf**
- 10 1934–1976
- 11 Deutschland
- 12 Eine politische Biographie Ulrike Marie Meinhofs
- 15 Auswertung von Archivalien und gedruckten Quellen; Interviews mit Zeitzeugen
- 16 APO-Archiv, FU Berlin; Sammlung Berlin des ID-Archivs im IISG, Amsterdam; BA Berlin; LA Berlin

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 99-021

- 2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Albrecht; Goethestr. 34, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 0761/700266, Fax: 0761/7073130, E-mail: goetzvon@ruf.uni-freiburg.de
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 99
- 6 Aufsätze
- 8 Bearb.
- 9 **„Die freie Assoziation der Produzenten“. Autoren- und Kollektivverlage 1919–1973**
- 10 1919–1973
- 11 Deutschland
- 12 Mit Dokumenten: „Das Sozialisierungstatut des Dresdner Verlag von 1917 vom 1. Juni 1919“, 4 S., und „Beschreibung der Verfassung des Verlages der Autoren [1969]“ von Karlheinz Braun und Wolfgang Wiens
- 13 **Götz von Olenhusen, Albrecht: „Die freie Assoziation der Produzenten“. Autoren- und Kollektivverlage 1919–1973**, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte, Jg. 9 (1999), S. 303–331. – **Götz von Olenhusen, Albrecht: Autoren- und Kollektivverlage 1967–1973**, in: '68 in den Medien. Hrsg. von Edgar Lersch u. a., Stuttgart 2000
- 16 Archivalien; gedrucktes Material

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

- a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

0 99-022

- 1 Osaka Kyoiku Univ., Asahigaoka 4-698-1, Kashiwara, Osaka, 582-8582, Japan; Tel. und Fax: 0729-78-3492
- 2 TANAKA, Hikaru, Doz. Dr.; Chodo 3-21-11-202, Higashi-Osaka, 577-0056, Japan; Tel. und Fax: 06-6781-7580
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 7/99, Abschluß: 10/2000
- 6 Eigenprojekt der Osaka Kyoiku Univ.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Anarchistische Bewegung unter dem Sozialistengesetz. August Reinsdorf und Genossen**
- 10 1878–1890
- 11 Wuppertal, Niederwald, Leipzig, Berlin, Wien
- 12 Ziel der Arbeit ist es, die antiautoritäre „Tradition“ in der deutschen modernen Geschichte zu rekonstruieren
- 13 **Tanaka, Hikaru: Die Diskussion der Anarchisten um ihre Utopien** [o. w. A.]

- 14 Tanaka, Hikaru: Die Entstehung des deutschen Anarchismus [o. w. A.]
 16 Zeitschrift „Freiheit“, 1879–1910; Ae in Deutschland

b) 1890-1914

c) Weltkrieg und Revolution

d) Weimarer Republik

0 99-023

2 EUMANN, Ulrich, M. A.; Lüttrinauer Str. 62, D-51103 Köln; Tel. 02 21 / 8 59 04 19

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 7/99, Abschluß: 10/99

6 Aufsatz

8 Bearb.

9 „Kameraden vom roten Tuch“. Die Weimarer KPD aus der Perspektive ehemaliger Mitglieder

10 1918–1933

11 Deutschland

12 Test der Tragfähigkeit von Selbstzeugnissen für eine politische Sozialgeschichte der KPD

13 Eumann, Ulrich: „Kameraden vom roten Tuch“. Die Weimarer KPD aus der Perspektive ehemaliger Mitglieder, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16 (1999), Bochum

14 [S. a. Proj.-Nrn.: 94-078 (1/97) und 97-006 (1/97)]

15 Analyse von Selbstzeugnissen ehemaliger KPD-Mitglieder

16 Autobiographien und Memoiren; SAPMO-BA

e) 1933-1945

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

g) Westzonen/BRD

h) SBZ/DDR

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

b) Lokal

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

0 99-024

2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Irmtraud, PD Dr.; GÖTZ VON OLENHUSEN, Albrecht; Goethestr. 34, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 07 61 / 70 02 66, E-mail: goetzvon@ruf.uni-freiburg.de

4 Abgeschlossen

6 Aufsatz

9 Kollektives Rechtsbewußtsein im Wandel. Die Revolution in Frankreich und Deutschland 1848/49 als Beispiel

10 1848/49

11 Frankreich, Deutschland

13 Götz von Olenhusen, Irmtraud, und Albrecht Götz von Olenhusen: Kollektives Rechtsbewußtsein im Wandel. Die Revolution in Frankreich und Deutschland 1848/49 als Beispiel, in: Soziologie des Rechts. Festschrift für Erhard Blankenburg zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Jürgen BRAND (= Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie, Bd. 24). Baden-Baden: Nomos Verlag 1998, [o. S.; 17 S.]

0 99-025

2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Albrecht; Goethestr. 34, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 07 61 / 70 02 66, Fax: 07 61 / 70 73 130, E-mail: goetzvon@ruf.uni-freiburg.de

4 Laufend

6 Eigenprojekt des Bearb.; Vortrag; Aufsatz

8 Bearb.

9 Anarchismus und Psychoanalyse

10 1900–1925

11 Deutschland, Schweiz u. a.

12 Vortrag zum Kongreß der Erich-Mühsam-Gesellschaft und der Internationalen Otto-Gross-Gesellschaft, Lübeck, 2000

- 15 Auswertung von Archivalien und gedrucktem Material
- 16 Archivalien; gedrucktes Material

II. NACHTRÄGE

- 0 **1148, 85-172**
- 2 ULLRICH, Volker, Dr.; Eppendorfer Landstr. 74, D-20249 Hamburg; Tel. 040/4888 19
- 4 Abgeschlossen
- 6 Publikation
- 9 **Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19**
- 10 1914-1918/19
- 11 Hamburg und Norddeutschland
- 13 **Ullrich, Volker: Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg 1914-1918.** Bremen: Donat Verlag 1999. 214 S. – [S. a. Proj.-Nr. 1148 (2/76)]
- 14 [S. Proj.-Nr. 1148 (1/75)] (3/99)
- 0 **80-256**
- 2 WERNICKE, Kurt, Dr. sc.; Ottomar-Geschke-Str. 47, D-12555 Berlin; Tel. 030/655 77 75
- 4 Abgeschlossen
- 6 Publikation
- 9 **Beiträge zur frühen Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung**
- 10 1843-1853
- 11 Berlin
- 13 **Wernicke, Kurt: Vormärz, März, Nachmärz. Studien zur Berliner Politik- und Sozialgeschichte, 1843-1853** (= Studententexte, Dokumentationen, Berichte zur Kultur- und Sozialgeschichte Berlins und Brandenburgs). Berlin: Luisenstädtischer Bildungsverein e. V. 1999. 380 S. (3/99)
- 0 **81-332**
- 1 Univ. Essen, FB 1: Geschichte, Universitätsstr. 12, D-45141 Essen
- 2 HERBERT, Ulrich, Prof. Dr.; c/o Univ. Freiburg i. Br., Seminar für Neuere und Neueste Geschichte
- 3 Prof. Dr. Lutz Niethammer; Prof. Dr. Reinhard Rürup (Technische Univ. Berlin)
- 4 Abgeschlossen
- 5 Diss.
- 6 Beginn: 80, Abschluß: 85
- 9 **Ausländische Arbeiter in der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945**
- 10 1939-1945
- 11 Deutschland
- 13 **Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches.** Neuauflage. Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1999. 589 S. – [S. a. Proj.-Nr. 81-332 (1/86, 1/87 und 3/91)]
- 14 **Herbert, Ulrich: Der Feind als Kollege. Politik und Praxis des „Fremdarbeiter-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches.** Diss., Univ. Essen 1985 (3/99)
- 0 **83-001**
- 2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Albrecht; Goethestr. 34, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 0761/700266, Fax: 0761/7073130, E-mail: goetzvon@ruf.uni-freiburg.de
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Darstellung; Dokumentation; Bibliographie
- 8 Bearb.
- 9 **Bericht über das Freiburger Raubdruckarchiv 1967 bis 1999 mit einer Dokumentation**
- 10 1967-1999
- 11 BRD
- 12 Bericht über ein Archiv, erweiterte Publikation
- 13 **Götz von Olenhusen, Albrecht: Rezeption und Repression. Bericht über das Freiburger Raubdruck-Archiv 1967-1999,** in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte, Jg. 8 (1998), S. 355-363. – Erweiterter Abdruck in: UFITA, November/Dezember 1999, S. 1 ff., sowie wiederum erweitert und durch eine umfangreiche Dokumentation ergänzt in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, Bochum, im Jahr 2000. – [S. a. Proj.-Nr. 83-001 (1/83 und 1/97)]
- 15 Aufsatz und Dokumentation
- 16 Sammlung und eigenes Archiv; gedrucktes Material (3/99)
- 0 **86-035**
- 2 BECK, Konrad Ernst; Müllerstr. 138c, D-13353 Berlin
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 98/99
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Buchpublikation; Dokumentation
- 8 Bearb.
- 9 **Die Arbeiter-Samariter-Kolonie Berlin. Vor- und Frühgeschichte 1884 bis zum planmäßigen Zerfall 1933-1942**
- 10 1884-1942
- 11 Berlin, Mark Brandenburg
- 13 **Beck, Konrad: Die Sache des Gustav D.: Der Roman der Arbeiter-Samariter.** Vorwort von Wolfgang Thierse. Berlin: Pharus-Verlag 2000. 288 S. (XXIV Bildseiten). – [S. a. Proj.-Nr. 86-035 (2/99)] (3/99)
- 0 **89-097**
- 2 SKRZYPCZAK, Henryk, Dr.; Carstennstr. 36, D-12205 Berlin; Tel. 030/8176360
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 87
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsätze
- 8 Bearb.
- 9 **Friedrich Stampfers Einheitsfront-Interventionen im Spannungsfeld von Papen bis Hitler**
- 10 1932-1933
- 11 Deutschland

- 13 **Skrzypczak, Henryk: Ein Präsident auf Reisen. Erste Annäherung an ein verdrängtes Kapitel der Sozialistischen Arbeiter-Internationale.** [Vorabdruck 3 aus: *Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer*], in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 1, S. 7–65 [S. a. Proj.-Nr. 89-097 (3/95, 3/96 und 3/97)]
- 14 Mss.
- 16 Bereits erwähnte Materialien und inzwischen zugängliche Archivalien aus Archiven in Berlin und Moskau (3/99)
- 0 **90-101**
- 1 Freie Univ. Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Ihnestr. 22, D-14195 Berlin; Univ. Mannheim, Institut für Sozialwissenschaften, LS für Politik und Zeitgeschichte, Seminargebäude A 5, D-68159 Mannheim
- 2 **MIELKE, Siegfried, Prof. Dr., c/o Freie Univ. Berlin.** Tel. 030/838-63 19; **FRESE, Matthias, Dr., c/o Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Warendorfer Str. 14, D-48145 Münster.** Tel. 0251/591-56 91
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 3/99
- 6 Edition
- 9 **Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945**
- 10 1933–1945
- 11 Deutschland, Schweiz, Frankreich, Großbritannien, Schweden, USA
- 13 **Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945.** Bearb. von Siegfried MIELKE und Matthias FRESE (= Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Begr. von Erich Matthias. Hrsg. von Siegfried Mielke und Hermann Weber, Bd. 5). Frankfurt a. M.: Bund-Verlag 1999. 1104 S. (3/93)
- 0 **91-050**
- 1 Univ. Heidelberg, Historisches Seminar, Neue Universität Südflügel, LS Prof. Wolgast, D-69117 Heidelberg
- 2 **BRAUN, Bernd, Dr.; Sandwingert 39, D-69123 Heidelberg;** Tel. 0 62 21 / 83 13 99 (p.) oder 0 62 21 / 91 07-15 (d.)
- 3 Prof. Dr. Eike Wolgast
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 4/91, Abschluß: 6/97
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Hermann Molkenbuhr – eine politische Biographie**
- 10 1851–1927
- 11 Deutschland
- 12 S. Proj.-Nr. 91-050 (2/91)
- 13 **Braun, Bernd: Hermann Molkenbuhr (1851 bis 1927). Eine politische Biographie** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 118). Düsseldorf: Droste Verlag 1999. 418 S.
- 14 **Die Tagebücher von Hermann Molkenbuhr.** Bearb. von Bernd Braun. Edition. Veröffentlichung geplant [S. Proj.-Nr. 96-002 (1/96)] (3/99)
- 0 **93-090**
- 1 Univ. Hannover, Fak. für Geistes- und Sozialwissenschaften, Historisches Seminar, Schneiderberg 50, D-30167 Hannover
- 2 **KNOBLICH, Susanne, Dr.; c/o Landesarchiv Berlin, Kalkreuthstr. 1–2, D-10777 Berlin;** Tel. 030/212 83-0
- 3 Prof. Dr. Adelheid von Saldern
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 4/93, Abschluß: 96/97
- 6 Diss.
- 8 Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Frauen und Gewerkschaften in Niedersachsen nach 1945**
- 10 1945–1960
- 11 Niedersachsen
- 12 Regionalgeschichtliche Untersuchung der Geschichte von Frauen im DGB-Landesbezirk Niedersachsen sowie in ausgewählten Einzelgewerkschaften und von aktiven Gewerkschafterinnen in niedersächsischen Betrieben
- 13 **Knoblich, Susanne: „Mit Frauenbewegung hat das nichts zu tun“. Gewerkschafterinnen in Niedersachsen 1945 bis 1960** (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte e.V., Braunschweig-Bonn). Bonn: J. H. W. Dietz Verlag Nachf. 1999. 319 S.
- 14 **Knoblich, Susanne: „Mit Frauenbewegung hat das nichts zu tun“. Frauen und Gewerkschaften in Niedersachsen 1945 bis 1960.** Diss., Univ. Hannover 1996. – [S. a. Proj.-Nr. 93-090 (1/97)] (3/99)
- 0 **93-105**
- 1 Univ. Oldenburg, FB 3, Institut für Politikwissenschaft II, D-26111 Oldenburg
- 2 **APPELIUS, Stefan, Dr. habil.;** Tel. 0441/798 20 54
- 3 Prof. Dr. Gerhard Kraiker
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/93, Abschluß: 12/96
- 6 Habil.; Edition
- 8 Bearb.; Friedrich-Ebert-Stiftung
- 9 **Fritz Heine – Eine politische Biographie**
- 10 1925–1974
- 13 **Appelius, Stefan: Heine. Die SPD und der lange Weg zur Macht.** Essen: Klartext Verlag 1999. 524 S. – **Fritz Heine. Als Alliierte der gerechten Sache. Die Exil-Korrespondenz 1938–1945. Eine kommentierte Auswahl-Edition.** Bearb. von Stefan APPELIUS. Veröffentlichung im Herbst 2000 im Klartext Verlag, Essen
- 15 Politische Biographie; Auswertung von Akten und Korrespondenzen, z. T. von Interviews
- 16 **AdsD/FES, Bestand Fritz Heine; Privat-A Fritz Heine u. a.** (3/99)

- 0 **93-123**
 2 GRZYWATZ, Berthold, Dr.; Wiciefstr. 45,
 D-10551 Berlin; Tel. 030/395 1744
 3 Prof. Dr. Peter Steinbach
 4 Abgeschlossen
 6 Habil.
 9 **Stadt, Staat und Bürgertum in Berlin. Selbstverwaltung, Partizipation und Repräsentation 1806 bis 1918**
 10 1806–1918
 11 Berlin und regionales Umland; Preußen
 13 Veröffentlichung geplant. – [S. a. Proj.-Nr. 93-123 (3/95)]
 14 **Grzywatz, Berthold: Stadt, Bürgertum und Staat in Berlin. Selbstverwaltung, politischen Teilhabe und bürgerschaftliche Vertretung in Preußen 1806 bis 1918. Habil.-Ms., Berlin 1999 (3/99)**
- 0 **95-061**
 2 GRZYWATZ, Berthold, Dr.; Wiciefstr. 45,
 D-10551 Berlin; Tel. 030/395 1744
 4 Abgeschlossen
 6 Aufsatz
 9 **Metropolitane Infrastruktur und staatliche Intervention im Kaiserreich. Städtische Investitionen, polizeiliche Gemeindeanstalten und der Ausgleich des Gemeindepartikularismus beim Aufbau kommunaler Vorsorgeleistungen in den westlichen Vororten Berlins**
 10 19. Jahrhundert
 11 Deutschland
 12 [Thema geändert; s. a. Proj.-Nr. 95-061 (2/97)]
 13 **Grzywatz, Berthold: Armenfürsorge im 19. Jahrhundert. Die Grenzen der kommunalen Daseinsvorsorge, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG), Jg. 47 (1999), H. 7, S. 583–614. – [S. a. Proj.-Nr. 95-061 (2/97)] (3/99)**
- 0 **97-020**
 1 Freie Univ. Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft (WE 1), Institut für Grundlagen der Politik, Ihnestr. 22, D-14195 Berlin
 2 GRZYWATZ, Berthold, Dr.; Wiciefstr. 45,
 D-10551 Berlin; Tel. 030/395 1744
 4 Laufend
 5 Beginn: 1/98, Abschluß: 12/2000
 6 Geförderte Forschung; Monographie
 7 Prof. Dr. Peter Steinbach, Freie Univ. Berlin
 8 DFG
 9 **Geschichte und Funktion der Verfolgtenorganisationen in der deutschen Politik 1945 bis 1990**
 10 1945–1990
 11 Deutschland
 12 S. a. Proj.-Nr. 97-022 (2/97)
 13 **Grzywatz, Berthold: Politik der Besorgnis. Die demokratische Gesellschaft und die Verfolgten des Nationalsozialismus, in: Die Mahnung. Zentralorgan demokratischer Widerstandskämpfer und Verfolgten-Organisationen. Hrsg. vom Bund der Verfolgten des Naziregimes (BVN) Berlin e. V.; Teil 1: Jg. 46 (1999), Nr. 10 (Oktober), S. 1; Teil 2: a. a. O., Nr. 11/12 (November/Dezember), S. 3–4; (letzter) Teil 3: a. a. O., Jg. 47 (2000), Nr. 1 (Januar) (3/99)**
- 0 **98-003**
 2 LUBAN, Ottokar; Eisenacher Str. 43, D-10823 Berlin; Tel. 030/78 17 22 68
 4 Abgeschlossen
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz; Referat auf der Tagung der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft in Chicago, USA, Mai 1998
 8 Bearb.
 9 **Rosa Luxemburg and the Berlin Workers' Uprising in January 1919**
 10 1918/19
 11 Berlin
 12 Wechselwirkung von politischer Theorie und politischem Handeln
 13 **Luban, Ottokar: Demokratische Sozialistin oder „blutige Rosa“? Rosa Luxemburg und die KPD-Führung im Berliner Januaraufstand 1919, in: IWK, Jg. 35 (1999), H. 2, S. 176–207. – Veröffentlichung des Tagungsbandes für 2001 geplant**
 14 Mss.
 15 Auswertung zeitgenössischer Quellen sowie von Archivalien
 16 Archivalien aus dem BA-SAPMO, Berlin; „Rote Fahne“ (3/99)
- 0 **99-015**
 1 Landtag von Sachsen-Anhalt, Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
 2 HERLEMANN, Beatrix, Dr.; Lahwiesen 20,
 D-30659 Hannover; Tel. 05 11/64 82 61; u. a.
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 9/98, Abschluß: 2/99
 6 Aufsatz; Dokumentation; Ausstellung
 9 **75 Jahre Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold**
 10 1924–1933
 11 Magdeburg-Anhalt
 12 S. Proj.-Nr. 99-015 (2/99)
 13 **Herlemann, Beatrix: Der Gau Magdeburg-Anhalt des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“, in: IWK, Jg. 35 (1999), H. 2, S. 225–248. – [S. a. Proj.-Nr. 99-015 (2/99)]**
 15 Archivrecherchen; Auswertung von Zeitungen
 16 LandesA Magdeburg; Zeitungen: „Das Reichsbanner“ und „Illustrierte Reichsbannerzeitung“ von 1924 bis 1933 (3/99)
- III. **BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND**
- ALTDORFER, Patrick Daniel: **Germanies (re)united? Regional and national identity since unification.** Diss., Univ. of Pittsburgh 1997. XIV, 391 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-7540 (3/99)

- AMATO, Peter Vincent: **Marx's dialectic. Structure and history.** 4 Mikrofiches. Diss., New York Univ. 1997. 369 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1479 (3/99)
- AMBROSE, Edith Rosepha: **A revolution of hope. New Orleans workers and their unions, 1923–1939.** 4 Mikrofiches. Diss., Univ. of New Orleans 1998. II, 344 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1459 (3/99)
- AMEDICK, Sigrid: **„Macht die wissenschaftlichen Bibliotheken zu sozialistischen Einrichtungen.“ Bibliotheken, Bibliothekare und Politik in der SBZ und DDR 1945 bis 1965.** FHBD Köln 1996. 131 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2004 (3/99)
- ANDREWS, Naomi Judith: **Socialism's muse. Gender and romantic socialism in Juli monarchy France.** 3 Mikrofiches. Diss., Univ. of Santa Cruz 1998. 218 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1451 (3/99)
- ANGERLER, Eva: **Historische Untersuchungen zu Aspekten der betrieblichen Mitbestimmung von Arbeitnehmern in Österreich und in den Niederlanden.** Diss., Univ. Wien 1996. 294 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-1635 (3/99)
- ARMBRUSTER, Ralph Joseph: **Globalization and cross-border labor organizing in the garment and automobile industries.** 4 Mikrofiches. Riverside Univ. 1998. XI, 325 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1452 (3/99)
- ARNDT, Joachim: **Rudi Goguel. Eine politische Biographie.** Dipl., Freie Univ. Berlin 1998. 84, [14] Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-5042 (3/99)
- BERGER, Manuel: **Neuseelands Wirtschaftsreform seit 1984. Darstellung und Würdigung unter besonderer Berücksichtigung des Arbeitsmarktes.** Dipl., Univ. München 1999. 127 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 98-5268 (3/99)
- BLACK, Amy Jacqueline: **The politics of motherhood in post-war Britain. Feminism, socialism and the Labour Party.** 2 Mikrofiches. Diss., Univ. of Halifax 1997. VIII, 146 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1477 (3/99)
- BORN, Roxane: **Die italienische Lega Nord. Entstehung, Entwicklung, Ideen und Rolle eines neuen politischen Akteurs.** M. A., Univ. Bonn [1998]. 204 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-4750 (3/99)
- BRAND, Ulrich: **Nichtregierungsorganisationen, Staatensystem und ökologische Krise. Konturen kritischer NRO-Forschung. Das Beispiel der biologischen Vielfalt.** Diss., Univ. Frankfurt a. M. 1999. 291 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-6004 (3/99)
- BRETSCHNEIDER, Falk: **Die „Annaberger Kranckheit“ (1712–1729). Magie und Frühaufklärung in einer sächsischen Bergbaustadt.** M. A., Univ. Leipzig 1999. 128 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-6007 (3/99)
- BRETSCHNEIDER, Martin: **Die Wirkung des Minimallohnes auf die Beschäftigung. Eine kritische Darstellung der neuen Ökonomie des Minimallohnes.** Dipl., Univ. Bonn 1999. 40, 7 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-1190 (3/99)
- CARPENTER, Kim Newak: **„Sechs Kreuzer sind genug für ein Bier!“ The Munich beer riot of 1844. Social protest and public disorder in mid-19th century Bavaria.** 4 Mikrofiches. Diss., Washington Univ. 1998. VIII, 307 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1461 (3/99)
- CARR, Robert Howard: **Renewing the left. Marx after the 1960s.** 3 Mikrofiches. Diss., Univ. of Detroit 1998. IV, 212 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1450 (3/99)
- CASTILLO, Florida: **Attitudes and beliefs of U. S. union workers in selected states toward foreign aid and future implications for U. S. foreign aid policy.** 2 Mikrofiches. Diss., Univ. of East Lansing 1998. X, 169 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1460 (3/99)
- CIEMNYJEWSKI, Gregor: **Neue soziale Gruppen in der erzählenden Literatur zwischen Goethezeit und Realismus.** M. A., Univ. Kiel 1994. 108 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2088 (3/99)
- CRAIG, Alan Arthur: **Rethinking traditional marxism. A reinterpretation of marxism based on the Grundrisse.** 2 Mikrofiches. 1998. Diss., Univ. of Kingston 1998. IV, 188 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1476 (3/99)
- DENSO, Christian: **Flügelkämpfe in der Frontstadt. Traditionalisten und Reformer in der Berliner Sozialdemokratie 1948–1958.** M. A., Freie Univ. Berlin 1999. 94 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 98-5284 (3/99)
- DIETZ, Jürgen: **Stadtentwicklung, Wohnungsnot und Selbsthilfe in Rio de Janeiro. Bewertung und Evaluierung von Favela-Programmen und -Projekten.** Diss., Univ. Erlangen [1998]. XIX, 359 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2003 (3/99)
- DONAHUE-BOMBOSCH, Timothy Kevin: **Building the nation. Fascist mass spectacle as worker culture.**

- 3 Mikrofiches. Diss, Stanford Univ. 1997. IX, 253 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1462 (3/99)
- DONOVAN, Barbara: **Party building in the new Germany. A study in institutionalization and organizational change.** Diss., Washington Univ. 1997. X, 462 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-7544 (3/99)
- DUFF, Lenore: **The transformation of the Canadian labour movement from international to national union dominance. Tracing the roots of breakaways.** 2 Mikrofiches. Diss., Ottawa Univ. 1997. VII, 150 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1475 (3/99)
- EHRlich, Johannes: **München 1918/1919 – das Scheitern einer Utopie. Anarchistische Strömungen in der Bayrischen Revolution (Landauer, Mühsam, Toller).** Dipl., Univ. Klagenfurt 1997. 321 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-536 (3/99)
- EPSTEIN, Catherine Ann: **The last revolutionaries. The old communists of East Germany, 1945–1989.** 7 Mikrofiches. Diss., Cambridge Univ., Mass., 1998. V, 629 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1454 (3/99)
- ESTEY, Darryl Kenneth: **A historical and ethical inquiry into the concept of cooperation in liberal American protestant discourse and its impact on contemporary labor ethics.** 3 Mikrofiches. Diss., Union Theol. Seminary, New York, 1998. VII, 282 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1464 (3/99)
- GOLDWASSER, James Herman: **Answering to the name. German-Jewish identity and individual identity in Franz Kafka, Gustav Landauer, and Franz Rosenzweig.** 3 Mikrofiches. Diss., Princeton Univ. 1999. VIII, 232 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1440 (3/99)
- GOTTSCHALK, Marie: **The compromise of a compromise. Labor, health policy, and the private face of the American welfare state.** Diss., Univ. of New Haven 1997. XI, 462 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-7541 (3/99)
- GRUB, Martin: **Verteilungswirkungen der ökologischen Steuerreform auf private Haushalte. Eine empirische Analyse.** Dipl., Univ. Bonn 1999. 84 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-6002 (3/99)
- GRÜNHAGEN, Freya: **Der ANC und der Transfer der Macht. Zum Problem der Kontinuität und Diskontinuität der Programmdiskussionen am Beispiel der Periode 1990–1993.** M. A., Univ. Hannover 1995. 233 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2063 (3/99)
- GRUMKE, Thomas: **Rechtsextremismus in den USA.** Diss., Europa-Univ. Viadrina Frankfurt/O. 1999. II, 290 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-6009 (3/99)
- GU, Yanmin: **Labor unions and career mobility of American workers.** 2 Mikrofiches. Diss., Univ. at Ithaca 1998. XII, 170 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1480 (3/99)
- HALL, W. Karin: **Humanity or hegemony. Orphans, abandoned children and the sovietization of the youth welfare system in Mecklenburg, Germany, 1945–1952.** 5 Mikrofiches. Diss., Stanford Univ. 1998. X, 431 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1456 (3/99)
- HANSMANN, Marc: **Kommunal финанzen im 20. Jahrhundert. Zäsuren und Kontinuitäten. Das Beispiel Hannover.** Diss., Univ. Hannover [ca. 1999]. 395 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 98-5281 (3/99)
- HARSANYI, Tom Peter: **Social democracy in a post-industrial society. The Social Democratic Party of Germany, the new left, and the decline of laborite politics.** 6 Mikrofiches. Cambridge Univ., Mass., 1999. 535 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1446 (3/99)
- HASTINGS-KING, Stephen William: **Fordism and the marxist revolutionary project. A history of socialisme ou barbarie.** 7 Mikrofiches. Diss., Univ. at Ithaca 1999. IX, 589 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1442 (3/99)
- HAWMAN, Mark Eugene: **The labour movement and the Ontario NDP. The effect of long term relations on policy outcomes.** Diss., London Univ., Ont., 1996. V, 103 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-7542 (3/99)
- HÖRNING, Ulrich: **Foreign direct investment in France between 1986 and 1996. Empirical evidence, political framework, perspectives for the future.** Dipl., Univ. Tübingen 1998. [ca. 120 Bl.] – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 98-5274 (3/99)
- HORN, John Thomas: **Unions, firms and competition. The effects of foreign competition on unionization and the impact of unions on firm investment.** 3 Mikrofiches. Diss., Cambridge Univ., Mass., 1998. VII, 196 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1465 (3/99)
- JANKE, Olaf: **Die Reichswehrpolitik der SPD in den Jahren 1919–1930. Ursachen und Hintergründe des Scheiterns der sozialdemokratischen Reichswehrpolitik in der Weimarer Republik.** 4 Mikrofiches. Diss., Univ. Frankfurt a. M. 1999. 384 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1482 (3/99)

- KETCHAM, Gregory Linus: **The construction of the revolutionary writer in autobiographical works of Stefan Heym.** 2 Mikrofiches. Diss., Univ. at Bloomington 1998. VIII, 168 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1447 (3/99)
- KIEM, Thomas: **Das österreichische Exil in Schweden, 1938–1945.** Dipl., Univ. Graz 1997. 138, IX Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-1625 (3/99)
- KROHM, Jens: **Die Bedeutung des Arbeiteraufstandes vom 17. Juni 1953 für die Geschichte der DDR.** M. A., Univ. Bamberg [1997]. 79 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2084 (3/99)
- KUEHLING, Susanne: **The name of the gift. Ethics of exchange on Dobu Island.** Diss., Australian National Univ. [Canberra] 1998. XV, 383 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-1513 (3/99)
- LAMPO, Jukka Petteri: **Der deutsche Gewerkschaftsbund und der Schuman-Plan, 1949–1951.** Diss., Jyväskylä Univ. 1998. 97 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2002 (3/99)
- LEIBETSEDER, Ingrid: **Die Beschäftigungspolitik der Freien Gewerkschaften von 1918 bis 1934.** Dipl., Univ. Linz 1994. 101, VIII Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-1699 (3/99)
- LEITNER, Petra: **Rechtspopulistische Parteien in Westeuropa am Ende des 20. Jahrhunderts. Am Beispiel der Entwicklung der Freiheitlichen Partei Österreichs seit 1986 sowie der Entwicklung der Lega Nord, der Alleanza Nazionale und der Forza Italia in den 90er Jahren.** Diss., Univ. Linz 1996. 190 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-1700 (3/99)
- LOTZE-RAUCKES, Hiltrud: **Die kurze Geschichte der SPD im Kreise Hagenow/Mecklenburg vom Sommer 1945 bis zur Gründung der SED.** M. A., Univ. Lüneburg 1995. 127 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2005 (3/99)
- LUX, Karsten: **Wandel in der Einstellung des Partito Comunista Italiano in Bezug auf das System des abrogativen Referendums.** M. A., Univ. Bonn [1999]. III, 113, XXIX Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-4744 (3/99)
- MACSWEENEY, Elizabeth Jane: **Political party opposition in hybrid systems. Social Democratic Party fortunes in Japan and the Federal Republic of Germany.** 3 Mikrofiches. Diss., Univ. of Chicago 1998. XI, 270 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1453 (3/99)
- MANN, Keith Andrew: **Class and worker politics. The silk and metal workers of Lyon, 1900–1935.** 4 Mikrofiches. Diss., New School of Social Research, New York, 1997. VII, 366 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1448 (3/99)
- MARES, Isabela: **Negotiated risks. Employers' role in social policy development.** 5 Mikrofiches. Cambridge Univ., Mass., 1998. 449 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1445 (3/99)
- MEIER, Daniela: **Von der Damenschneiderin zur Projektleiterin. Elisabeth Neuenschwanders Berufskarriere im Spiegel der Entwicklungszusammenarbeit.** Lizentiatsarbeit, Univ. Bern 1995. I, 123 Bl., XXXVII S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-592 (3/99)
- MEIER, Urs: **Die Fédération des Ouvriers de l'Industrie Horlogère (1912–1915). Analyse einer frühen Uhrengewerkschaft.** Diss., Univ. Bern 1998. 597 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-593 (3/99)
- MENS, Fenja Britt: **Die soziale und wirtschaftliche Lage von Studierenden in der Weimarer Republik am Beispiel Hamburgs.** M. A., Univ. Hamburg 1999. 177 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 98-5254 (3/99)
- MIKOTA, Jana: **„Wo rett' ich mich hin in der Welt?“ Alice Rühle-Gerstels literarische Arbeiten des Exils.** M. A., Univ.-Gesamthochschule Siegen 1999. 248 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2065 (3/99)
- MINEHAN, Philip Bartholomew: **Popular front, civil war and revolution in Spain, Yugoslavia and Greece, 1936–1949.** 5 Mikrofiches. Univ. of Los Angeles 1998. IX, 421 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1472 (3/99)
- MOSS, Christoph: **Deutsche Politiker jüdischer Herkunft im Nachkriegsdeutschland: Peter Blachstein, Jakob Altmaier, Jeanette Wolff. Warum sie zurückkehrten und wie es ihnen erging.** Dipl., Univ.-Gesamthochschule Duisburg 1996. 116 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-2056 (3/99)
- OHREM, Ingrid: **Die Passierscheinverhandlungen 1963–1966. Prüfstein für Möglichkeiten und Grenzen innerdeutscher Kontakte.** M. A., Univ. Bonn 1997. 92 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-5063 (3/99)
- OLIVO, Christiane: **Creating a democratic civil society in Eastern Germany. The case of the citizen movements and Alliance 90.** Diss., Univ. at Bloomington 1997. X, 312 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-7543 (3/99)

- PALUSCHKA, Heiko: **Volksparteien und Senioren in der Bundesrepublik Deutschland seit den 1970er Jahren.** M. A., Univ. Bonn [ca. 1996]. 114 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-2077 (3/99)
- PIERATT, Carey Patricia: **The social construction of dissident identity in the East German protestant church under communism.** 5 Mikrofiches. Diss., Univ. at Durham 1998. XIII, 445 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1469 (3/99)
- PITTLER, Andreas P.: **Die Geschichte der sozialistischen Jugend Österreichs. Unter besonderer Berücksichtigung des gesellschaftlichen Wandels der achtziger Jahre.** Diss., Univ. Wien 1996. 585 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-1636 (3/99)
- PIZER, Steven Daniel: **Essays on the causes of increased earnings inequality.** 2 Mikrofiches. Diss., Boston College 1998. 102 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1470 (3/99)
- RARICK, Damon Otto: **History, memory and theatricality in GDR mythopoeism.** 3 Mikrofiches. Diss., Univ. of Providence, RI, 1998. XII, 251 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1468 (3/99)
- RATLIFF, Dane P.: **Der Stellenwert des common sense für die Politische Philosophie. Eine historisch-systematische Untersuchung.** M. A., Univ. Würzburg 1999. 141 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C98-5280 (3/99)
- ROCKWELL, Russell Lee: **Jürgen Habermas and Marx. Critique of an incipient public sphere.** 4 Mikrofiches. Diss., New York Univ. 1999. IX, 368 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1449 (3/99)
- ROEBERS, Dirk: **Die Reichstagsfraktion der SPD und der Vertrag von Locarno.** Schriftl. Hausarbeit, Univ. Köln 1999. 59 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-2433 (3/99)
- ROESSLER, Norman Robert: **Towards a historical poetic. Naturalist theater, bourgeois family, and the historical culture of late nineteenth-century Germany.** 3 Mikrofiches. Diss., Univ. of Philadelphia 1999. V, 247 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1443 (3/99)
- ROYO, Sebastian: **Social democracy and the collapse of concertation in Spain.** 4 Mikrofiches. Diss., Boston Univ. 1998. XVI, 312 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1481 (3/99)
- SCHWARTZ, Paula L.: **Women, resistance and communism in France, 1939–1945.** 3 Mikrofiches. New York Univ. 1998. XI, 268 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1457 (3/99)
- SEEFRIED, Elke: **Der Einfluß von Remigranten auf die Verfassungsgebung in Deutschland am Beispiel Bayerns 1946.** M. A., Univ. Augsburg [1999]. 124 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C98-5278 (3/99)
- SKOGSTAD, Silje: **The text-book campaign? How Gerhard Schröder was brought to power in the German 1998 general election.** Diss., Univ. of Cardiff 1998. V, 80 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-3747 (3/99)
- SPURA, Yvonne: **Nahrungsmittelkonsum im Sozialismus und Kapitalismus 1945–1968. Ein Vergleich am Beispiel ČSR/ČSSR und Westdeutschland/BRD.** M. A., Technische Univ. Darmstadt 1999. 93 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-2046 (3/99)
- STANGL, Christine: **Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875.** Diss., Univ. Erlangen-Nürnberg 1999. 355 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-6003 (3/99)
- SUH, Lee Ja: **A study of the Parti Ouvrier, 1879 to 1890. The political engagement of the working-class movement in France.** 4 Mikrofiches. Diss., Univ. Rochester, NY, 1997. V, 306 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1474 (3/99)
- TAUBENBERGER, Bernhard: **Die Viererkoalition in Bayern, (1954–1957).** M. A., Univ. Bonn [1997]. 190 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-2194 (3/99)
- TROUCHINE, Alexei: **Die Konversion der russischen Rüstungsindustrie im Transformationsprozeß. Erfolge und Mißerfolge aus wirtschaftspolitischer Sicht.** Diss., Univ. Köln 1999. XV, 319 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C99-6012 (3/99)
- TSAY, Yau-Yuh: **Agricultural policies, Engels' law and the development of agriculture in fast-growing economies of Asia.** 3 Mikrofiches. Diss., College Park Univ. 1998. X, 214 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1444 (3/99)
- TURPEN, Elizabeth Ann: **The struggle for recognition. A case study of East German youth's transition from communism to capitalism.** 5 Mikrofiches. Diss., Fletcher School of Law and Diplomacy at Medford 1998. XVIII, 441 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1466 (3/99)
- VARON, Jeremy Peter: **"Shadowboxing the apocalypse". New left violence in the United States and West Germany.** 5 Mikrofiches. Diss., Univ. at Ithaca 1998. VI, 397 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1478 (3/99)

WEBER, Jochen: **Die Vorarlberger Vorwahlen. Das Vorwahlssystem der ÖVP Vorarlberg.** Dipl., Univ. Innsbruck 1996. 142 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: C 99-1698 (3/99)

WEHRLE, Edmund F.: „**Reprehensible repercussions**“. **The AFL-CIO, free trade unionism, and the Vietnam war, 1947–1975.** 4 Mikrofiches. Diss., College Park Univ. 1998. IV, 371 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1463 (3/99)

WHITMORE, Lisa R.: **Between dissidence and co-optation. Avant-garde and underground writers in the final decade of the GDR.** 3 Mikrofiches. Diss., Stanford Univ. 1998. IX, 222 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1455 (3/99)

WIESEN, S. Jonathan: **Reconstruction and recollection. West German industry and the challenge of the Nazi past, 1945–1955.** 5 Mikrofiches. Diss., Univ. of Providence 1998. VI, 480 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1467 (3/99)

YIM, Seong Jae: **An examination of union-management contracts to determine the degree to which the parties have negotiated explicit employee involvement programs in unionized settings. An analysis of the auto, grocery, health services, paper, steel, and telecommunications industries.** 3 Mikrofiches. Diss., Washington Univ. 1999. X, 202 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1441 (3/99)

YOON, Dong Cheol: **The protestant principle. A study on Paul Tillich.** 3 Mikrofiches. Diss., Univ. at Madison, NJ, 1998. IV, 245 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1458 (3/99)

ZIMMERMAN, Joshua David: **Poles, Jews, and the politics of nationality. Relations between the Polish Socialist Party and the Jewish Labor Bund, 1892–1905.** Diss., Waltham Univ. 1998. IX, 434 S. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: A 99-7539 (3/99)

Neue Literatur

KLEHR, Harvey, John Earl HAYNES und Fridrikh Igorevich FIRSOV: **The Secret World of American Communism.** – New Haven und London: Yale University Press 1995. 348 S.

KLEHR, Harvey, John Earl HAYNES und Kyrill M. ANDERSON: **The Soviet World of American Communism.** – New Haven und London: Yale University Press 1998. 378 S.

Einer der vielen „Cultural Wars“, die unter amerikanischen Historikern ausgefochten werden – in diesem Fall zugegebenermaßen auf einen vergleichsweise überschaubaren Kreis beschränkt, wenn auch, wie den einschlägigen Zeitschriften zu entnehmen, mit großer Lautstärke geführt –, ist der um die Bewertung des amerikanischen Kommunismus. Dieser ist zwar bereits seit langem zu einer Quantité négligeable verkümmert, aus einer das ganze Jahrhundert umfassenden Sozialgeschichte der USA, insbesondere der New-Deal-Periode und den anschließenden Jahren, aber einfach nicht wegzudenken. Der Hauptstreitpunkt ist die Einschätzung der Partei selbst. Ist sie vor allem als ein Werkzeug der Sowjetunion, als etwas ganz und gar von außen Aufgepfropftes, oder ist sie als ein – vielleicht in vielerlei Dingen fehlgeleiteter – Ausdruck eines genuinen amerikanischen Radikalismus zu verstehen?

Zahlreiche Arbeiten der einen oder der anderen Schule sind in den vorigen Jahrzehnten dazu vorgelegt, noch viel mehr Rezensionen und Polemiken darüber ausgetauscht worden. Diese Debatte hat gewiß auch nicht dadurch an Klarheit gewonnen, daß sich darin politische Einstellungen, methodische Differenzen zwischen Politik- und Sozialgeschichte und nicht zuletzt auch Generationenkonflikte bei der Besetzung der auch in den USA immer rarer werdenden Professorenstellen vermischten.¹

Einen gewissen Höhepunkt fand sie in den vergangenen Jahren mit der Vorlage zweier Dokumentenbände, die von den beiden US-Historikern Haynes und Klehr mit wechselnder russischer Beteiligung im wesentlichen aus den Beständen des ehemaligen Kominternarchivs in Moskau zusammengestellt wurden.² Triumphal wurden sie in den konservativen Medien der USA als „smoking gun“ und damit als endgültiger Sieg für die These von der KPUSA als sowjetischer Agentur darge-

stellt. Die Öffnung der sowjetischen Archive habe damit jede weitere Auseinandersetzung überflüssig gemacht, konnte man manchmal sogar lesen.

Der erste Band konzentriert sich auf die Geheimaktivitäten der 1919 gegründeten Partei. Dieser Geheimapparat entstand schon aus den Zwängen der Anfangszeit, da die Partei in den ersten Jahren harten Verfolgungen ausgesetzt war. Ferner schrieb natürlich die Kommunistische Internationale jeder ihrer Mitgliedsorganisationen einen solchen Apparat vor, der dann folgerichtig in eine enge Verbindung zum sowjetischen Geheimdienst geriet.

Hierzu finden sich nun zweiundneunzig Dokumente, die zahlreiche Aspekte beleuchten: sei es die Unterstützung für Kominternaktivitäten in den USA, etwa von San Francisco aus in den Pazifikraum (das sogenannte Panpazifische Gewerkschaftssekretariat), seien es die Organisationsstruktur und die Funktionsweise des geheimen Parteiapparats und sein Wirken etwa bezüglich der Kontrolle von Abweichlern innerhalb der Partei (auch unter den amerikanischen Interbrigadisten in Spanien). Besonderes Aufsehen haben natürlich die Enthüllungen zum Anteil der Partei – oder, genauer gesagt, eines Teils des Parteiapparats – an der sowjetischen Spionage geführt.

Im zweiten Band (95 Dokumente) werden die vielfältigen Querverbindungen zwischen der Sowjetunion und der Partei behandelt. Zuallererst betrifft das die Einflußnahme der Komintern auf politische Entscheidungen der Partei – von besonderer Bedeutung ist hierbei die Klärung der Umstände des offiziell von dem französischen Kommunisten Jacques Duclos verfaßten öffentlichen Angriffs auf den damaligen KPUSA-Führer Earl Browder im Jahre 1945, der allgemein als erstes Kremsignal im beginnenden Kalten Krieg gilt – und, ergänzend dazu, die finanzielle Unterstützung, die die Partei noch bis in die achtziger Jahre aus Moskau erhielt, wozu ebenfalls Dokumente abgedruckt sind (während sie im allgemeinen nur bis in die vierziger Jahre reichen). In weiteren Abschnitten wird das Auftreten amerikanischer Kommunisten in der UdSSR, zumeist in Gremien der Komintern, aber auch ihr Schicksal als Rückkehrer thematisiert (etwa das der nordamerikanischen Finnen, die in den zwanziger Jahren nach Karelien zum „Aufbau des Sozialismus“ gingen). Gerade die letzteren kamen fast vollständig in den

sog. stalinistischen Säuberungen um. Andere amerikanische Gulagopfer werden dargestellt (darunter Lovett Fort-Whiteman, einer der ersten afro-amerikanischen Parteikader, der in den dreißiger Jahren in Moskau lebte – leider scheinen die Herausgeber sich nicht weiter bemüht zu haben, den Gründen für seine Verhaftung, außer einem allgemeinen Troztkismusvorwurf, nachzugehen).

Ein weiterer Komplex setzt sich mit dem „importierten Haß“, der ideologischen Mobilisierung der Partei für einzelne drastische Linienwechsel, etwa gegen den „Sozialfaschismus“, Abweichler in den eigenen Reihen und besonders für die stalinistischen Prozesse, auseinander. Interessant hier, wie Edgar Snow im Parteiauftrag sein berühmtes Buch „Red Star over China“ nach Erscheinen der Erstauflage 1937 umschrieb, um offensichtlich von Mao Tse-tung gehörte kritische Einschätzungen zur sowjetischen Politik zu entfernen. Bemerkungen über das Unvermögen der KPUSA, nach den Enthüllungen im Jahre 1956 den Stalinismus aufzuarbeiten, sowie einige Übersichten zu Amerikanern in verschiedenen Kominternpositionen schließen den Band ab.

Beide Arbeiten folgen dem gleichen Organisationsschema. Sie beginnen mit jeweils allgemeinen Einleitungen zur Problematik des Bandes. Die Dokumente selbst sind in einer Reihe von Kapiteln entsprechend einer gemeinsamen Thematik zusammengefaßt. Neben jeweils erläuternden Einleitungen finden sich bei den Dokumenten erklärende Anmerkungen. Ausführliche Hinweise zur Beschaffenheit des Originals von der ursprünglichen Sprache bis hin zu Notierungen auf den Texten werden gegeben; beim Abdruck wurde auch versucht, Unterstreichungen und sonstige Hervorhebungen kenntlich zu machen. Bei einigen Dokumenten sind Faksimiles beigegeben.

Unzweifelhaft belegen diese Dokumentenbände die enge politische, organisatorische und finanzielle Verquickung der Partei mit der Sowjetunion, die sie zu ihrer Erfüllungsgehilfin machte. Das ging eben, auch wenn es die allermeisten Mitglieder nicht wußten, bis hin zur Verwicklung in die sowjetische Spionage. Eine eigenständige Politik konnte die Partei somit nicht betreiben; immer wieder war sie zu einer prosowjetischen Zickzacklinie gezwungen. Auch wenn man die Auswirkungen der Repression (Stichwort Joseph R. McCarthy³) nicht unterschätzen sollte, lag letztlich hier der Grund für ihr Verschwinden in der Bedeutungslosigkeit.

Leider hat die Fokussierung dieser Bände auf die Dokumentation dieses Abhängigkeitsverhält-

nisses – man tut den Herausgebern sicher nicht unrecht, wenn man sagt, daß dies das wesentliche Anliegen war – bei Dingen außerhalb dieser zentralen Fragestellung zu einer Reihe von Ungenauigkeiten in den Annotationen und Einleitungen trotz aller darin geleisteten Arbeit geführt. Dies betrifft beispielsweise die Aufschlüsselung einzelner Persönlichkeiten aus der allgemeinen Kominterngeschichte – etwa des in Berlin ansässigen Kominternvertreters Thomas oder des hier mit Vornamen genannten und für die Gewerkschaftsarbeit zuständigen Aleksandr Lozovskij. Sie werden als „unknown“ vorgestellt, obwohl sie sich nun wirklich leicht in den einschlägigen Werken finden lassen. Bei der Nennung Lozovskijs mit Nachnamen wird noch Konfusion dadurch erreicht, daß man ihm im Register seinen ursprünglichen (und nicht von ihm in der RGI benutzten) Vornamen Salomon anfügt. Ärgerlicher sind da schon Schnitzer in der Parteigeschichte, etwa wenn James P. Cannon als US-Vertreter im Jahre 1922 fehlt, obwohl es seit einigen Jahren einen auch nicht weiter benutzten ausgezeichneten Dokumentenband zu seinen Aktivitäten in den zwanziger Jahren gibt. Bei der Intervention des Veteranen der IWW Bill Haywood in der Komintern werden der zweite und der dritte Kongreß verwechselt.

Bezeichnend für die begrenzte Fragestellung, mit der an die Dokumente herangegangen wird, ist, daß die Herausgeber zwar endlich den Beweis auf den Tisch legen können, wonach der Apparat der KP das Archiv der sogenannten Rechten (der Gruppe um den ehemaligen Parteiführer Jay Lovestone) im Jahre 1938 raubte. Doch daß dies auch eine Außenwirkung im Rahmen der Tätigkeit der Partei hatte, ist hier ausgeblendet. Durch den Einsatz dieses Materials gelang es den kommunistischen Gewerkschaftskadern, die mit Lovestone kooperierende Führung der Automobilarbeitergewerkschaft zu stürzen, was weitreichenden Konsequenzen für die Orientierung der gesamten Gewerkschaftsbewegung hatte.⁴

Was somit in beiden Bänden mit einigen Hinweisen auf Einflußnahme in den Gewerkschaften und in Dritte-Partei-Bewegungen nur am Rande angesprochen wird, ist die Herstellung einer Verbindung zwischen der Durchdringung der Partei mit dem Stalinismus und der „Außenwelt“, oder, um in den Worten der Titel zu bleiben, der „amerikanischen Welt“. Schließlich war es hier, wo die Partei ihre Mitglieder rekrutierte und ihren gesellschaftlichen Einfluß fand, der ja nun einmal nicht über die Suche nach Spionen für die Sowjetunion

zustande kam, auch wenn einige wenige Mitglieder sich einer solchen Tätigkeit zuwandten. Nur hier finden sich Erklärungen für die Partei als eine soziale Bewegung. Damit sollen die hier vorliegenden Dokumentationen zwar keineswegs pauschal abgetan werden, da sie durchaus zahlreiche nützliche Hinweise liefern. Die Erschließungsarbeit der Herausgeber ist zweifellos verdienstvoll. Doch bleibt der dadurch eröffnete Blickwinkel letztlich unbefriedigend. Gefragt ist eine neue Synthese, die die verschiedenen Aspekte miteinander verbindet und damit von einer unfruchtbaren Konfrontation wekommt.

- 1 Zu einigen weiterführenden Hinweisen siehe meine Sammelrezension „Neuerscheinungen zur Geschichte der amerikanischen KP“, in: *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung*, 1995, S. 366 ff.
- 2 Sie sind Teil des umfassenden „Annals-of-Communism“-Projekts der Yale University Press, deren Bände sich im übrigen aber überwiegend der direkten Geschichte Rußlands widmen, wenn auch noch ein weiterer Band über den Stalinschen Terror in der Komintern angekündigt ist.
- 3 Wobei sich die Autoren bei allen eigenen Angriffen auf die KP ausdrücklich von seinem „antikommunistischen Kreuzzug“ mit „Exzessen, Fehlern und Ungerechtigkeiten“ distanzieren.
- 4 Vgl. dazu Reiner Tosstorff, *The Secret World of American Communism. Eine Marginalie zur Martin-Lovestone-Connection*, in: *The International Newsletter of Historical Studies on Communism and Stalinism*, Nr. 9–13 (1997/98), S. 386 ff.

Reiner Tosstorff

Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjuľpanov. Hrsg. von Bernd BONWETSCH, Gennadij BORDJUGOV, Norman M. NAIMARK. Bearb. von Bernd BONWETSCH, Gennadij BORDJUGOV, Ljudmilla KOSELEVA und Larisa ROGOVAJA (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih. 20). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1998. LXVI, 319 S.

Den Grundstock dieser Dokumentenauswahl bildet die 1994 in russischer Sprache vorgelegte Dokumentensammlung zur Tätigkeit der Propaganda- bzw. ab 1947 der Informationsverwaltung der Sowjetischen Militäradministration in Deutsch-

land (SMAD).¹ Sie wurde für die deutsche Ausgabe um sechs neue Dokumente erweitert. Bei einem oberflächlichen Vergleich beider Vorlagen mit dem Originaldokument stellten sich erste Irritationen ein: Im Dokument Nr. 19 der deutschen Ausgabe (betr. Bericht der SMAD-Propagandaverwaltung vom 14. 9. 1946 über den Parteitag der Sozialdemokraten Berlins) wurden wie schon im Dokument Nr. 17 der russischen Druckvorlage mit dem Auslassungszeichen [...] unterschiedslos nicht nur Auslassungen der Editoren, sondern auch Kürzungen der Aktenbildner gekennzeichnet. Zugleich wurden in der deutschen Übersetzung (vgl. etwa Dokument Nr. 25, S. 115) die editorischen Auslassungen zurückhaltender ausgewiesen als in der russischen Ausgabe. Zwischen der deutschen Übersetzung und der gedruckten russischen Vorlage wurden ferner bei sechs Dokumenten unterschiedliche Datumsangaben festgestellt.

Aus den auf S. LVI der Einleitung vorgestellten Aktennachweisen ergibt sich, daß die meisten der insgesamt 67 veröffentlichten Dokumente aus den „Opisi“ 128 und 137 des Bestands 17 (ZK der KPdSU) des Russischen Zentrums für die Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten der neuesten Geschichte stammen, also aus dem archivalischen Nachlaß der mehrmals umbenannten bzw. umorganisierten außenpolitischen Abteilung des ZK-Apparats, weitere fünf aus der ZK-Verwaltung für Propaganda und Agitation, acht aus dem Organisationsbüro und dem Sekretariat des ZK, zwei aus dem Technischen Sekretariat des ZK und zwei weitere, deren Verzeichnung übersehen wurde, aus dem Opisi 127, also vermutlich aus der ZK-Kaderverwaltung. Beachtet man, daß die Aktenbildner vielfach nur Aktenüberlieferer sind, zumal die ZK-Fachabteilungen meistens nur Berichtsauszüge vor- und zwischen-geschalteter Instanzen (hier meistens der Politischen Hauptverwaltung der Armee) erhielten, dann muß davon ausgegangen werden, daß solche organisationstechnischen Details Einfluß auf Stellenwert und Aussagekraft der Quellen haben. Im Hinblick auf Entscheidungsprozesse ist etwa zu beachten, daß die unscheinbar als Technisches Sekretariat des ZK firmierende Ablage auch als (zentrale) „Verschlußsachenabteilung“ der fachlich zuständigen ZK-Abteilungen fungierte. Da nicht bekannt ist, inwieweit die „sekretierten“ Einzelvorgänge später archivalisch in toto oder nur selektiv mit der ursprünglich separat geführten allgemeinen Sachagenda zusammengeführt wurden, muß ein Mangel darin gesehen werden, daß sich die Editoren mit den Folgen solcher

bürokratisch-prozeduralen Fragmentierung der archivalischen Überlieferung auf die Rekonstruktion der politischen Entscheidungsvorgänge nicht auseinandersetzen. Ebenfalls fehlen Hinweise darauf, nach welchen Kriterien erstens der archivalische Nachlaß der ausgewiesenen ZK-Abteilungen ausgewertet und zweitens die Auswahl der veröffentlichten Dokumente vorgenommen wurden.

Trotzdem vermittelt diese Übersetzung einer breiteren Leserschaft einen plastischen Eindruck von Tätigkeitsschwerpunkten und Selbstwahrnehmung in einigen Bereichen der sowjetischen Besatzungsverwaltung in der SBZ. Die umfangreichen Einleitungen von Norman M. Naimark und Bernd Bonwetsch bieten einen guten Überblick über die Problematik und die Forschungslage, erleichtern damit immens die Orientierung in diesem sowohl in quellenkundlicher als auch in historiographischer Hinsicht unwegsamen Gelände. In Detailfragen zeigt sich aber vielfach, daß der Stellenwert der präsentierten Quellen nicht nach dem Grundsatz bewertet werden darf, daß Zugänglichkeit allein ein Relevanzkriterium ist. Die Moskauer Archivlandschaft bleibt nach wie vor schwierig: manches veröffentlichte Dokument ist nur ein Auszug aus einem (nicht gekennzeichneten) Auszug, wobei das ganze Originaldokument manchmal Angaben enthalten kann, die dem Tenor der einzelnen Auszugsvarianten widersprechen (so im Hinblick auf das Dokument Nr. 20 betr. Überprüfung der Arbeit der Propagandaverwaltung der SMAD durch das ZK der KPdSU, die tatsächlich im Rahmen einer Überprüfung der gesamten sowjetischen Auslandspropaganda stattfand. Laut Originalprotokoll wunderte sich beispielsweise der führende Vertreter der „Leningrader Gruppe“, ZK-Sekretär A. A. Kuznecov, darüber sehr, daß Tjul'panov bei der SMAD überhaupt eine Stelle bekam, nachdem er in Leningrad im sowjetisch-finnischen Krieg kläglich versagt hätte. Die politisch zuständigen ZK-Funktionäre Suslov und Ponomarjov stellten damals außerdem wortkarg fest, daß sie zur SMAD überhaupt keine Kontakte pflegten).

Diffizile Probleme bereitet oft die Quellenauslegung. Wenn es z. B. in der Einleitung auf S. XXVII formell korrekt heißt, A. A. Smirnov sei nicht Politischer Berater des Obersten Chefs der SMAD gewesen, so ist damit nicht negiert, daß Smirnov 1945 nach Berlin als politischer Berater des Oberkommandierenden der 1. Belorussischen Front Žukov in seiner Eigenschaft als Leiter der für Deutschland zuständigen 3. Europäischen Abteilung des sowjetischen Außenministeriums kam

(sein Kollege Semjonov als politischer Berater von Marschall Konjev geriet zunächst nach Dresden, und Vyšinski als Vorgesetzter der beiden Diplomaten residierte als formeller Politischer Berater bei der SMAD fast ausschließlich in Moskau). Die Vorstellung, daß Semjonov (ab 1948 Botschafter im Ministerrang) an der „deutschen Einheit“ festgehalten, sein „Untergebener“ Oberst Tjul'panov hingegen eine an Klassenkampfvorstellungen orientierte Spaltungspolitik betrieben habe, wobei sein „Einfluß auf die innere Entwicklung der SBZ [...] vermutlich beträchtlich größer [war] als der Vladimir Semjonovs“ (S. XXXIII), schließt allein aus Wirkungen auf Ursachen zurück und definiert dabei (zufällige) Koinzidenz als (notwendige) Kausalität. Dieses Verfahren ist beliebig, und dies gilt auch für die zusammengetragenen „derart vagen Indizien“. Informelle Einflußstrukturen sind aber an objektiven Merkmalen festzumachen.

Dabei wäre der traditionelle historiographische „Personenkult“ um Oberst Tjul'panov auch von der anderen Seite kritisch zu beleuchten, zumal die beiden ersten „politischen Mitglieder“ des Kriegsrates von Žukov – die Generalleutnants Telegin und Bokov – in die „Stalinschen Straflager“ gerieten und damit automatisch auch zu „Unpersonen“ der früheren „parteilichen“ Geschichtsschreibung wurden (davon unabhängig verfocht Semjonov, ganz Diplomat, seine „Klassenkampflinie“ in der SBZ unter dem Pseudonym „Orlov“, hinter dem Historiker früher aufgrund „systematischer Anhaltspunkte“, also spekulativ, seinen angeblichen Widersacher Tjul'panov vermuteten). Die Stilisierung Tjul'panovs zu einer „lokalen“ Lichtgestalt der „stalinistischen“ Alternative erinnert an die einfachen Strickmuster der früheren sowjetischen Geschichtspropaganda. Der „Sozialismus in einem halben Land“ kann kaum als eine „Tjulanisierung“ der SBZ vorgestellt werden, er war vielmehr Folge der geringen politischen Manövrierfähigkeit von SED und SMAD. Vor diesem Hintergrund lösen die Dokumente zur „Opferbiographie“ Tjul'panovs nicht Betroffenheit, sondern Befangenheit aus. Das „Radfahrerprinzip“ kennzeichnet schließlich starre hierarchische Strukturen ohne echte Entscheidungskompetenz der Verfahrensbeteiligten, schrieb 1929 Siegfried Kraeuer in seiner soziologischen Studie über die Angestellten.

Die angesprochenen Mängel müssen als unvermeidbare Begleiterscheinungen der gegenwärtigen Archivsituation in Kauf genommen werden. Mit der Veröffentlichung stellen die Herausgeber

wertvolles Arbeitsmaterial zur Verfügung. Daß bei grundsätzlichen politischen Fragen den Originaldokumenten der Vorzug eingeräumt werden muß, versteht sich bei der diffizilen Materie von selbst. Besondere Erwähnung verdient der enorme Arbeitsaufwand des Übersetzers.

1 *SVAG. Upravljenije propagandy (informacii) i S. I. Tjul'panov. 1945–1949. Sbornik dokumentov, Moskau 1994, 256 S.*

Jan Foitzik

Die Revolution 1848/49 in Brandenburg. Eine Quellensammlung. Bearb. von Gebhard FALK (= Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. 5). – Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag 1998. 261 S.

Daß auch in früheren Zeiten die brandenburgische Regionalhistoriographie den Vorgängen in ihren Gefilden während der Revolutionsjahre 1848/49 größere Aufmerksamkeit widmete, dokumentierten einige ausführliche Literaturverzeichnisse.¹ Eine erste konzentrierte, knappe Bilanz für die Vormärzzeit und das Echo der revolutionären Ereignisse innerhalb der Provinz Brandenburg zogen 1995 Hans-Heinrich Müller und Harald Müller in der von Ingo Materna und Wolfgang Ribbe herausgegebenen „Brandenburgischen Geschichte“.² Wie zu erwarten, regte das 150. Jubiläum der Revolution im Jahre 1998 zu zahlreichen neuen publizistischen Unternehmen an, darunter auch eine Reihe von regionalgeschichtlichen Arbeiten.³ Das Bundesland Brandenburg machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme.⁴

In dieser Reihe nimmt die von Gerhard Falk bearbeitete „Quellensammlung“ eine beachtliche Position ein. An den Anfang seines Werkes stellt der Autor, ausgehend von der speziellen regionalen, sozialen und politischen Situation, einen kurzen Überblick zum Verlauf der Revolution in der Provinz Brandenburg (S. 9–22). „Hinweise für den Benutzer“, eine relativ umfangreiche „Auswahlbibliographie“ und eine „Rahmenzeittafel“ beschließen diesen einleitenden Abschnitt. Es folgen auf über zweihundert Druckseiten als der eigentliche Hauptteil des Buches die „Dokumente“, wörtliche Auszüge aus den Aktenbeständen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs (BLHA), ergänzt durch eine reiche Zahl vor allem biographischer Angaben zu den in den Schriftstücken genannten Personen sowie durch mehrere Kopien

zeitgenössischer Flugblätter, Plakate und Proklamationen. Territoriale Zentren, auf die sich die Dokumentensammlung vorrangig bezieht, bilden bei den ländlichen Gebieten die Kreise Lebus, die Uckermark und die Niederlausitz. Von den städtischen Siedlungen werden besonders die beiden Regierungsstädte Potsdam und Frankfurt/Oder sowie Brandenburg, Calau, Cottbus, Fürstenwalde, Guben, Landsberg, Lübben, Lübbenau, Luckau, Prenzlau, Sorau und Templin genannt.

Seine Dokumente gruppiert Falk in erster Linie nach chronologischen Gesichtspunkten, die sich im wesentlichen an dem zeitlichen Verlauf des Geschehens in den revolutionären Zentren Berlin, Frankfurt a. M. und Südwestdeutschland orientieren. Bei den diesbezüglichen Überschriften bevorzugt der Bearbeiter erfreulicherweise sachliche Aspekte, die die inhaltliche Grundtendenz des jeweiligen Dokumentenabschnittes zum Ausdruck bringen; so behandelt z. B. die zweite Gruppe das Thema „Die Revolution ergreift Brandenburg“ (S. 66–85), oder die Abschnitte 6 und 8 informieren über „Die Steuerverweigerung“ (S. 167–185) bzw. die „Unterstützung der Reichsreform“, d. h. über den Widerhall der sogenannten Verfassungskampagne in den brandenburgischen Gebieten (S. 214–234). Den letzten Teil seiner Dokumentenliste betitelt der Bearbeiter mit dem hoffnungsvollen Motto „Der Funke der Demokratie verlöscht nicht“ (S. 235–247). Mit einem Abkürzungsverzeichnis sowie einem Personen- und Ortsregister (S. 247 bis 260) wird das Buch abgeschlossen.

Insgesamt gesehen offeriert Falk eine instruktive, systematisch angeordnete, sorgsam ausgewählte Sammlung von interessanten Zeitzeugnissen, insbesondere über das Wirken liberaler und demokratischer Kräfte. Mehrere dieser Schriftstücke, die der Bearbeiter nach strengen archivalischen editorischen Grundsätzen präsentiert, werden von vorhergehenden Darstellungen zur brandenburgischen Revolutionsgeschichte oftmals nur spärlich berücksichtigt. Sie weisen daher Unikatcharakter auf. Die gesetzten Schwerpunkte spiegeln den Ablauf der revolutionären Ereignisse überzeugend wider. Selbst einen mit der Materie vertrauten Leser überraschen die territoriale Breite und die Intensität der antifeudalen politischen und sozialen Bewegungen in diesem Teile Preußens während der Revolutionsmonate. Gestützt auf seine Quellensammlung, widerspricht damit der Bearbeiter erneut der Auffassung, große Teile der Einwohnerschaft im Umland der

preußischen Metropole hätten damals einem relativ konservativen Geist gehuldigt.⁵

Wer auf gewichtige neue theoretische Erkenntnisse sowie anregende und bedeutende Interpretationen zu der gescheiterten Revolution von 1848/49 hofft, wird von diesem Buch vielleicht etwas enttäuscht sein. Ein solches Anliegen hat der Bearbeiter allerdings auch gar nicht verfolgt, ganz abgesehen davon, daß sich das Schicksal der Revolution natürlich nicht in der brandenburgischen Landschaft vollendet hat. Wer jedoch systematisch gestaltete, exakte regionale historiographische Kleinarbeit sowie die Mühen und vor allem auch den großen Nutzen derartiger territorialer Quellenstudien als Fallbeispiel sachlich zu würdigen weiß, für den wird dieser Band wesentlichen wissenschaftlichen Gewinn bringen, zumal er jetzt über eine klug gestaltete, repräsentative Quellenauswahl verfügt, die ihm ein fundiertes Bild von der Resonanz und dem Eigenleben der deutschen Revolution von 1848/49 in Brandenburg vermittelt.

In seinem Vorwort meint der Herausgeber des Bandes, der Direktor des BLHA Klaus Neitmann, er schätze sich „sehr glücklich [...], daß sich mit Gebhard Falk ein Bearbeiter gefunden hat, der auf Grund seiner jahrelangen Tätigkeit im Brandenburgischen Landeshauptarchiv mit der Quellenüberlieferung der Provinz Brandenburg bestens vertraut ist“ (S. 8). Dem kann der Rezensent aus seiner Sicht nur nachdrücklich beipflichten.

- 1 Siehe dazu im anzuzeigenden Buch S. 27 ff.; Volker Klemm, *Das Revolutionsjahr 1848 im preußischen Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder*. Hrsg. von Klaus Neitmann (= *Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs*, Bd. 35), Weimar 1998, S. 251 ff.
- 2 *Brandenburgische Geschichte*. Hrsg. von Ingo Materna und Wolfgang Ribbe, Berlin 1995, S. 395 ff.
- 3 Vgl. dazu Dieter Langewiesche, *Populäre und professionelle Historiographie zur Revolution von 1848/49 im Jubiläumsjahr 1998*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 47 (1999), H. 7, S. 615–622, hier S. 616; Manfred Gailus, *Bürgerliche Revolution? Deutsche Revolution? Europäische Revolution? Neuerscheinungen und Forschungstrends im Zeichen des 150jährigen Jubiläums der Revolution von 1848/49*, in: a. a. O., S. 623–636, hier S. 633 f.
- 4 Siehe dazu Anm. 1; *Zwischen Königtum und Volkssouveränität. Die Revolution 1848/49 in Brandenburg*. Hrsg. von Manfred Görtemaker,

Kristina Hübener, Klaus Neitmann und Kärstin Weirauch, Frankfurt a. M. 1999.

- 5 Vgl. dazu Rudolf Lehmann, *Geschichte der Niederlausitz* (= *Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission*, Bd. 5), Berlin 1963, S. 671 f. und S. 674; *Brandenburgische Geschichte*, a. a. O., S. 481.

Volker Klemm

Zwangsarbeit in der Provinz Brandenburg 1939 bis 1945. Spezialinventar der Quellen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam. Bearb. von Frank SCHMIDT (= *Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs*, Bd. 6). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1998. 235 S.

Den Anstoß zu Erarbeitung des Spezialinventars gaben die seit 1990 immer zahlreicher eintreffenden Anfragen ehemaliger Zwangsarbeiter, die sich um Nachweise ihres Arbeitseinsatzes während des Zweiten Weltkrieges in Brandenburg bemühten, um so Rentenansprüche geltend machen zu können. Zugleich wollte das Landeshauptarchiv aber auch die Erforschung dieses bedeutsamen Themas durch eine Erschließung der verstreuten Quellenbestände erleichtern.

Das 235 Seiten umfassende Inventar ist als Überarbeitung und erhebliche Erweiterung eines bereits 1992 erstellten Spezialinventars¹ entstanden und enthält nun Orts- und Sachregister, die den Zugriff auf die relevanten Quellen erleichtern. Die Archivalien sind in Anlehnung an die Repositorenfolge mit genauer Bestandsbezeichnung und laufender Nummer innerhalb des Aktenbestandes verzeichnet, so daß sie, außer bei umfangreichen Beständen mit vielen inhaltlich gleichförmigen Akten, direkt mittels des Spezialinventars bestellt werden können. Dem eigentlichen Inventarteil hat der Bearbeiter Frank Schmidt eine kurze Einführung und ausführliche Erläuterung der Quellenlage im Potsdamer Landesarchiv vorangestellt.

Das Brandenburgische Landeshauptarchiv verwahrt Bestände zentraler, regionaler und lokaler Behörden und Einrichtungen der preußischen Provinz Brandenburg, ansässiger Verbände und Wirtschaftsunternehmen. Im Gegensatz zu den im Bundesarchiv verwahrten Beständen der zentralen Reichsinstitutionen handelt es sich hierbei also um die Überlieferung der Mittel- und

Unterebenen, die auf zentraler Ebene zuvor getroffene, grundlegende Beschlüsse umsetzten und kontrollierten. Auf diesen Ebenen sollte der Widerspruch zwischen den wirtschaftlichen Zielen und Erfordernissen der NS-Kriegswirtschaft und den ideologischen Prämissen des NS-Regimes durch ein System von Behandlungsvorschriften aufgelöst werden, die die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter entlang der rassistischen Hierarchie reglementierten. Viele Quellen belegen den enormen Aufwand, der in der Umsetzung und Kontrolle der Gesetze und Verhaftungsvorschriften betrieben wurde. Der Umfang der Überlieferung ist allerdings – so der Bearbeiter – trotz der großen Zahl der im Inventar aufgelisteten Aktenbestände lokal höchst unterschiedlich.

Mit den im Landeshauptarchiv vorhandenen Beständen erscheinen vor allem Untersuchungen des Lebens- und Arbeitsalltags der Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen in ausreichender Dichte möglich. In den Quellen lassen sich Informationen über die darauf Einfluß nehmenden Faktoren wie Unterkunft, medizinische und materielle Versorgung, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen, aber auch Kollaboration, Widerstandshandlungen und Verfolgungssituationen finden. Dies gilt auch speziell für die Verhältnisse in der Land- und Forstwirtschaft, wo der Anteil von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen an den Beschäftigten von allen Branchen am größten war.² Erkenntnisse über die Reichweite und Geschlossenheit der NS-Herrschaft ließen sich aus einer Gegenüberstellung der Planungs- mit ihrer Ausführungswirklichkeit gewinnen. Die Untersuchung des Verhaltens der Bevölkerung gegenüber den allgegenwärtigen Zwangsarbeitern erscheint mit den im Inventar erfaßten Beständen ebenfalls möglich und lohnend.

Schmidt hebt in seiner Einführung vor allem die Bestände der Regierungen Potsdam und Frankfurt/Oder sowie der Kreisverwaltungen von Cottbus und Ruppín hervor. Von den unteren Polizeibehörden und Amtsbezirken seien zwar nur Bruchteile erhalten geblieben, diese seien jedoch als „Hauptquelle für den Zwangsarbeitseinsatz abseits städtischer und industrieller Zentren“ und ferner auch als Lückenfüller für die leider nicht erhalten gebliebenen Akten der Stapoleitstellen Potsdam und Frankfurt/Oder von hohem Quellenwert. In den durch die Gewerbeaufsichtsämter geführten Aufsichtsakten über Unternehmen in der Niederlausitz, in den Kreisen Niederbarnim und Ruppín sowie in den Akten der Gesundheits-

Wasserwirtschafts- und Forstwirtschaftsämter seien bei der Durchsicht nach relevanten Beständen weit mehr Akten gefunden worden, als zunächst vermutet wurde. Große Bedeutung kommt gleichfalls der Überlieferung der Justizbehörden zu, aus denen insbesondere die zahlreichen Strafakten aus Staats- und Amtsanwaltschaften über Widerstand und dessen drakonische Verfolgung Auskunft gäben. Verfolgt wurden u. a. Diebstähle und Schwarzhandel zur Verbesserung der Versorgungslage, Sabotage, Arbeitsentzug und verbotener Umgang mit Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern.

Die Durchsicht des Inventars zeigt umfangreiche Bestände zur Kurmärkischen Zellwolle und Zellulose AG Wittenberge³ sowie zum IG-Farben-Werk Premnitz, ferner Bestände von kleinen und mittleren Firmen der Textil-, Metall-, Elektro- und Feinmechanikbranchen, jedoch kaum von eigentlichen Rüstungsfirmen wie beispielsweise dem Daimler-Benz-Flugmotorenwerk Genshagen.

Im Inventar sind überwiegend Bestände verzeichnet, aus denen sich Aussagen über den Zwangsarbeitseinsatz von zivilen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen gewinnen lassen. Für den Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen und Juden enthält das Inventar nur vereinzelte Belege. Hierfür seien das bisher nur im Landeshauptarchiv einzusehende „Spezialinventar zur Geschichte der Juden in der Provinz Brandenburg und in Berlin 1812 bis 1945“ sowie die Archivalienzusammenstellungen zu Ravensbrück und Sachsenhausen heranzuziehen.

Mit dem Spezialinventar der Quellen zur Zwangsarbeit im Brandenburgischen Landeshauptarchiv ist der Forschung ein wertvolles Hilfsmittel an die Hand gegeben worden, um sich schnell und detailliert über interessante Quellenbestände zu informieren. Dies ist besonders dankenswert, da der Zugang zu Betriebsarchiven immer noch schwierig ist und den in staatlichen Archiven archivierten Materialien deshalb wesentliche Bedeutung in der Bearbeitung der Fragen insbesondere nach der Verantwortung von Bevölkerung, Privatindustrie und staatlichen Institutionen für die im Zusammenhang mit der Zwangsarbeit geschehenen Verbrechen zukommt.

Die Einsicht in weitere Findmittel hat es dabei aber nicht überflüssig gemacht, da beispielsweise Bestände aus der Nachkriegszeit, die in der Durchführung von Enteignungsmaßnahmen und der Verfolgung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 10 entstanden sind und gleichfalls Informationen zum

Zwangsarbeitseinsatz enthalten, noch nicht systematisch erfaßt und deshalb im vorliegenden Spezialinventar nicht verzeichnet sind. Es ist zu hoffen, daß die Forschung dieses Angebot annimmt und die so erschlossenen, wertvollen Quellenbestände mit heranzieht.

- 1 Gerhard Birk, *Spezialinventar – Zwangsarbeit und Zwangsarbeiterlager in der Provinz Brandenburg zwischen 1939 und 1945. Quellen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv*, in: *Brandenburg in der NS-Zeit. Studien und Dokumente*. Hrsg. von Dietrich Eichholtz unter Mitarbeit von Almuth Püschel, Berlin 1993, S. 443 ff.
- 2 Vgl. *Europa und der „Reichseinsatz“*. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938–1945. Hrsg. von Ulrich Herbert, Essen 1991, S. 7.
- 3 Vgl. Hermann Kaienburg, *Zwangsarbeit für das „deutsche Rohstoffwunder“*. Das Phrix-Werk Wittenberge im Zweiten Weltkrieg, in: 1999. *Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts*, Nr. 3 (1994), S. 12 bis 41.

Rolf Schmolling

Löwy, Michael: **Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Eine Wahlverwandtschaft**. Übersetzt aus dem Französischen von Dieter Kurz und Heidrun Töpfer. – Berlin: Karin Kramer Verlag 1997. 303 S.

Nicht zufällig ist die Utopieforschung in den Sozialwissenschaften unübersichtlich. Der Grund liegt auf der Hand. Die Fülle der Versuche einer Konzeptualisierung der Sozialutopie hat nämlich dazu geführt, daß sich die Vertreter der verschiedenen Forschungsansätze gegenseitig ignorieren, so daß von einer „Vernetzung“ ihrer divergierenden Erkenntnisinteressen und methodologischen Grundlagen nicht die Rede sein kann. Der Autor des vorliegenden Buches macht von dieser Regel keine Ausnahme. Er operiert mit dem Begriff „Utopie“, als ob es z. B. das von Morus konzipierte und von ihm weitgehend säkularisiert imaginierte Wunsch- oder Furchtbild einer fiktiven Gesellschaft ebensowenig gäbe wie das totalitarismustheoretische Utopiekonzept, das – wie Popper behauptet – von der geschlossenen Kastengesellschaft Platons seinen Ausgang nahm. Ohne Vergleiche bzw. Abgrenzungen zu diesen und anderen in den Sozialwissenschaften entwickelten Utopie-

definitionen vorzunehmen, konzentriert sich Löwy ganz auf die Genesis und die variantenreiche Entfaltung des im Kern auf Landauer zurückgehenden „intentionalen“ Utopiebegriffs, der seinen Ursprung im jüdischen Messianismus hat.

Doch sieht man einmal von diesem methodologischen Defizit ab, wird man Löwy attestieren müssen, daß er die bisher umfassendste Studie über den Zusammenhang von jüdischem Messianismus und libertärem Denken vorgelegt hat. So gesehen, ist sie für die Utopieforschung ebenso bedeutend wie für die Rekonstruktion des anarchistischen Denkens in Deutschland und Mitteleuropa. Löwy ist sich darüber im klaren, daß auf den ersten Blick zwischen der „messianischen, traditionellen und rituellen Religiosität der Rabbiner und Talmudisten“ auf der einen Seite und den „subversiven anarchistischen Ideen eines Bakunin oder Kropotkin“ (S. 24) auf der anderen Welten klaffen: dem kulturellen Ethnozentrismus der jüdischen Religion steht schroff der militante Universalismus der revolutionären Utopie gegenüber (ebd.). Und doch kann Löwy im analytischen Fokus seiner die Gegensätze dialektisch zu sammenführenden Kategorie der „Wahlverwandtschaft“ (S. 14–23) zeigen, daß es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sich auf ihre religiösen Wurzeln zurückbesinnende jüdische Intellektuelle waren, die, von der politischen Romantik herkommend, die Idee des Sozialismus mit der anarchistisch-messianischen Vision einer von allen etatistischen Zwängen befreiten Menschheit verbanden und ihr so zu revolutionärer Sprengkraft verhalfen.

Es gehört zweifellos zu den Stärken des vorliegenden Buches, daß dieses übergreifende Paradigma nicht nur soziohistorisch durch eine Analyse der jüdischen Intelligenz in Mitteleuropa untermauert wird. Mit plausiblen Argumenten kann Löwy zeigen, daß die nur halb durchgeführte Assimilation der Juden im Rahmen eines in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland mit beispiellosem Tempo verlaufenden Modernisierungsprozesses die soziokulturelle Voraussetzung für die „freischwebende“ (Mannheim) Situation der jüngeren jüdischen Intelligenz seit der Jahrhundertwende war (S. 40 bis 65). Darüber hinaus gelingt es ihm überzeugend, die gemeinsame Revolte dieser Intellektuellen gegen ihre in der bürgerlichen Welt verankerten Eltern mit den durchaus unterschiedlichen Schwerpunkten ihres Denkens so zu verbinden, daß er sie zwanglos in „Schulen“ bündeln kann. So sieht er in Martin Buber, Franz Rosenzweig, Gershom Scholem und Leo Löwenthal „Religiöse

Juden mit anarchistischen Tendenzen“ (S. 66–98) und in Franz Kafka den großen Außenseiter einer „theologia negativa“ und „utopia negativa“ (S. 99 bis 130). Die Arbeiten Gustav Landauers, Ernst Blochs, Georg Lukács' und Erich Fromms siedelt Löwy zwischen Assimilation, religiösem Atheismus und libertärer Utopie an (S. 174–215). Und Walter Benjamin kann er überzeugend als den Intellektuellen charakterisieren, in dessen Denken alle diese Tendenzen wie in einem Brennspiegel fokussiert sind (S. 131–173).

Nicht zuletzt ist dem vorliegenden Buch deswegen eine große Leserschaft zu wünschen, weil Löwy sich nicht mit der monographischen Analyse und Rekonstruktion der Werke dieser Denker begnügt. Er unternimmt auch den für die politische Ideengeschichte originellen Versuch, die Vernetzung bzw. die Kommunikation zwischen ihnen nachzuzeichnen (S. 216–240). Gerade in diesem Zusammenhang fällt auf, daß die genannten Autoren wie selbstverständlich praktizierten, was heute leider oft nur gefordert wird: den *interdisziplinären* Zugriff auf die Facetten der modernen Zivilisation, auf ihre utopischen Möglichkeiten, aber auch auf ihre apokalyptischen Abgründe. Wer den Verlust für die deutschsprachige Kultur ermaßen will, den der von den Nazis zu verantwortende Holocaust an den Juden bewirkt hat, kommt um die Lektüre dieses Buches nicht herum.

Richard Saage

The Ideas of Victor Serge. A life as a work of art.
Hrsg. von Susan WEISSMAN. – Glasgow: Critique Books 1997. VIII, 258 S.

Der russisch-französische Schriftsteller Victor Serge (1890–1947) übt weiterhin Faszination auf alle diejenigen aus, die über die spätere stalinistische Entwicklung den ursprünglich libertären Impuls der russischen Revolution ihrer Anfänge nicht übersehen wollen und für die dementsprechend der Stalinismus nicht die zwingende Konsequenz, sondern nur eine der möglichen Entwicklungsformen darstellte. Serge symbolisiert in seinem politischen wie literarischen Wirken eine ganze sozialistische Generation, die diese Entwicklung zwar letztlich erfolglos, aber dennoch unter ganzem Einsatz aufzuhalten versuchte. Dabei sah er, der den Weg von den Anarchisten zu den Bolschewiki gegangen war, was ihm von seiten der Anarchisten heftige Kritik eintrug, die Erfahrung der

ersten Jahre der Sowjetmacht zunehmend kritischer, ohne jedoch die Revolution insgesamt zu verdammen. In mehreren historischen Darstellungen wie in einer Reihe von Romanen und schließlich in einer Autobiographie, die wohl sein verbreitetstes Werk ist, zog er eine Bilanz der ersten Hälfte des europäischen Jahrhunderts. Jedoch nur ein Teil davon konnte veröffentlicht werden. Noch immer liegen aller Vermutung nach Manuskripte im Archiv des russischen Geheimdienstes; sie wurden ihm 1936 bei seiner – auf Druck einer internationalen Solidaritätskampagne zustande gekommenen – Ausweisung aus der UdSSR abgenommen.

Zahlreiche Neuveröffentlichungen seiner Werke wie von Literatur über ihn in den vergangenen Jahren zeigen das ungebrochene Interesse vor allem in den romanischen und den angelsächsischen Ländern (weniger im deutschen Sprachraum, wo er zwar im Gefolge der 68er Bewegung auch hier veröffentlicht, dann aber schnell von der wuchernden K-Gruppen-Bewegung als „konterrevolutionärer Trotzki“ „entlarvt“ wurde und nur eine kleine Leserschaft fand). Aber auch in Rußland hat man ihn seit Beginn der Glasnost wiederentdeckt, auch wenn sich im Gefolge des gesellschaftlichen Zusammenbruchs nur ein sehr begrenztes Publikum dafür interessiert. Doch immerhin gelang 1997 die Einrichtung einer Victor-Serge-Bibliothek in Moskau. Und auch in Orenburg, dem Ort seiner Verbannung im Ural Anfang der dreißiger Jahre, werden die Bemühungen zur Einrichtung eines Museums fortgesetzt. Eine der erfolgreichsten Initiativen ist die Gründung einer Victor-Serge-Stiftung, die u. a. eine informative Website eingerichtet hat (<http://users.skynet.be/johneden>).

Im Jahre 1991 fand an der Universität Brüssel anlässlich seines 100. Geburtstags ein großes Kolloquium statt. Der darauf beruhende französischsprachige Tagungsband ist in dieser Zeitschrift seinerzeit besprochen worden (IWK, Jg. 29 [1993], H. 4, S. 549 f.). Mit dem hier anzuzeigenden Buch liegt nun ein englischsprachiger Sammelband mit fünfzehn Beiträgen zu seiner Person und seinem Werk vor, fünf davon dem belgischen Tagungsband entnommen. Sie sind zu vier Bereichen zusammengefaßt. Der Band beginnt mit Berichten über Begegnungen mit Serge: teils persönliche – als Tochter und als Sohn –, teils politische – von einem Führer der spanischen linkssozialistischen POUM, die Serge unterstützt hatte. Dazu gehört auch die Schilderung eines britischen Filmmachers, der Anfang der neunziger Jahre zur

Vorbereitung eines geplanten Dokumentarfilms den Verbannungsort Serges, Orenburg, erkundete und dann in Moskau beim KGB zu recherchieren versuchte.

Die zweite Sektion enthält Beiträge zu seinem literarischen Wirken in breitestem Sinne: so zu seinen Romanen über die Revolution im zwanzigsten Jahrhundert mit dem Schwerpunkt natürlich auf der russischen und zu seinem Einfluß auf die linke amerikanische Intellektuellenszene in den vierziger Jahren. Die dritte Gruppe von Arbeiten beschäftigt sich mit seinen politischen Ideen und seinem Wirken, angefangen vom Anarchismus über sein Verhältnis zur bolschewistischen Tradition und schließlich zu Trotzki und zum Trotzismus einerseits und zum Stalinismus andererseits.

Dem folgt eine Analyse seiner Tagebücher („Carnets“) der dreißiger und vierziger Jahre, die in Frankreich in mehreren Ausgaben erschienen sind. Abschließend kommt er selbst mit seinem letzten veröffentlichten Text zu Wort, einem Artikel zum dreißigsten Jahrestag der russischen Revolution, der kurz vor seinem Tod erschien.

Nun gibt es, worauf die – im übrigen an einer umfassenden Biographie arbeitende – Herausgeberin zu Recht in ihrem Vorwort hinweist, keinen identifizierbaren „Sergismus“ als eine stringente politisch-ideologische Richtung. Doch gilt festzuhalten, daß er sowohl als politischer Analytiker wie als Schriftsteller durch sein Werk Ideen und Einsichten in die totalitären Abgründe des zwanzigsten Jahrhunderts – mit bemerkenswerter Aktualität – zu einer Zeit lieferte, als dies noch mit konsequentem Nonkonformismus und den daraus resultierenden Gefahren für das eigene Leben verbunden war, somit noch keineswegs einer Zeitgeistfloskel mit ihrer Beliebigkeit und Einseitigkeit nahe kam.

Reiner Tosstorff

RICHTER, Rolf: Willi Bredel. Ein deutscher Weg im 20. Jahrhundert. Hrsg. von der Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e.V. Hamburg. – Rostock: Neuer Hochschulschriftenverlag 1998. 147 S.

Auf das Bild von Willi Bredel – dem Arbeiterschriftsteller, Kommunisten, hohen Funktionär in der DDR – sind vor einigen Jahren durch die Veröffentlichung des Stenogramms einer nicht-öffentlichen Versammlung deutscher Exilschriftsteller in Moskau deutliche Schatten gefallen: das

Protokoll offenbarte Bredels Beteiligung am stalinistischen Terror, der auch unter deutschen Exilschriftstellern zu gegenseitigen Denunziationen führte und in letzter Konsequenz die „Liquidation“ der „Abweichler“ und „Schädlinge“ bedeutete.¹ Ohne Frage ein erschreckendes, unrühmliches Dokument. Die „Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e.V.“ will in der Veröffentlichung der Protokolle nicht den Anlaß für die Herausgabe der neuen Bredel-Biographie sehen, doch geht es ihr dabei sicherlich auch um den Versuch einer Ehrenrettung Bredels.

Rolf Richters Buch stellt – so der Vorsitzende der „Willi-Bredel-Gesellschaft“ im Vorwort – nur eine „biographische Skizze“, „erst die Vorstufe bzw. das Gerüst zu einer umfassenden Biographie Bredels“ dar. Richter beschreibt Bredels Lebensweg mit viel Sympathie, aber durchaus nicht unkritisch. Privates bleibt weitgehend ausgeblendet. Bredel wurde 1901 in einer Hamburger Arbeiterfamilie geboren, erlernte den Dreherberuf und wurde schon bald nach der Gründung Mitglied der KPD. Sehr früh erwachte sein literarisches Interesse. In „ersten literarischen Versuche[n]“ (so Richter) beschäftigte er sich – wie auch später so häufig – mit historischen Themen. Seit Anfang der dreißiger Jahre erschienen Bücher wie „Maschinenfabrik N & K“, die einen anderen charakteristischen Zug des Schriftstellers Bredel zeigen: den sozialkritischen Chronisten der Gegenwart, der Selbsterfahrungen und Berichtetes verarbeitete und der zumindest damals Literatur als „Waffe im Klassenkampf“ verstand. Politisch fällt bei Bredel laut Richter in der Zeit der Weimarer Republik „die ausgesprochen revolutionäre Haltung bis hin zum Militanten ins Auge“: er sah in Ernst Thälmann sein großes Vorbild, in der SPD die Verräter der Arbeiterklasse und war ein glühender Verehrer der Sowjetunion.

Bereits unmittelbar nach dem Reichstagsbrand wurde Bredel verhaftet. Seine dreizehn Monate lange Haft im Konzentrationslager Fuhlsbüttel hat er literarisch in seinem Buch „Die Prüfung“ beschrieben. Es blieb sein wohl größter Erfolg und erreichte eine Millionenauflage. 1934 konnte Bredel zunächst nach Prag und dann nach Moskau entkommen. In Moskau hat Bredel, abgesehen von seiner Zeit im Spanischen Bürgerkrieg zwischen 1937 und 1939, bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland am 6. Mai 1945 gelebt und dort auch das Nationalkomitee Freies Deutschland mitgegründet. Die Moskauer Jahre waren eine Zeit intensiver literarischer Arbeit. Bredels Werke aus den Jahren 1938 bis 1941 nennt Richter seine

besten, während er die literarische Qualität seiner zahlreichen späteren Arbeiten häufig sogar sehr deutlich bemängelt. So sei z. B. aus Zeitmangel noch nicht Abgerundetes aus der Hand gegeben worden, oder bei der Bearbeitung älterer Werke und beim Schreiben neuer Arbeiten habe sich Bredel eine Selbstzensur auferlegt, und zudem habe er nie den seit Beginn an vorhandenen Konflikt zwischen „Journalist oder Schriftsteller, für den Augenblick Geschriebene[m] oder von hoher Verallgemeinerungskraft getragene[r] epische[r] Leistung“ (S. 127) lösen können.

In der DDR gelang Bredel eine politische Karriere: Von 1947 bis 1954 war er Chefredakteur der Zeitschrift „Heute und Morgen“ und von 1953 bis 1957 Chefredakteur der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“, seit 1954 gehörte er dem ZK der SED an und war von 1962 bis zu seinem Tod 1964 Präsident der Akademie der Künste der DDR. Richter verweist mehrfach auf Ansätze einer kritischen Haltung Bredels zu bestimmten politischen Fragen und erwähnt die Tagebuchnotiz von Jürgen Kuczynski, Bredel sei „vom Politbüro und Apparat gebrochen“ worden. Auf einem SED-Parteitag war Kritik an der Akademie und seinem Präsidenten geäußert worden. Viele Funktionäre sahen in ihm den „Arbeiter-Intellektuellen“, doch für die Intellektuellen wie Becher war er immer der Proletarier geblieben.

An der grundsätzlichen Parteitreu und Parteidisziplin Bredels konnte jedoch kein Zweifel aufkommen. Er unterstützte die offizielle Linie bei dem Volksaufstand 1953, beim ungarischen Aufstand von 1956 oder beim Bau der Berliner Mauer. Im Prozeß gegen Walter Janka schwor er einem alten Weggefährten ab und versagte ähnlich wie zu Zeiten des Stalinschen Terrors. So meint Richter: „Und Bredel hatte sich geduckt, wieder einmal“ (S. 111), oder: „Er parierte, wo er hätte protestieren müssen, er brach nicht aus“ (S. 112). In seiner Rolle als Akademiepräsident habe er sich in Gewissensentscheidungen befunden, doch er „verstumte wieder“ gegenüber „Dogmatismus und Sektierertum“ im ZK (S. 109). So wird das Bild eines linientreuen wie schwachen Politikers gezeichnet. Da hilft denn auch wenig, wenn als Erklärung nachgeschoben wird, er habe sich z. B. nach den Moskauer Ereignissen sicherlich Vorwürfe gemacht, und im Fall Janka bleibe es beim „Fakt des tragischen persönlichen Versagens, an dem er bestimmt ganz schwer zu schleppen gehabt hat“ (S. 112); so wie er überhaupt „manchen schwer verdaulichen Brocken“ (ebd.) zu schlucken gehabt habe. Selbst für einen wohlwollenden Bio-

graphen wie Richter bleibt das Urteil sowohl über den Schriftsteller wie über den Politiker Willi Bredel vor allem eins: zwiespältig.

1 Georg Lukács, Johannes R. Becher, Friedrich Wolf u. a., *Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Hrsg. von Reinhard Müller, Reinbek bei Hamburg 1991.*

Werner Jung

HEUMANN, Benny: **Benny Heumann, Jahrgang 1907. Ein politischer Architekt** (= Reihe: Autobiographien, Bd. 1). – Berlin: trafo verlag weist 1997. 251 S.

Der vorliegende Erinnerungsband von Benny Heumann stellt eine interessante Ergänzung zu den biographischen Publikationen der führenden DDR-Architekten Kurt Liebknecht und Alfred Kosel dar, die beide gleichfalls ihre Emigrationszeit in der Sowjetunion verbrachten.

Die Niederschrift umfaßt den Zeitraum von 1907 bis 1954 und ging aus der gekürzten und überarbeiteten Fassung eines 400 Seiten starken Manuskripts hervor, das bereits 1986 fertiggestellt war und im SED-eigenen Dietz-Verlag in Berlin erscheinen sollte.

Im ersten Abschnitt beschreibt der Autor seine Erlebnisse als Kind jüdisch-russischer Revolutionäre in der Schweizer Emigration bis 1920. Das Hauptaugenmerk liegt hier auf der Schilderung des internationalen bolschewistischen Emigrantenmilieus mit Lenin im Zentrum. Teilweise veröffentlichte der Autor diese Passagen bereits 1974 in dem Sammelband „Im Zeichen des roten Sterns“.

Nach einem einjährigen Aufenthalt in Sowjetrußland ging die Familie Heumann im Auftrage der Tscheke in die Weimarer Republik. In die konspirative Tätigkeit der Mutter und seines deutschen Stiefvaters für die Komintern und für die KPD bis 1925 wurde auch der minderjährige Benny Heumann einbezogen. Nach dem Abitur und einem Praktikum auf einer Baustelle absolvierte der Autor ab Herbst 1927 ein Architekturstudium an der Technischen Hochschule in Berlin. Gleichzeitig leistete er in der KPD und in der Reichsleitung der Kommunistischen Studentenfraktion (Kostufra) aktive politische Arbeit, die schließlich Ende Mai 1933 eine Emigration unvermeidlich machte. In Moskau wirkte der diplomierte Architekt Heumann in verschiedenen

Projektierungsbüros und war eigenverantwortlich an der Ausarbeitung von Plänen für die städtebauliche Rekonstruktion der sowjetischen Hauptstadt beteiligt. Detailliert erläutert er die damaligen Vorstellungen sowjetischer und ausländischer Architekten über den sozialistischen Städtebau und die Auseinandersetzungen über architekturphilosophische Themen.

Politisch engagierte sich der Autor kurzzeitig als Leiter der Auslandsabteilung des Büros der Studentenvertretung in der Zentrale der sowjetischen Gewerkschaften und hauptsächlich als Mitglied der deutschen Sektionsleitung des mit der politischen und kulturellen Betreuung der ausländischen Kontraktarbeiter und Emigranten beauftragten Moskauer „Ernst-Thälmann-Klubs“. Ob er dabei Spitzeltätigkeit für das NKWD leistete, bleibt letztendlich offen. Erwähnung findet nur ein Zusammentreffen mit dem Volkskommissar für Inneres, Heinrich Jagoda, der ihm vorschlägt, für die Geheimpolizei „unter den deutschen Emigranten [zu] arbeiten“ (S. 104).

Relativ unkritisch fällt die Schilderung des stalinistischen Alltags in der Sowjetunion der dreißiger Jahre aus. Zwänge und Beschränkungen für politische Emigranten werden konkret lediglich an den Problemen der polizeilichen Registrierung, Visaverlängerung und Staatsbürgerschaft thematisiert. Für Heumann ist auch der Massenterror der Jahre 1936 bis 1938 kein besonderer Darstellungsschwerpunkt. Dies gilt ebenfalls für die Verhaftungswelle unter den deutschen Emigranten und Spezialisten. An diesen von Selbstzensur und wenigen Andeutungen geprägten Passagen wird besonders deutlich, daß die Erinnerungen im wesentlichen bereits zu realsozialistischen Zeiten abgefaßt worden sind. Aber auch diese ausweichenden und eher verschleiernenden Ausführungen über den „großen Terror“ sollten dem Leser in der DDR nicht zugemutet werden. Sie waren laut Heumann der Grund dafür, seinem ausführlichen Manuskript von 1986 die Druckgenehmigung zu verweigern.

Während des „Großen Vaterländischen Krieges“ kämpfte der Autor ab Ende 1942 als Funker und Telefonist eines Panzerzuges. Bis dahin galt er wegen seines langen Aufenthalts in dem nun feindlichen Deutschland als Sicherheitsrisiko und wurde deshalb nicht in die Rote Armee eingezogen bzw. aus ihr demobilisiert. Im September 1941, und nicht, wie er irrtümlich schreibt, im August 1941, entging er nur knapp der Deportation als Deutscher nach Kasachstan. Nach der Entlassung aus der Armee im Oktober 1945 nahm

der Autor eine wissenschaftliche Tätigkeit in der Akademie für Architektur in Moskau auf. Für Heumann, der die Sowjetunion „als [seine] Heimat empfand“ und diese „mit der Waffe in der Hand verteidigt hatte“ (S. 194), kam zu diesem Zeitpunkt eine Rückkehr nach Deutschland nicht in Frage. Einer hauptamtlichen Tätigkeit im deutschsprachigen Dienst des Moskauer Rundfunks, der nicht, wie er behauptet, von Erich Wendt geleitet wurde, verweigerte er sich. Unabhängig davon zahlte er jedoch Parteibeiträge an die Moskauer Vertretung der KPD/SED. Mitte 1949 wurde Heumann wegen seiner jüdischen Herkunft von der aktuellen stalinistischen Säuberungs- und Mobilisierungskampagne der KPdSU (B) gegen den „Kosmopolitismus“ erfaßt. Er wurde aus der Akademie entlassen, jedoch nach der Intervention des damaligen Chefideologen Michail Suslow kurz darauf wieder eingestellt.

Nachdem der Autor Anfang der fünfziger Jahre auf den Vorschlag des ZK der SED, nach Berlin zu kommen, negativ reagiert hatte, interpretierten er und seine sowjetischen Kollegen eine zweite Einladung, unterschrieben von Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht, „gewissermaßen als Parteauftrag“ (S. 194). Die Entscheidung für eine Rückkehr nach Deutschland mag zum einen – neben der unklaren und widersprüchlichen politischen Situation in der Sowjetunion 1953 (S. 191–193) – das Zerwürfnis mit seiner ersten Ehefrau, zum anderen eine erhoffte berufliche Karriere und außerdem die Tatsache, daß seine Mutter (zurückgekommen aus der südamerikanischen Emigration) seit 1950 in der DDR lebte, beeinflußt haben. Am 7. Mai 1954 trifft der Autor schließlich in Berlin ein.

Der nun folgende Lebensabschnitt Benny Heumanns bis Juni 1997 wird in einem Gespräch mit Simone Hain beleuchtet. Die einzelnen Interviewabschnitte behandeln u. a. das persönliche Umfeld des Zeitzeugen, Probleme der Architekturentwicklung in der DDR – hier auch mit aktuellen Bezügen, wie z. B. zur Diskussion über den Palast der Republik – und der „Intelligenzfeindlichkeit der SED“ (S. 225). Allerdings wären für die Laien im Architekturbereich, zu denen zweifellos die meisten Leser gehören, einige fachspezifische und personenbezogene Erläuterungen bereits in den Fragestellungen sehr hilfreich gewesen.

Peter Erler

LASCHITZA, Annelies: **Im Lebensrausch, trotz allem: Rosa Luxemburg. Eine Biographie.** – Berlin: Aufbau-Verlag 1996. 687 S.

Die Biographie von Annelies Laschitza wurde allgemein mit großer Spannung erwartet. Kaum jemand hat sich so intensiv mit dem Lebensweg Rosa Luxemburgs befaßt wie sie. Als führende Historikerin der DDR zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im Kaiserreich hatte sie bereits 1971 aus Anlaß des 100. Geburtstages gemeinsam mit dem polnischen Historiker Günther Radez eine erste biographische Skizze veröffentlicht. Danach war sie an der Herausgabe der „Gesammelten Werke“ beteiligt, die zwischen 1970 und 1975 erschienen. Zehn Jahre später – zwischen 1982 und 1984 – kamen schließlich die „Gesammelten Briefe“ dazu. Der kritische 6. Band mit den Briefen an Kostja Zetkin wurde jedoch erst nach dem Zusammenbruch der DDR veröffentlicht.

Um es gleich vorweg zu sagen: Die Erwartungen wurden nicht erfüllt. Herausgekommen ist eine Arbeit, die nicht erkennen läßt, daß es eine fast fünfzigjährige kontroverse Debatte um Rosa Luxemburg gegeben hat. Dabei ist die Autorin an vorderster Front in dieser Debatte aktiv gewesen. Wie sieht sie diese Auseinandersetzungen heute, welche Erfahrungen hat sie dabei auch persönlich gemacht? Bei ihren Vorträgen vor 1989 hinterließ Annelies Laschitza immer wieder den Eindruck, mehr zu wissen, als sie sagte. Die Veröffentlichung des Manuskripts zur russischen Revolution beispielsweise ist nicht ohne Hickhack in der DDR abgelaufen. Bei einem Vortrag vor der Rosa-Luxemburg-Gesellschaft berichtete sie 1990 sogar selbst, daß die KPD schon kurz nach dem Tod Rosa Luxemburgs Einfluß auf die biographische Darstellung der Parteigründerin nahm. Clara Zetkin hat dabei eine ganz fatale Rolle gespielt. Die Geschichtsschreibung der DDR ging diesen Weg konsequent weiter. Es gibt also reichlich Anlaß, über diese Geschichtsrezeption zu reflektieren. Ganze drei Seiten Vorwort widmet die Biographin der Einführung in ihre Darstellung von 622 Seiten Gesamtumfang. Die dabei gebotenen Urteile könnten glatt von einem unserer heutigen Politiker stammen. Luxemburgs „Ideal“, heißt es dort, „war ein Sozialismus, der vom Volk mitgestaltet wird, auf uneingeschränkter Freiheit und Demokratie basiert und einen dauerhaften Frieden garantiert“.

Das Leben der revolutionären Politikerin war keineswegs so klar geordnet. Ihr Verhältnis zu den Idealen der Demokratie ist bis zum Schluß flie-

ßend geblieben. Einen Abschluß dieses Meinungsbildungsprozesses konnte es schon deshalb nicht geben, weil sie der Mord mitten aus der aktiven Politik riß. Daß Rosa Luxemburg durchaus auch Schwierigkeiten mit den demokratischen Grundwerten haben konnte, wenn es darum ging, ihre Interessen zu wahren, ist hinlänglich bekannt und wird von Laschitza auch gar nicht verschwiegen. Erinnerung sei nur an die Radek-Affäre 1913/14, in der sie wegen ihrer polnischen Verbindungen alles andere als eine faire, d. h. demokratische Haltung einnahm. Als 1918/19 die Spartakusführung über die Anwendung des Terrors in Rußland diskutierte, bemerkte Leo Jogiches angesichts ihrer Kritik, daß sie im Ernstfall durchaus dieselbe Haltung wie die Bolschewiki einnehmen könne. Nicht einmal Blindheit aus emotionalen Gründen war ihr fremd, wie ihr Vorschlag deutlich machte, Kostja Zetkin zum Lehrer der Parteischule zu machen. Der Sohn von Clara Zetkin war bis dahin überhaupt noch gar nicht in der SPD aufgetreten, aber er war ihr jugendlicher Liebhaber.

Aus dem fulminanten Lebensweg dieser einmaligen historischen Figur ist eine trockene chronologische Geschichtenerzählung in acht Kapiteln geworden. Die Ergebnisse kommen stückchenweise wie bei einem Puzzle. Der Rahmen aber fehlt, und damit wird die Einordnung schwierig. Wo ist der sogenannte rote Faden, der die Analyse zusammenhält? Wo sind die entscheidenden Stationen der politischen Karriere, des persönlichen Werdeganges? Wie veränderte sich das politische Weltbild im Laufe der Zeit? Gewiß, an irgendeiner Stelle kommen diese Fragen in der detailreichen Darstellung vor, doch fehlt dann jeweils der größere Zusammenhang. Frau Laschitza hat das Füllhorn ihres enormen Wissens ausgeschüttet. Gute Zitate findet man bei ihr immer. Doch der Leser wird eher erschlagen als informiert. Er braucht gutes Stehvermögen, denn die Lektüre zieht sich. Angesichts der großen Detailfreude ist es dann aber doch verwunderlich, wenn wichtige Fragen geradezu oberflächlich behandelt werden. Auf ganzen zweieinhalb Seiten befaßt sich die Autorin mit den Umständen der Ermordung. Dabei ist es nicht zuletzt der gewaltsame Tod gewesen, der das historische Image von Rosa Luxemburg geprägt hat.

Klaus Gietinger hat in seiner Studie neues Licht in das Dunkel gebracht, aber auch neue Fragen aufgeworfen. So bemerkt er an einer Stelle, daß sich im Archiv der SED eine umfangreiche Akte zu Waldemar Pabst befunden hat – jenem Mann, der den Mord geplant hat und von Marineoffizieren

ausführen ließ. Warum hat die DDR-Führung dieses durchaus brisante Material nicht genutzt? In ihrer Agitation gegen den Militarismus, Imperialismus und Faschismus der Bundesrepublik war sie nie zimperlich. Gewiß, die jetzt bekannt gewordenen Dokumente zeigen, daß Gustav Noske im Falle der revolutionären Politikerin nicht der „Bluthund“ war, dennoch hat die SPD eine fatale Rolle gespielt, die nicht zu beschönigen ist. Wie wir übrigens aus den Erinnerungen von Kurt Liebknecht, einem Neffen von Karl, wissen, hat sogar Friedrich Ebert später eine gewisse Verantwortung übernommen. Als er in seiner Funktion als Reichspräsident 1923 Frankfurt a. M. besuchte, bat er darum, den jüngsten Bruder des Mitbegründers der KPD, Otto, zu besuchen, um „Frieden mit der Familie Liebknecht zu schließen“. Vollkommen aufgeklärt sind die Umstände der Verhaftung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht auch nach Gietingers Studie nicht. Die Rolle von Wilhelm Pieck, der gemeinsam mit den beiden KPD-Führern verhaftet worden war, ist bis heute unklar, und vielleicht liegt hier die Erklärung, weshalb das brisante Material zu Waldemar Pabst nie in die Öffentlichkeit drang. Die Erklärung, der stellvertretende Kommandeur der Gardekavallerieschützendivision habe nicht gewußt, wen er vor sich hatte, ist mehr als fragwürdig.

„Pieck ist Trumpf“ lautete unter Anspielung auf die Sprache der Skatspieler ein Spruch während der Novemberrevolution. Pieck gehörte zu den treibenden Kräften bei der Gründung der KPD an der Jahreswende 1918/19. Pabst hatte in Berlin bereits Anfang Dezember 1918 ein feines Netzwerk von Spitzeln und Agent provocateurs geschaffen, um die agitatorisch-revolutionären Aktivitäten von Luxemburg und Liebknecht zu untergraben. Theodor Liebknecht, der ältere Bruder von Karl, bestätigt in seinen Erinnerungen, daß die deutschen Linken total unterwandert gewesen sind. Hat es irgendwelche Absprachen zwischen Pabst und Pieck gegeben? Daß sich kurz nach dem sogenannten Januaraufstand die Linken und die Rechten näher kamen, deutet der Fall Radek an, der als Abgesandter von Lenin nach Berlin entsandt worden war und später verhaftet wurde. Aus dem Gefängnis heraus führte er Verhandlungen mit den deutschen Militärs. Anfang der zwanziger Jahre entstand daraus jene militärische Zusammenarbeit mit der Sowjetunion, um die Rüstungsbegrenzungen des Versailler Vertrages zu umgehen. Parallel dazu lief der Bolschewisierungsprozeß der KPD und eine scharfe anti-

bolschewistische Propaganda. Könnte es sein, daß die DDR das Pabst-Material nicht öffentlich machte, um Wilhelm Pieck, dem Staatspräsidenten der DDR, eine brisante Diskussion zu ersparen? Es wäre schon interessant gewesen, zu erfahren, ob Annelies Laschitzka von diesem Aktenbestand gewußt hat oder nicht.

Zum Schluß noch ein Wort zum Verhältnis zwischen der Biographin und ihrer Heldin. Es fällt der Autorin sichtlich schwer, die große Politikerin und charismatische Frau zu kritisieren. Über Jahrzehnte hat sie sich mit Leben und Werk dieses Menschen befaßt. Nüchtern betrachtet, ist jedoch zu fragen: War dieses Leben wirklich so eindrucksvoll, wie es in beinahe allen biographischen Darstellungen zum Ausdruck kommt? Rosa Luxemburg selbst hat mehr als einmal Zweifel geäußert. Erinnert sei nur an ihren geradezu depressiven Brief im Zusammenhang des Todes ihrer Mutter. Der einzige Mann, den sie wirklich geliebt hat, trat mit ihr nie öffentlich auf und lebte eigentlich auch gar nicht mit ihr zusammen. Genaugenommen gab es für sie auch gar kein Privatleben, denn alles wurde der Politik untergeordnet. Am Ende ihres Lebens war sie menschlich allein. Niemand stand ihr nahe, außer vielleicht Mathilde Jacob, ihre Sekretärin und Fürsorgerin. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, daß erstaunlich viele Briefe von ihr erhalten geblieben sind, so daß wir die Geschichte aus ihrer Sicht kennen. Die andere Seite der Medaille kennen wir nicht. Weder von Jogiches noch von ihren anderen Partnern sind Briefe erhalten. Ihre Wohnung und damit ihr Nachlaß waren zum Zeitpunkt ihres Todes noch intakt, Polizei oder Militär haben die Wohnung nicht zerstört oder beschädigt. Hat wirklich nur sie geschrieben?

Auch in politischer Hinsicht ist die Frage berechtigt, was so erfolgreich am Handeln und Denken Rosa Luxemburgs gewesen sein soll? Wie eine Sternschnuppe war sie um die Jahrhundertwende in der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung aufgestiegen. Sie veröffentlichte Bücher, Broschüren und Artikel, wurde bei den Veranstaltungen der SPD geradezu gefeiert. Erinnert sei nur an ihre Agitationskampagne zur Massenstreikfrage 1910 oder zum Antimilitarismus im Zusammenhang ihres Prozesses von 1913/14. Doch politisch bewirkt – innerhalb wie außerhalb der SPD – hat sie wenig. Auf dem Höhepunkt der Novemberrevolution erhielten weder sie noch Liebknecht ein Mandat für den ersten Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte. Die Gründung der KPD war ein Versuch, mehr nicht. Jogiches

hätte den ganzen Haufen am liebsten gleich wieder auseinandergejagt. Die Historiker haben es sich denn auch bisher ein wenig leicht gemacht mit Rosa Luxemburg durch die Konzentration auf die von ihr veröffentlichten Vorstellungen. Eine Wirkungsgeschichte sucht man vergeblich. Warum gelang es der glänzenden Agitatorin nicht, mehr Einfluß auf Partei und Massen auszuüben?

Am Ende des 20. Jahrhunderts und nach Beendigung des Kalten Krieges sollte Rosa Luxemburg endlich die Rolle einer historischen Figur zugebilligt werden. Der Kapitalismus und der Sozialismus, wie sie beide kannte, existieren nicht mehr. Insofern wäre es naiv, aus einer Analyse ihres Handelns und Denkens konkrete Rezepte für das Hier und Heute zu erwarten. Die soziale Frage aber, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur Entwicklung sozialistischer Theorien und Bewegungen geführt hat, wartet auch am Beginn des 21. Jahrhunderts auf Antworten und Lösungen. Aus diesem Grunde müssen sich die Historiker auch weiterhin mit Leben und Werk Rosa Luxemburgs befassen, denn auch ihr ging es, wie uns heute, um die Verwirklichung einer sozial gerechten und damit humanen Gesellschaft.

Helmut Trotnow

SELLIER, Ulrich: Die Arbeiterschutzgesetzgebung im 19. Jahrhundert. Das Ringen zwischen christlich-sozialer Ursprungsidee, politischen Widerständen und kaiserlicher Gesetzgebung (= Rechts- und Staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft; N. F., Bd. 82). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Schöningh Verlag 1998. 167 S.

Der Autor behandelt in seinem Buch, das auf einer Dissertation beruht, den Beitrag der christlichen Soziallehre zur sozialen Frage im 19. Jahrhundert. Mit der Enzyklika „*Rerum novarum*“ von Papst Leo XIII. aus dem Jahr 1891 schließt er seine Untersuchung ab.

„Bis zur Stunde“ so Sellier, „fehlt eine sachgerechte kritische Gesamtdarstellung des Werdegangs der sozialen Idee von ihren christlichen Vorkämpfern um die Mitte des 19. Jahrhunderts bis hin zu ihrer relativ späten sozialgeschichtlichen Konkretisierung, die den Beitrag des sozialen und politischen Katholizismus sorgfältig untersucht, die aber auch auf die Haltung der Sozialdemokratie ausführlich reflektierend eingeht und präzise

die parlamentarische Entwicklung im Deutschen Reichstag analysiert und hinterfragt“ (S. 17).

Wie der Autor zu diesem Urteil kommt, ist mir fraglich. Wirft man einen Blick in die Literaturliste, dann sucht man vergeblich nach Hans-Ulrich Wehlers Gesellschaftsgeschichte, Michael Schneiders Arbeit über die christlichen Gewerkschaften oder Wilfried Loths Forschungen zum Katholizismus im Kaiserreich, um nur einige wichtige Titel zu nennen. Den eigenständigen Beitrag liberaler Sozialpolitiker zur sozialen Frage im 19. Jahrhundert bezieht Sellier nicht in seine Fragestellung ein.

Die ersten Ansätze zu einer katholischen Sozialreform gingen auf F. J. Ritter von Buß zurück. Buß sah eine Mitverantwortung des Staates und forderte 1837 entsprechende Maßnahmen des Gesetzgebers gegen das Arbeiterelend. Katholische Intellektuelle wie Buß oder Reichensperger betrachteten die Industrialisierung als „religiös-wirtschaftliches Problem“; die übrigen Teile der sozial-katholischen Bewegung sahen darin ein „religiös-karitatives Problem“ (S. 34).

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ging es um die Streitfrage, ob eine katholische Sozialpolitik die moderne Industriegesellschaft akzeptieren oder eine Rückkehr zu ständischen Gesellschaftsentwürfen fordern sollte. Die Katholikentage beispielsweise vertraten bis 1862 die Ansicht, daß die Massenarmut vor allem auf die Abkehr von christlichen Werten zurückzuführen sei und mit pastoralen Mitteln bekämpft werden müsse. In den nächsten Jahren änderte sich diese Haltung. Für die katholische Kirche waren nun auch genossenschaftliche Lösungsansätze akzeptabel. Staatshilfe wurde jedoch abgelehnt – ein Standpunkt, den nicht alle Kleriker und Laien teilten. Bischof Ketteler sprach sich 1865 „für gesetzliche Einzelmaßnahmen zum Schutz der Arbeiter aus“ (S. 41).

Fortan setzte sich unter katholischen Sozialpolitikern der Gedanke durch, daß es Aufgabe des Staates sein müsse, für eine Grundsicherung der Arbeiterschaft einzutreten. Im Vordergrund ihres Interesses standen Fragen der Lohnhöhe, der Arbeitsbedingungen und der Arbeitszeit.

Die Frage einer ständischen Totalreform erlebte in den achtziger Jahren eine Renaissance und ist mit dem Namen Franz Hitze verbunden. Hitze forderte einen korporativen Neuaufbau der Gesellschaft. Auch die Wirtschaft sollte zunftmäßig organisiert werden.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich in der Zentrumspartei bereits der Standpunkt durchgesetzt,

daß soziale Reformen im Rahmen der kapitalistischen Industriegesellschaft das Los der Arbeiter verbessern sollten. Georg von Hertling als führender Sozialpolitiker seiner Fraktion setzte hier die von Ketteler begonnene Linie fort. Katholische Arbeiterschutzpolitik in der Frühzeit des Kaiserreiches erkannte die gesellschaftlichen Realitäten an und träumte nicht mehr von einem Rückfall in ständisch-romantische Ordnungsvorstellungen.

In den letzten beiden Kapiteln seines Buches beschäftigt sich Sellier mit den Auseinandersetzungen um die Arbeiterschutzgesetzgebung zwischen 1882 und 1889 sowie der kaiserlichen Gesetzgebung in den Jahren 1890/91. Außerdem würdigt er die Enzyklika „*Rerum novarum*“.

Die Ausführungen Selliers tragen über weite Strecken Handbuchcharakter; auf drei Seiten zum Beispiel skizziert der Verfasser die Lage der Arbeiterschaft im Vormärz; für den Frühsozialismus benötigt er eine ganze Seite. Stellenweise referiert der Autor die von ihm benutzte Literatur, wobei er das neuere Schrifttum – wie bereits erwähnt – teilweise ausspart. Wer den informativen Überblick über Entwicklungstendenzen der christlich-sozialen Bewegung im 19. Jahrhundert in Michael Schneiders Standardwerk zur Hand nimmt, wird auf 29 Seiten mindestens ebenso gut informiert.

Selliers Ausführungen sind von deutlicher Sympathie für die Rolle der katholischen Kirche geprägt. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, würde der Autor nicht den Anspruch der wissenschaftlichen Objektivität erheben. Ihm geht es vor allem darum, die katholische Kirche gegen den Vorwurf des sozialpolitischen Versagens zu verteidigen.

Seinem eigenen Anspruch vermag der Autor so nicht zu genügen. Statt dessen liefert der Verfasser einen Essay, der sicher in katholischen Laienorganisationen Anklang finden wird. Der Historiker, der sich mit der Geschichte der katholischen Soziallehre im 19. Jahrhundert beschäftigen will, erhält wenig neue Anstöße.

Axel Kellmann

Gewerbefleiß. Handwerk, Klein- und Mittelbetriebe seit 1850. Bearb. von Dorothea SCHMIDT (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, H. 19). – Bremen: Edition Temmen 1997. 260 S.

Der vorliegende Sammelband, der sich mit dem Handwerk, d. h. mittelständischen Handwerks-

betrieben bzw. -berufen, Bremens unter den Bedingungen der fortschreitenden und entwickelten Industrialisierung beschäftigt, will kein weiteres Werk über die Krise des Handwerks sein, viel eher das Gegenteil. Sein Ziel ist es zu untersuchen, daß und wie sich das lokale Handwerk gegenüber Industrie und Manufakturbetrieb behauptet und entwickelt habe. Gegen die alte und mittlerweile allgemein als überholt eingestufte These von der Verdrängung des Handwerks setzt die Herausgeberin die These, „daß die Expansion der Großindustrie seit dem letzten Jahrhundert zu fast allen Zeiten vom Wachstum der mittleren und kleinen Betriebe begleitet war“ (S. 8). Dies wird am Bremer Beispiel nicht mittels quantifizierender, statistisch orientierter Analysen belegt, sondern in fünf Fallstudien angegangen.

Um es vorwegzunehmen: Nur Dorothea Schmidts eigene Untersuchung des Verhältnisses von „Industrie und Handwerk in Bremen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg“ verfolgt explizit die o. a. Zielsetzung des Sammelbandes. Sie zeichnet dabei ein positives Bild der Entwicklung der mittelständischen und kleingewerblichen Betriebe und damit der Behauptung der „handwerklichen“ Produktionsform in der Handelsstadt Bremen. An Hand einzelner Firmenbeispiele beschreibt sie die vielfältige Gewerbeszenarie um die Jahrhundertwende und die Verhältnisse in den einzelnen Branchen; sie untersucht die Entwicklung der gewerblichen Struktur und Ausrichtung (Betriebszwecke, -größen etc.), den Stellenwert der kleineren und mittleren Betriebe sowie die Lage der in ihnen beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen (S. 12). Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Entwicklung der einzelnen Unternehmenszweige und ihrer Größe in Abhängigkeit von der bremischen Zollpolitik (Zollanschluß 1888), des dominierenden Handelskapitals und des damit verbundenen Verhältnisses Stadt – Umland. Damit werden aber auch die sich einer Verallgemeinerung sperrenden, spezifisch Bremer ökonomischen und handelspolitischen Strukturmerkmale deutlich.

Für das 19. Jahrhundert diagnostiziert Schmidt insgesamt einen Niedergang der import(handels-) orientierten verarbeitenden Betriebe; der spektakuläre Aufstieg ab Ende der 1880er Jahre (S. 18 ff.) sei keineswegs identisch mit dem Untergang der kleineren und mittleren Betriebe gewesen. Es habe keine Verdrängung stattgefunden, vielmehr hätten alle – außer den Alleinbetrieben – zugenommen. Obwohl Schmidt differenziert die Entwicklung in den Branchen Bekleidung, Holz-

und Schnitzstoffe und Baugewerbe (S. 26) angeht, kommt dabei das eigentliche Handwerk etwas zu kurz. Problematisch ist ihre Argumentation mit der Zählung von 1907, die einen Zuwachs der Beschäftigten „in allen wichtigen Handwerkszweigen“ belegen soll (S. 27), beruhen die Zahlen doch auf einer Selbstbezeichnung als „Handwerksmeister“. Auch kann man die Zahlen des Schlachtergewerbes nicht nur für Handwerker reklamieren (S. 33). Methodische Überlegungen zur Fixierung des Handwerks als Produktionsform finden sich kaum. Und hinsichtlich seiner Umstrukturierung geht die Autorin eigentlich nur auf die Maschinisierung ein.

Die weiteren vier Fallstudien widmen sich einzelnen Betrieben und Branchen; sie sind jedoch nicht mehr paradigmatisch orientiert und gehen daher auch nicht explizit auf das Konzept der Herausgeberin ein, in das sie sich überdies z. T. kaum integrieren lassen. So untersucht Horst Gnettner mit der Steingutfabrik Witteburg (Zeitraum 1852 bis 1953) einen Betrieb, der vom Produktionsablauf schwerlich als Handwerksbetrieb bezeichnet werden kann. Und Peter Benjes Darstellung der Einführung der maschinellen Holzbearbeitung im Bremer Tischlereigewerbe verdeutlicht besonders anschaulich die entgegengesetzten Auswirkungen der Maschinisierung: während sie das Überleben der untersuchten „Fabriken“ in den ersten Industrialisierungsjahren sicherte, machte sie der Selbständigkeit zahlreicher Kleinhändler und -gewerbetreibenden den Garaus (z. B. S. 95).

Speziellen Fragestellungen einzelner Branchen folgen die beiden anderen Aufsätze. Uta Stolle liefert eine kurze Skizze der Schornsteinfegeri am Beispiel einer Bremer Schornsteinfeger-„Dynastie“, und Eva Schöck-Quinteros widmet sich den Bremer Schneidermeisterinnen und ihrem Fachverein im 20. Jahrhundert, im ersten Teil in Form weiblicher Erwerbsbiographien. Etwas quer zur eigentlichen Intention der Herausgeberin steht ebenfalls der von ihr eingeleitete Reprint von Friedrich Eberts Erhebung über die Lage der Arbeiter im Bremer Bäckergewerbe aus dem Jahre 1892.

So wird auch am Beispiel Bremens eine sattem bekannte Ambivalenz deutlich: findige, kapital-kraftige Handwerker „überleben“ den Industrialisierungsprozeß unter teilweise erheblicher Veränderung des Produktionsablaufs, während und weil andere kleine Gewerbebetriebe absterben. Läßt man das Rahmenkonzept des Sammelbandes außer acht, so liefern die einzelnen Autoren

nicht nur einen Einblick in diverse Bremer Firmen und gewerbliche Sparten, sondern auch interessante Längsschnitte technik- und sozialgeschichtlicher Entwicklungen in eben diesen Gewerken, die auch für andere lokalhistorische bzw. branchenspezifische Untersuchungen von Interesse sein dürften.

Toni Offermann

FRIEDLER, Eric: Makkabi chai – Makkabi lebt. Die jüdische Sportbewegung in Deutschland 1898 bis 1998. Unter Mitarbeit von Barbara SIEBERT. Mit 138 Abbildungen in Duotone. – Wien und München: Verlag Christian Brandstätter 1998. 112 S.

Vor über hundert Jahren, am 22. Oktober 1898, gründeten in Berlin jüdische Turner den Verein „Bar Kochba Berlin“, den ersten jüdischen Sportverein in Deutschland. Dieses Jubiläum nimmt der Journalist Eric Friedler zum Anlaß, den Versuch einer Gesamtdarstellung der wechselvollen Geschichte der jüdischen Sportbewegung, die mit „Bar Kochba“ ihren Anfang nahm, zu wagen.

„Makkabi chai“, der Titel des Bandes, deutet jedoch bereits an, daß ein bestimmter Zweig der vielfältigen jüdischen Sportgeschichte im Vordergrund steht. Friedler beschreibt in erster Linie die Entstehung, Zerstörung und das Wiederaufleben des „Deutschen Makkabi-Kreises“ und die Entwicklung der Nachfolgeorganisation „Makkabi Deutschland“. Nicht zuletzt durch das Vorwort des derzeitigen „Makkabi“-Präsidenten Peter Guttmann erhält das Buch den Charakter einer Festschrift für den heute rund zweitausend Mitglieder starken Verband, der auch den Druck unterstützte.

Doch Friedler präsentiert die Geschichte der jüdischen „Makkabi“-Vereine durchaus im Zusammenhang mit allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Prozessen, mit Fragen der innerjüdischen Entwicklung und auch mit Veränderungen im Sport. So gibt er zum Beispiel Einblicke in den in der deutschen Sportbewegung vorhandenen Antisemitismus, der schon auf „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn zurückgeht und der schließlich Voraussetzung für die große Affinität der bürgerlichen Sportbewegung zum Nationalsozialismus wurde.

Ein eigenes Kapitel ist der weiblichen Rolle im jüdischen Sport gewidmet. Auch bei jüdischen Männern waren erhebliche Vorbehalte gegen

Frauensport vorhanden, doch gelang die Durchsetzung „der Forderung nach Gleichberechtigung im Bereich des Turnens [...] den Turnerinnen in den jüdischen Turnvereinen im großen und ganzen schneller als ihren Turnschwestern in den Vereinen der Deutschen Turnerschaft“ (S. 23).

Ein Schwerpunkt in Friedlers Buch liegt auf der Beschreibung der Differenzen zwischen Zionisten und deutsch-nationalen Juden. Auch in der Sportbewegung fanden diese Auseinandersetzungen ihren Niederschlag: seit der 1919 erfolgten Gründung des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“, der zur Abwehr antijüdischer Vorurteile gegründet worden war und „die patriotische Gesinnung der ehemaligen Soldaten an die nachfolgende junge Generation weitergeben“ (S. 36) wollte, gab es auch im Sport eine Aufspaltung, die schließlich 1925 zur Gründung der „Schild“-Vereine führte.

Die Spaltung tat freilich dem Wachstum der jüdischen Sportbewegung in der Weimarer Republik keinen Abbruch, doch organisierten sowohl die zionistischen als auch die „Schild“-Vereine nur eine Minderheit jüdischer Sportler. Dies änderte sich erst zwangsweise nach 1933/34, als die „Arisierung“ der deutschen Sportbewegung begann; wer als Jude Sport treiben wollte, durfte dies nur im Rahmen des Reichsausschusses jüdischer Sportverbände: „Die jüdische Sportbewegung, die in den Jahrzehnten vor 1933 nur eine Minderheit der Juden in Deutschland mobilisieren konnte, hatte sich unter dem Druck der Verhältnisse in eine Massenbewegung gewandelt“ (S. 73).

Friedler befaßt sich in seiner Darstellung zudem mit den Makkabiaden, mit der Verbindung von jüdischer Sport- und Jugendbewegung, mit den Olympischen Spielen von 1936, mit der Zerstörung des jüdischen Sportlebens durch die Nationalsozialisten und mit dem Sport in den Displaced-Persons-Lagern der Nachkriegszeit. Deutlich zu knapp fällt die Beschreibung der Geschichte jüdischen Sports in Deutschland nach 1945 aus. Auf nur etwa zweieinhalb Textseiten wird die 33jährige Geschichte des 1965 (wieder)gegründeten „Makkabi Deutschland“ abgehandelt.

Doch dieses Defizit besitzt im Verhältnis zu anderen Problemen in Friedlers Buch geringere Bedeutung. Wer hier neue Erkenntnisse über die Geschichte des jüdischen Sports erwartet, wird enttäuscht. Die Darstellung bleibt in der Regel auf die Wiedergabe der Ergebnisse einiger – aber nicht aller – Standardwerke (etwa von Hajo Bennett, Hartmut Becker und Felix Simmenauer) zu

den jeweiligen Themen beschränkt. Bis auf den Reprint der „Jüdischen Turnzeitung“ wurden darüber hinaus auch keine Quellenbestände herangezogen.

Weitgehend „stumm“ bleiben in der Darstellung die Sportler selber. Spätestens im Kapitel über die DP-Lager wünscht sich der Leser Berichte und Erzählungen von Zeitzeugen, mit denen auch das Fotomaterial, das oft privaten Charakter besitzt, besser eingebunden worden wäre. – Die insgesamt 138 Fotos hätten darüber hinaus eine sorgfältigere Behandlung verdient gehabt. Eine Publikation mit derartig umfangreichem Bildanteil tendiert zum bloßen Bildband, wenn nicht die Fotos als eigenständige historische Quelle begriffen werden. Zum Teil wenig aussagekräftige Bildunterschriften ersetzen eine statt dessen wünschenswerte fotohistorische Betrachtung. Nicht zuletzt hätte sich auch die Recherche in weiteren Bildarchiven (außer den ausgewerteten Archiven des Makkabi Deutschland, des Pierre Gildesgame Makkabi Sportmuseums in Ramat Gan und einiger Privatbestände) als lohnenswert erwiesen. Es fehlen beispielsweise die Aufnahmen des jüdischen Fotografen Herbert Sonnenfeld, der jüdische Sportveranstaltungen in Berlin während des Nationalsozialismus dokumentiert hat.

Die Liste ließe sich fortsetzen – so fehlt etwa auch eine Darstellung jüdischer Traditionen im Arbeitersport und der Geschichte von Juden in nichtjüdischen Vereinen.

Doch trotz aller Kritik bleibt festzuhalten, daß Friedlers Buch als Einstieg in einen wichtigen Teil der jüdischen Sportgeschichte geeignet ist – und nicht zuletzt die Fotos regen eine weitergehende Beschäftigung mit dem Thema an.

Philipp Springer

KRUSCH, Hans-Joachim: **Linksregierungen im Visier. Reichsexekutive 1923.** – Schkeuditz: GNN-Verlag 1999. 205 S.

Die Reichsexekution von 1923 gegen die sozialdemokratisch-kommunistische Landesregierung in Sachsen, die zusammen mit einer zweiten „Arbeiterregierung“ in Thüringen eine Art „roten Block“ zwischen der bedrängten Regierung der großen Koalition in Berlin und der „Ordnungszelle Bayern“ bildete, spielte im Jubiläumsjahr 1998 leider keine Rolle im politisch-historischen Bewußtsein der Bundesrepublik. Dies

nahm Hans-Joachim Krusch zum Anlaß, um seine früheren Forschungen nochmals aufzunehmen und eine gleichsam aktualisierte Geschichte der Linksregierungen in Dresden und Weimar zu liefern. So sinnvoll es ist, an dieses in der Bundesrepublik und der DDR verdrängte Kapitel deutscher Geschichte zu erinnern, so wenig ist dem Verfasser eine überzeugende Darstellung gelungen.

Dies liegt zum einen daran, daß er die „Vorgeschichte“ der kommunistischen Regierungsbeteiligung vollständig ausblendet und damit im Grunde die spezifischen Leistungen einer Reformpolitik im Landesmaßstab unterschlägt, die selbst heute geradezu modern anmuten. Als zweiter Mangel tritt hinzu, daß eigentlich nicht geklärt wird, welche politischen Handlungsspielräume für eine (nichtpreußische) Landesregierung wirklich bestanden haben. Diese erschienen bereits den Zeitgenossen größer, als sie wirklich waren. Die Politik der mitteldeutschen Linksregierungen in die Perspektive der sozialen und politischen Klassenkämpfe in Deutschland einzuordnen ist zwar zweifellos nötig, doch schrumpfen die Landesregierungen und die sie tragenden Kräfte dabei unter der Hand zu lediglich intermediären Phänomenen im großen Kampf „der“ Arbeiter gegen „das“ Kapital.

Drittens überzeugt in keiner Weise die Darstellung der KPD und ihrer Politik, und dies in mehrfacher Hinsicht: 1. Die innerparteilichen Konflikte, die rasche Veränderung politischer Konstellationen und die handelnden Personen bleiben gänzlich im dunkeln. 2. Die widersprüchliche, schaukelnde Politik der mitteldeutschen KPD-Gliederungen wird nachträglich geradezu glattgebügelt. 3. Auf die konkrete Regierungstätigkeit der KPD-Minister wird mit keinem Wort eingegangen. 4. Die Entscheidungsstrukturen in der KPD, das Verhältnis der mitteldeutschen Gliederungen zur Zentrale und zur Komintern bleiben unklar. Neuere Quellen zeigen indes, wie intensiv der „deutsche Oktober“ in Moskau vorbereitet wurde und welche politischen Fehleinschätzungen zumindest Heinrich Brandler in der Siegeratmosphäre der sowjetrussischen Hauptstadt unterliefen. Die Tragik des Scheiterns der Linksregierung blitzt allenfalls auf, wenn Krusch auf die weiteren Lebensläufe der Protagonisten einer linksrepublikanischen Politik eingeht, die den Weg in eine soziale und demokratische Republik wenigstens vorübergehend wach-, wenn nicht gar offenzuhalten versuchte.

Daß die Monographie aber auch im Kleinen wissenschaftlich-kritischen Anforderungen nicht

genügt, belegt etwa die Darstellung der legendären Chemnitzer Konferenz, auf der der Aufstand endgültig abgesagt wurde. So werden noch einmal die offiziellen Teilnehmerzahlen und die Organisationen, die sie vertraten, aufgezählt, aber nicht gesagt, daß die KPD seit Wochen auf die Konferenz hin mobilisiert hatte, die Abgesandten aus anderen Teilen des Reiches „bestellt“ worden waren und die Kommunisten im Publikum die Mehrheit besaßen, was natürlich auch die sozialdemokratischen Minister wußten und deshalb bereits vor der Konferenz klargemacht hatten, daß sie kein Konferenzergebnis mittragen würden, das gegen sie zustande käme. Statt Analyse erhält der Leser Floskeln wie „der Verlauf der Konferenz zeigte, daß die sozialdemokratisch-kommunistische Regierung bei den Konferenzteilnehmern großes Ansehen genoß [...]“ (S. 77). Auf der anderen Seite mag man die Rede von den „Drahtziehern in den Zentren der staatlichen Macht und die mit ihnen verbundenen Kreise des Finanzkapitals“ (S. 56) auch nicht mehr hören, sondern will konkret wissen, wer damit eigentlich gemeint ist.

Kruschs Darstellung, die leider auch die neueren Forschungen der letzten Jahre vollständig ignoriert, wird somit weder der Sache, noch dem verfolgten Zweck, die KPD-Politik in ein günstigeres Licht zu rücken, um die alte-neue Einheitsfrontpolitik historisch zu legitimieren, gerecht. Es bleibt eine tendenziöse und moralisierende Darstellung, die das kritische Urteil des interessierten Lesers manches Mal unterschätzt und die deshalb eben nicht „den Herrschenden in der Bundesrepublik den Spiegel ihrer eigenen Geschichte“ (Vorwort) vorhält, sondern die einmal mehr belegt, daß solcherart Geschichtsschreibung weder leben noch sterben kann, sondern anscheinend dazu verurteilt ist, weiterhin umherzugeistern.

Karsten Rudolph

LUDWIG, Cordula: **Korruption und Nationalsozialismus in Berlin 1924–1934** (= Geschichtliche Grundlagen der Politik. Hrsg. von Peter Steinbach, Bd. 1). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1998. XVI, 418 S.

Barmat-Sumpf, Kutisker-Affäre, Sklarek-Skandal, „Fall Böß“ – wer immer zur Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik geforscht hat, ist auf diese Stichworte bzw. Reizvokabeln gestoßen.

Um so mehr überrascht es, daß – wie der Herausgeber Steinbach feststellt – „bisher niemals im Zusammenhang“ untersucht wurde, welche Bedeutung die Korruption für die Zerstörung der Weimarer Republik gehabt hat (S. X). Die Verfasserin, die dies – exemplarisch beschränkt auf die Reichshauptstadt Berlin – nachgeholt hat, ging dabei von der These aus, daß die Instrumentalisierung der Korruption „neben ‚Verführung und Gewalt‘ zu den wichtigsten Elementen der nationalsozialistischen Politik im Prozeß der sogenannten ‚Machtergreifung‘“ gehörte (S. 6).

Diese Untersuchung unternimmt sie in drei Schritten: Erstens stellt die Verfasserin die Skandale der Weimarer Republik dar, beginnend mit den Personen: jenem Kaufmann Kutisker, der durch Bestechung seine Kreditbetrügereien ermöglichte und 30 Millionen Goldmark Schaden anrichtete; den Gebrüdern Barmat, die dank bester Beziehungen zu sozialdemokratischen Spitzenpolitikern¹ die gleichen Delikte begehen konnten und zu deren „Opfern“ auch der Reichspostminister a. D. Hoefle (Zentrum) gehörte, der 1925 in der Untersuchungshaft starb; den Sklarek-Brüdern, die erst einen Monopollieferungsvertrag für die Stadt Berlin ergatterten und dann, eifrig bestechend, die Kommune mit fingierten Rechnungen betrogen; nicht zuletzt dem Oberbürgermeister Dr. Böß (DDP) mit seiner unmöglichen Art, eine Nerzjacke für die Gattin im Wert von 5000 RM sich als „Schnäppchen“ für ganze 375 RM von den besagten Sklareks liefern zu lassen, samt den geradezu kläglichem Ausreden und Beschönigungen, als die Sache ruchbar wurde (S. 177 f.). Dazu gehörten aber auch Strukturen: daß die Stadt Berlin auf dem Höhepunkt der Inflation 1923 für wertlose Papiermark ihre gesamten Hafenanlagen auf fünfzig Jahre an ein privates Konsortium veräußerte („Behalva-Vertrag“), das tüchtig „geschmiert“ hatte, oder daß die Stadt, die den U-Bahn-Bau vorantreiben wollte, auf private Gesellschaftsformen auswich, um die nötigen Grundstücke „verdeckt“ zu erwerben, wobei sie sich von den Verkäufern kräftig übervorteilen ließ.

Über diese Geschäfte gibt Ludwig bis in alle Einzelheiten Auskunft, wobei sie sich vor allem auf die Akten des Stadtpräsidenten, des Generalstaatsanwalts beim Landgericht und des einschlägigen Untersuchungsausschusses des Preußischen Landtags stützt; Schemata für „Zuwendungen“ (S. 144) und Verflechtungen (S. 151) sowie insbesondere ein Personenregister erleichtern die Orientierung. Resümee: Über die einschlägigen

(Bestechungs-)Verbrechen und Vergehen im Amt hinaus zeigte sich ein bemerkenswertes Bild von Mißwirtschaft: fachliche Inkompetenz, parteipolitische Interessenwirtschaft, Verquickung von Amt und persönlicher Ambition, politische Stil- und Instinktlosigkeit, dreiste Lügeereien; dazu unzureichende Organisation, Intransparenz, versagende Kontrolle.

Zweitens schildert Ludwig die politischen Kämpfe, die diese Skandale auslösten, ihre propagandistische Ausschlichtung – zunächst durch die KPD, dann durch die NSDAP, hier besonders antisemitisch „aufgemacht“ – und die justitiellen Versuche der Aufarbeitung. Dabei wird allerdings der Anstoß nicht hinreichend deutlich, den dieses Treiben erregte, da die Verfasserin immer nur die historischen Zahlenbeträge angibt, ohne deren seinerzeitigen Wert zu vermitteln. Welche Empfindungen aber z. B. die 58 000 RM „Honorar“, die der Vorsitzende der SPD-Fraktion im Preußischen Landtag, Heilmann, allein von der Stadt Berlin einstrich (S. 280), an der Basis auslösten, wird erst klar, wenn man diese Summe mit dem durchschnittlichen Stundenlohnniveau von 87,1 Pfennig (1925) korreliert. Das „normale Empfinden der breiten Volksschichten“ (Keil), von Ludwig ein bißchen abgetan (S. 24), bekommt vor diesem Hintergrund durchaus Konturen. Die Nationalsozialisten nützten hier – mit wie bösem Willen auch immer, Ludwig spöttelt sogar, es habe nur an Gelegenheit gefehlt (S. 35, S. 382) – die deutsche Ideologie der (früher) „sauberen“, moralisch einwandfreien Verwaltung aus, um die neuen Eliten und mit ihnen die neue Staatsform der demokratischen Republik zu diskreditieren. Und dies gelang mit bestem Erfolg. Indem die hemmungslose Geschäftemacherei einzelner als Krebsgeschwür des politischen Systems erschien, wurde ein politischer Schaden angerichtet, der weit über haushaltsmäßige Nachteile hinausging.

Im dritten Teil behandelt Ludwig die angekündigte „Abrechnung“ der Nationalsozialisten nach dem 30. Januar 1933, vor allem anhand der Unterlagen des Staatskommissars Lippert. Ungeachtet aller starken Worte fiel diese aber eher mäßig aus. Einige Missetäter waren gestorben, andere ins Ausland ausgewichen, wieder andere saßen bereits in Strafhäft, und schließlich funktionierte die Justiz in großen Teilen noch rechtsstaatlich (Verjährung!), so daß man etwa dem bereits zur Zeit der Republik mit 3000 RM Geldstrafe belegten ehemaligen Oberbürgermeister Böß, obschon er sieben Monate in Haft verbringen mußte, letztlich nichts weiter anhaben konnte. Immerhin wurden

die Behala-Aktien von der Stadt Berlin zurück-erworben und von einigen Grundstücksveräußern, die allzu sehr profitiert hatten, „Zurückvergütungen“ erlangt – jeweils unter Umständen, die Ludwig durchaus zu Recht als Erpressung bezeichnet (S. 280, S. 311). Bereits im Herbst 1933 wich der Eifer der Nationalsozialisten für Korruptionsbekämpfung dem Interesse des konsolidierten Regimes an der Wahrung des „Betriebsfriedens“.

Dies alles breitet Ludwig in ihrer überaus detaillierten, quellengesättigten Studie aus – aber noch viel mehr, und da wird es problematisch. Lange Partien gehen über institutionelle Konflikte und Personenrivalitäten, Firmen- und insbesondere „Arisierungs“geschichte wird dargestellt, und sonstige politische „Säuberungs“aktionen kommen hinzu – der Zusammenhang mit der Ausgangsüberlegung: die Skandale der Republik als ein wesentliches Moment ihrer Schwächung, wird dadurch eher verschüttet. Bisweilen kann die Verfasserin gar nicht mehr aufhören und referiert vor lauter Finderstolz, was sonst noch alles in der Akte steht. Sogar 42 (an sich interessante) Seiten über „Die Korruptions(bekämpfung) im Dritten Reich“ werden sozusagen „angepappt“, was wohl unter den „weich“ formulierten Titel „Korruption und Nationalsozialismus“ paßt, aber abseits der Kernthese liegt, daß die NSDAP die Korruption der Republik für ihre Zwecke ausnützte.

Diese mangelnde Straffheit und Stringenz der Darstellung ist aus doppeltem Grund mißlich. Zum einen ist die Arbeit ohnehin sehr umfangreich. Auf die gezählten 417 Seiten hat die Verfasserin durch geringe Schriftgröße und gedrängtes Layout erheblich mehr Stoff als üblich „gepackt“; hier wäre vieles zu streichen gewesen. Zum anderen werden aber gerade angesichts der deskriptiven Fülle etliche analytische Anstrengungen vermißt. Statt raum- und zeitgelöster Korruptionsbetrachtungen (altes Ägypten, Entwicklungsländer) bzw. verstiegener mathematischer Formeln über die Kalküls von Bestechenden und Bestochenen (S. 29) wäre die Analyse eines konkreten Mentalitätskonflikts geboten gewesen: Ein älteres preußisches Staatsdiener-Ethos, das auf dem Begriff des öffentlichen Amtes gründete, stieß in der Weimarer Republik (illustrativ S. 117 f., S. 121 f.) mit einer „modernen“ Busineßeinstellung zusammen, die allein „verdienen“ wollte und die eigene berufliche Position als günstige Gelegenheit zur Bereicherung auffaßte.

Nicht gestellt wird die Frage nach der personalpolitischen Verantwortung. Wie waren diese

Leute in ihre Ämter gelangt? Der Typus des „Aufsteigers“ aus der SPD bzw. auch KPD erklärt viele, aber nicht alle Fälle. Der Oberbürgermeister, der sich als „Schnäppchenjäger“ betätigte, gehörte zweifellos zur alten Elite.

Nicht eingegangen wird auf die geradezu ins Auge springende Anfälligkeit der Leistungsverwaltung und der kommunalen Betriebe für solche Korruptionsercheinungen und auf die möglichen Ursachen („Filz“), die bis heute kaum beseitigt sind (als Stichwort für das jüngere Berlin sei nur „Kressmann-Zschach“ genannt).

So ist man mit dieser wichtigen Arbeit, die mit immensem Fleiß geschrieben wurde, schließlich doch nicht ganz zufrieden.

1 Vgl. *Karlludwig Rintelen, Ein undemokratischer Demokrat: Gustav Bauer. Gewerkschaftsführer, Freund Friedrich Eberts, Reichskanzler. Eine politische Biographie, Frankfurt a. M. u. a. 1993.*

Otmar Jung

SCHMIDT, Herbert: **„Beabsichtige ich die Todesstrafe zu beantragen“. Die nationalsozialistische Sondergerichtsbarkeit im Oberlandesgerichtsbezirk Düsseldorf 1933 bis 1945** (= Düsseldorf Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 49). – Essen: Klartext Verlag 1998. 342 S.

Im Unterschied zu manchen anderen Themenbereichen hat die Auseinandersetzung mit der deutschen Justiz in der Zeit des Nationalsozialismus noch keinen zufriedenstellenden Stand erreicht, gerade auch im Rahmen der öffentlichen politischen Diskussion. Dieser Befund ist ein Ausgangspunkt für die Untersuchung über die Sondergerichte in einer westdeutschen Region, die Herbert Schmidt als Dissertation ausgearbeitet hat.

Im ersten, größeren Teil der Arbeit setzt sich der Autor mit der Entstehung und den Zuständigkeiten der Sondergerichte auseinander, wobei deutlich wird, in welchem Ausmaß diese bereits in der Weimarer Republik geschaffenen Einrichtungen während der NS-Zeit der Stabilisierung des Systems dienten. Jegliche Rechtsstaatlichkeit wurde – unter dem Deckmantel der Legitimität – zunichte gemacht. Im Zuge der Verordnungen vom Februar und März 1933 erschien letztlich jede gegnerische Gesinnung als justitiabel, was

durch das „Heimtücke-gesetz“ von Ende 1934 noch verschärft wurde.

In jedem Oberlandesgerichtsbezirk entstand im März 1933 ein Sondergericht. In Düsseldorf verhandelten die Richter, die gleichzeitig auch den üblichen Schwurgerichten angehörten, bis Kriegsbeginn 1939 gegen insgesamt 1130 Angeklagte in 773 Verfahren. Achtzig Prozent dieser Fälle bezogen sich auf sogenannte „Heimtücke“-Vergehen. Bis Mitte der dreißiger Jahre diente das Düsseldorfer Sondergericht der Zurückdrängung insbesondere der kommunistischen Oppositionsbewegung in der Region, während die Vergehen in den Jahren danach eher spontan und ohne parteipolitischen Hintergrund entstanden.

Nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges erweiterte sich die Zuständigkeit des Sondergerichtes erheblich. Bis Kriegsende kam es zu rund zweitausend Verfahren gegen insgesamt 3231 Angeklagte, von denen etwas mehr als ein Viertel Frauen waren (in der Vorkriegszeit lag dieser Anteil um etwa die Hälfte niedriger). Sie hatten sich zum größten Teil wegen Kriegswirtschafts- oder Rundfunkverbrechen zu verantworten, nicht zuletzt aber wegen Verstößen gegen die sogenannte Volksschädlingsverordnung, mit der man die Verfolgung unpolitischer Straftaten drastisch verschärft hatte. Die Zahl der Todesurteile betrug nach Ermittlungen des Autors 89, von denen die weitaus meisten in den Zeitraum des „totalen Krieges“ fielen. Eine besondere Beachtung schenkt Schmidt darüber hinaus auch der besonderen Verfolgung von Angehörigen mißliebiger gesellschaftlicher Gruppen, von den Zeugen Jehovas bis hin zu polnischen Fremdarbeitern, die während des Krieges beispielsweise wegen „deutschfeindlicher Äußerungen“ mit mehrjährigen Haftstrafen belangt wurden. Durch die Zunahme der Strafverfolgung entstanden im Jahre 1942 in Duisburg und in Wuppertal weitere Sondergerichte innerhalb des Oberlandesgerichtsbezirkes. Auch die dort durchgeführten Verfahren hat Schmidt, soweit es die etwas schlechtere Quellenlage zuließ, einer vergleichbaren Untersuchung unterzogen.

Im Anschluß daran findet sich ein letzter Abschnitt, in dem den Fragen nachgegangen wird, mit welchen Juristen man es an den Sondergerichten des Bezirkes zu tun hatte und auf welche Art und Weise die politischen und gerichtlichen Institutionen nach 1945 mit ihnen umgegangen sind. In diesen Zusammenhang gehört auch der sehr umfangreiche, fast neunzig Seiten umfassende Anhang, der aus biographischen Materialien zu den Richtern und Staatsanwälten der Sonder-

gerichte in Düsseldorf, Duisburg und Wuppertal besteht, eine Zusammenstellung von sicherlich subtilem Aussage-gewert über die Lebensläufe von Juristen, die sich dem nationalsozialistischen Unrechtssystem gegenüber als weitgehend willfährig erwiesen und anschließend nur in recht wenigen Fällen aus dem Justizdienst ausscheiden mußten. Hierin liegt überhaupt ein wichtiger Aspekt der vorliegenden Untersuchung: mit Nachdruck an konkreten Vorgängen zu belegen, wie sehr die bundesdeutsche Justiz bis in die jüngste Vergangenheit hinein darauf bedacht war, wenig zur Aufarbeitung oder Ausbesserung der nationalsozialistischen Sondergerichtsbarkeit zu tun.

Bei aller inhaltlichen Dichte und trotz des einsichtigen Aufbaus der Untersuchung vermißt man hier und da einen etwas stärkeren systematischen Zugriff. Viele Teile der Arbeit haben einen rein aufzählenden Charakter. Dagegen bleibt der Leser beispielsweise über das soziale Umfeld, in dem die Sondergerichte in der niederrheinischen Region situiert waren und das mithin ihre Wirksamkeit mitbestimmt haben muß, weitgehend im unklaren. Dennoch stellt Schmidts rechtsgeschichtliches Werk zweifellos einen wichtigen Baustein in der gegenwärtigen Forschung zur Justiz in der NS-Zeit dar. Eine interessante und erschreckende Fundgrube zum damaligen Alltag ist das Buch ohnehin.

Dietmar Simon

RUPPERT, Andreas, und Hansjörg RIECHERT: **Herrschaft und Akzeptanz. Der Nationalsozialismus in Lippe während der Kriegsjahre. Analyse und Dokumentation** (= Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen; Reihe C: Quellen und Forschungen, Bd. 41). – Opladen: Leske und Budrich 1998. 337 S.

Die bisher vorliegenden regionalhistorischen Studien zur NS-Zeit lassen sich meist unter drei Hauptaspekten zusammenfassen: Arbeiterwiderstand, kirchliche Opposition und widerständiges Verhalten aus der Bevölkerung; *industrial relations*, Lage und Verhalten der Arbeiterschaft bzw. in ländlichen Gebieten Lage der bäuerlichen Bevölkerung; der nationalsozialistische Rassismus und das Schicksal der Juden, der marginalisierten Minderheiten, der Kriegsgefangenen und der Fremdarbeiter. Sieht man von einzelnen, meist älteren Texten zur nationalsozialistischen Machtübernahme in den Gemeinden ab, ist die Rolle der

NSDAP und ihrer Formationen nach 1933 für die Gemeinden dagegen ebenso selten zureichend untersucht wie die eigentliche Kommunalpolitik in der Vorkriegs- oder gar in der Kriegsphase des Regimes. So bleibt das Bild der zwölfjährigen NS-Herrschaft für die deutschen Kommunen eigentümlich unkonturiert.

Angesichts dessen hat die Regionalstudie von Andreas Ruppert und Hansjörg Riechert über den Nationalsozialismus in Lippe während des Krieges nachgerade Pioniercharakter. Basierend auf einer recht umfassenden Quellenüberlieferung aus der NSDAP-Kreisleitung Lippe und aus ergänzendem Material, mit dem das Bild der Bevölkerungsstimmung komplettiert werden soll, zeichnen die Autoren zunächst die Struktur der regionalen NS-Herrschaft nach. Dann wenden sie sich dem Verhalten der lippischen Bevölkerung im Krieg zu und erörtern die Folgen der deutschen Rüstungswirtschaft für die Region. Den Schwerpunkt der Studie bildet die Darstellung der Machtpositionen und Aufgaben, die die NSDAP und vor allem ihr Kreisleiter Adolf Wedderwille während des Krieges innehatten.

Die NSDAP konnte in Lippe ihren Machtspielraum nach 1939 wohl deutlich erweitern. Sie sorgte für die Verbindung zwischen den Heimatgemeinden und den Frontsoldaten. Sie nahm Einfluß auf die Verwaltung, den Produktionssektor und die Verteilung der lebensnotwendigen Güter. Dabei wies die NSDAP konkrete Verantwortung zwar von sich, vermochte durch ständige und bisweilen wirksame Interventionen jedoch den Eindruck der Allzuständigkeit zu erwecken. Der NSDAP-Kreisleiter blieb zudem bis 1945 der Adressat für politische und unpolitische Anliegen aller Art. Erst für die letzten Monate des Krieges konstatieren die Autoren ein „Scheitern der Parteiaktivitäten“.

Das Verhalten der lippischen Bevölkerung zwischen Stillhalten und Akzeptanz der NS-Politik basierte nicht zuletzt darauf, daß die Partei die vopolitischen gesellschaftlichen Strukturen in der Region unangetastet ließ, solange die Vorgaben der Staats- und NSDAP-Führung nicht auf Widerstand stießen. Auch die Repression und der Terror gegen NS-Gegner und marginalisierte Minderheiten, insbesondere die Verfolgung der Juden, ließen in der Bevölkerung keinen erkennbaren Dissens zur NSDAP aufkommen. Im Lichte dieser Befunde erscheint das nach 1945 verbreitete Bild von den lokalen NSDAP-Funktionären als isolierten und verhaßten „Goldfasanen“ und „Bonzen“ zu weiten Teilen als ein Konstrukt,

dessen Sinn es war, selbst den Befürwortern des Regimes zu gestatten, sich ex post zu Opfern der NS-Herrschaft zu stilisieren.

Die Probleme des Buches ergeben sich aus dem Wunsch der Autoren, ihren Resultaten das Gewicht überregionaler Gültigkeit zu verschaffen. Während sie im empirischen Teil ihrer Studie zu Recht die Spezifika des Landes Lippe – die bäuerliche Mentalität und Sozialstruktur der Bevölkerung sowie das Verschontbleiben von alliierten Bombenangriffen – unterstreichen, führen sie in ihrer Zusammenfassung recht undifferenziert aus, die Mobilisierungsfähigkeit der lippischen NSDAP und die Haltung der dortigen Bevölkerung gegenüber der Partei seien im großen und ganzen paradigmatisch für das Deutsche Reich gewesen. Dagegen sprechen zum Beispiel die Ergebnisse von Wolfgang Franz Werners sorgfältiger Studie „Bleib übrig. Deutsche Arbeiter in der NS-Kriegswirtschaft“ aus dem Jahre 1983. Überhaupt wäre es wünschenswert gewesen, daß Ruppert und Riechert den Stand der Forschung zur Rolle der NSDAP zwischen 1933 und 1945 ausführlicher diskutiert hätten.

Die Autoren neigen schließlich dazu, den Mangel an offenem Dissens zur NSDAP pauschal als Bevölkerungskonsens zu interpretieren, ohne die Kategorie „Gleichgültigkeit“ zu diskutieren. Und wenn sie behaupten, die „vorherrschenden Richtungen der historischen Forschung“ hielten an einer „starren Gegenüberstellung“ von NS-Regime und einer für weitgehend resistent gehaltenen Bevölkerung fest, so entspricht das schlichtweg nicht den Tatsachen. Kurz: Sobald die Autoren ihre bemerkenswerten regionalen Befunde verallgemeinern, ist Skepsis angebracht.

Michael Zimmermann

Republik im Niemandsland. Ein Schwarzenberg-Lesebuch. Hrsg. von Jochen ČERNÝ, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V., Leipzig. – Schkeuditz: GNN-Verlag 1997. 392 S.

Schwarzenberg ist eine kleine Stadt im Erzgebirge und scheint seit dem Erscheinen von Stefan Heyms gleichnamigen Buch auch eine Inkarnation der Frage „Was wäre, wenn?“ zu sein. „Was wäre gewesen, wenn Nazideutschland, wie jene Enklave um Schwarzenberg, nicht besetzt worden wäre und Antifaschisten verschiedener Couleur die Geschicke bestimmt hätten?“ Heyms Buch

wirkt, jenseits der historischen Fakten und Bedingungen, als historischer Mythos wie das für einen Roman legitim ist. 1995, fünfzig Jahre nach Ende der real nie existenten „Freien Republik Schwarzenberg“, trafen sich Augenzeugen, Hobby- und Fachhistoriker sowie andere Interessierte, um sich vor dem nicht wegzudenkendem Hintergrund der Heymschen Utopie den damaligen Ereignissen erneut zu nähern. Zwei Jahre später erschien der Tagungsband, herausgegeben von den PDS-nahen Vereinen *Rosa-Luxemburg-Stiftung*, *Helle Panke* und *Konkrete Utopien*. Die eher einfache Aufmachung des Bandes wird durch den sehr günstigen Preis mehr als aufgewogen. Allein der Titel „Republik im Niemandsland“ wirkt irreführend, verweist doch ein Großteil der Tagungsbeiträge auf die Nichtexistenz einer „Republik“, um statt dessen Konstitution und Bedingungen genauer zu beschreiben. Aber ein Lesebuch, wie im Untertitel aufgeführt, ist der Band allemal.

Der allergrößte Teil der Beiträge ist lesenswert, so daß auch die weniger gelungenen den Eindruck nicht trüben können.

Im ersten Abschnitt, der den *Erinnerungen* gewidmet ist, geht es um den unmittelbaren und subjektiven Blick auf jene Zeit. So schildert Hans Lauter seine Zeit im Zuchthaus Waldheim und die Überlegungen antifaschistischer Häftlinge zur Nachkriegsordnung. Dieter Wittich beschreibt in seinem Beitrag die Machtverhältnisse, wie er sie im Mai/Juni 1945 im nahen Thüringen erlebt hat. Die sich anschließenden Erinnerungen von Paul Korb und Wolfgang Kießling gehören zu den interessantesten Artikeln des Bandes. Korb, letztes noch lebendes Mitglied des Antifaschistischen Aktionsausschusses von Schwarzenberg, berichtet über die Situation ab März 1945. Daß sich ihm die Geschichte – „auch wenn ich 100 Jahre alt bin, kann ich sie wahrheitsgetreu wiedergeben“ – fest eingeprägt hat, kann man in jedem Satz spüren. Im Gegensatz zu Heyms Utopie wird hier glaubhaft klar, daß die Prämissen der Antifaschisten von Schwarzenberg eher pragmatisch als utopisch waren. Im Vordergrund standen der Schutz vor marodierenden Wehrmachts- und SS-Einheiten und die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Im Schwarzenberger Mikrokosmos kannte jeder jeden. Nur so war es möglich, ehemalige KPD- und SPD-Mitglieder, aber auch einige Bürgerliche in kurzer Zeit für die Mithilfe zu aktivieren. (Verwunderlich aber, daß kaum Mitglieder der Splitter KPO und SAP auftauchen, die doch vor 1933 im Erzgebirge regen Zulauf hatten.)

Paul Korb beschreibt aber auch das Vorgehen in anderen Orten des Gebietes. Schnell wird klar, daß vor allem die lokalen Machtverhältnisse und Bedingungen für die einzelnen Ausschüsse bestimmend waren. „In jener Zeit war jeder Ort seine eigene ‚Republik‘“ (S. 35). Kontakte zu den Alliierten wurden von Anfang an gesucht, nicht immer ohne Probleme. Für die Darstellung wäre es nicht uninteressant gewesen, hätte Korb die angedeuteten Auseinandersetzungen etwas genauer beschrieben, zumal sich im Band kein Beitrag der „anderen Seite“ – der ehemaligen Alliierten – befindet.

Wolfgang Kießling, 1929 in Beierfeld, zwischen Aue und Schwarzenberg, geboren, gehörte zu jener „Flakhelfergeneration“, die noch für den Endsieg, sei es als „Volkssturm“ oder „Werwölfe“, mobilisiert werden sollte. Wegen einer Behinderung konnte er der Musterung entgehen und wurde dem letzten Beierfelder HJ-Führer zugeordnet. So erlebte er mit, wie Panzersperren gebaut und letzte Durchhalteparolen ausgegeben wurden. „Es klang in meinen Ohren, als sollte die Hauptstraße meines Heimatdorfes zur Siegesallee in der letzten Stunde des Krieges werden“ (S. 44). In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1945, also noch einige Tage nach der Kapitulation, wurden der HJ-Führer und Kießling zum Ortsgruppenleiter der NSDAP bestellt, der den Jugendlichen seine Sicht der Dinge enthüllte. Nachdem er die Niederlage des Nationalsozialismus eingestanden hatte, wandte er sich den zukünftigen Machtverhältnissen zu. „Ergo, solange sich in Beierfeld keine Siegermacht zeige, könnten nur die Kommunisten die Geschicke der Gemeinde in die Hand nehmen. [...] Es zähle allein, daß sie unser Hauptfeind in Deutschland waren und daraus den Anspruch ableiten könnten, für die Folgen unserer Politik nicht verantwortlich zu sein“ (S. 44). In Beierfeld wurde der Bürgermeister zunächst abgesetzt, aber da man sich vor allem wegen der Versorgungslage seiner Fachkenntnisse versichern wollte, einige Zeit später dem Antifaausschuß beigeordnet. Kießlings Schilderung der anschließenden besatzungsfreien Zeit ist sehr detailliert und er selbst darum bemüht, die alltäglichen Schwierigkeiten differenziert zu beschreiben. Das ist um so bemerkenswerter, als Kießling, wie im Beitrag von Jochen Černý im selben Band angemerkt wird (S. 186), Werner Groß' Buch über die besatzungsfreie Zeit „Die ersten Schritte“ in einer Rezension für die BzG 1962 noch an den politisch-ideologischen Prämissen der SED maß.

Ein kurzer Beitrag, der schon 1973 von Willy Irmisch, dem ersten Bürgermeister nach 1945 in

Schwarzenberg, verfaßt wurde, schließt sich an Kieblings Darstellung an. Werner Groß, der schon erwähnte Autor von „Die ersten Schritte“, schildert in seinen Erinnerungen die „Anfänge der Forschungen“ über die Nachkriegszeit im Schwarzenberger Gebiet. Der gleichen Generation wie Kiebling angehörend und in einem Ortsteil Schwarzenbergs aufgewachsen, nahm er die besatzungsfreie Zeit als Jugendlischer wahr. Als Student an der Karl-Marx-Universität Leipzig wurde er 1956 durch Walter Bartel angeregt, diese Zeit zum Thema seiner Diplomarbeit zu machen. Im folgendem Jahr trafen er und Bartel sich mit 37 „Aktivisten der ersten Stunde“ in Schwarzenberg – eine phantastische Quellsituation. Problematischer war zu dieser Zeit noch die Arbeit in den örtlichen Archiven, in denen der größte Teil des Materials noch ungeordnet war. 1961 erschien schließlich sein Buch. Es wurde vor allem in seiner Heimat populär, kritische Rezensionen der wesentlichsten Geschichtszeitschriften der DDR bemängelten jedoch, daß die „führende Rolle der Partei“ zu wenig herausgearbeitet sei. Hier konstituiert sich auch das Dilemma der Schwarzenberg-Forschung in der DDR, die in der Folge hauptsächlich Heimatforschern und Schriftstellern vorbehalten blieb.

Den Erinnerungen folgt ein Komplex *Forschungen*. Kürzeren Beiträgen von Karl Heinz Gräfe über die deutsche Kriegsführung in Sachsen und Harald Weber über die (kleinere) ebenfalls unbesetzte Zone um Mittweida schließt sich Peter Bukvic' Darstellung der „Antifaschistischen Selbsthilfe im Westerzgebirge“ an. Hier werden die Erkenntnisse von Groß über Orte und Zeiten erheblich erweitert. Auswertungsgrundlage waren die Ergebnisse von Fragebogenaktionen in allen Ortschaften des ehemals besatzungslosen Gebietes, neuere Aktenfunde und die erneute Analyse der regionalen Presse. Jochen Geysers und Ralf Müllers Befragungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über das „Niemandland“ gehören zu den eher schwächeren Beiträgen des Bandes, auch wenn der grundsätzlichen Konzeption, der Befragung nicht unmittelbar beteiligter Zeitzeugen, zuzustimmen ist. Jedoch werden weder die Kriterien zur Auswahl der Zeitzeugen näher bestimmt, noch sind die Fragestellungen der Interviewer immer nachvollziehbar. Der Erkenntnisgewinn bleibt unkonkret, und manche Überlegungen der Autoren muten überinterpretiert an.

Die folgenden Beiträge befassen sich mit dem „anderen Geld“ und der „Schwarzenberger Zeitung“ nach der Befreiung vom Nationalsozialis-

mus. Mit einigen Aspekten von Stefan Heyms „Schwarzenberg“ beschäftigen sich Dieter Schiller und Sascha Reinecke. Ersterer filtert Heyms utopische Maximen aus dem Roman, während Reinecke das ambivalente „Russensbild“ des Schriftstellers referiert.

Die anschließenden *Betrachtungen* gehen meist über den engen Rahmen „Schwarzenbergs“ hinaus oder versuchen, das „Experiment“ in der deutschen Nachkriegsrealität zu verorten. Jochen Černý, der Herausgeber des Lesebuches, bleibt mit seinem Beitrag noch in der Nähe der vorausgegangenen Erinnerungen und Reflexionen. Es geht ihm um die Deutung des Schwarzenberger Beispiels in der DDR, aber auch um die Heimatgeschichtsschreibung als Nische für Geschichtsinteressierte. Letzteres macht er, besonderes durch die Arbeiten von Horst Rößler über das Schwarzenberg nicht ganz nahe Oelsnitz/E., einleuchtend. Vor allem aber gelingt es ihm, wie in vielen Beiträgen des Bandes schon angedeutet wird, schlüssig zu belegen, daß die besatzungsfreie Zeit in Schwarzenberg zu Zeiten der DDR nicht „totgeschwiegen“ wurde. Nimmt man Heyms Roman als Interpretationsgrundlage, stimmt diese Behauptung natürlich, aber glaubwürdiger – wenn auch bei weitem nicht so spektakulär – sind die Arbeiten von Groß, Bukvic oder die Erinnerungen von Paul Korb. Natürlich gab es in den zu DDR-Zeiten erschienenen Darstellungen „weiße Flecken“ und krude Interpretationen, aber sie sind in vielen Belangen näher an der Realität als Heyms utopischer Entwurf einer selbstbestimmten Nachkriegsentwicklung. Das muß nicht gefallen, aber man muß es anerkennen, will man nicht in eine quasi spiegelverkehrte „parteiliche“ Geschichtsschreibung verfallen. Černýs Beitrag verfolgt die „Schwarzenberg-Darstellung“ über die Zeiten und macht so auch Brüche in der DDR-Sicht deutlich.

In den sich anschließenden Beiträge werden das Verhältnis zwischen dem ZK der KPD und den lokalen Antifaausschüssen (Günther Benser), „Spontanität“ und Positionen der Nachkriegs-SPD am Beispiel Kurt Schumachers (Ulla Plesner), der Begriff der Basisdemokratie (Ingeborg Bauer) sowie in einem interessanten kurzen Essay der Utopiebegriff (Helmuth Seidel) behandelt.

Der letzte Komplex des Bandes ist verschiedenen *Dokumentationen* und Dokumenten vorbehalten. Es handelt sich um Anordnungen und Verlautbarungen der verschiedenen Gliederungen der „neuen Macht“, meist aus der Lokalpresse, um Protokolle der Ausschüsse sowie um erste

Reflexionen über den Nationalsozialismus und den Charakter der Nachkriegsordnung. Eine Chronik und verschiedene Karten runden den Tagungsband ab.

Auch wer nicht mit allen Positionen und Reflexionen des Lesebuches einverstanden ist, dürfte nicht umhinkommen, diese Arbeit als wichtigen Beitrag zur Erhellung der Geschichte der unmittelbaren Nachkriegsentwicklung in der SBZ/DDR zur Kenntnis zu nehmen.

Knut Bergbauer

Unter Vorbehalt. Rückkehr aus der Emigration nach 1945. Hrsg. vom Verein EL-DE-Haus Köln und bearb. von Wolfgang BLASCHKE, Karola FINGS und Cordula LISSNER. – Köln: Emons Verlag 1997. 246 S.

Die Forschungen zum Thema Remigration und Nachexil haben im vergangenen Jahrzehnt beachtliche Fortschritte erzielt. Das ermutigte vielerorts Mitarbeiter regionaler Forschungsprojekte, sich erneut der Individualität der einzelnen Verfolgungsgeschichten zuzuwenden.

Angeregt durch ein Ausstellungsprojekt des Berliner Vereins „Aktives Museum“ zur Remigration nach Berlin (1945: Jetzt wohin? Exil und Rückkehr. Hrsg. vom Verein Aktives Museum, Berlin 1995), konzipierte der Kölner Verein EL-DE-Haus eine Folgeausstellung für die Region Köln/Rheinland. Der hier anzuzeigende Begleitband dokumentiert Lebensgeschichten von Menschen, die nach 1933 emigrieren mußten und nach 1945 in das Land ihrer Verfolgung zurückkehrten. Ausgewählt wurden bekannte und unbekannte Menschen, die einen Teil ihres Lebens in Köln oder im Rheinland verbracht haben.

Der Band gliedert sich in drei Abschnitte: Aufsätze, Interviews und Dokumentation. Im Anhang finden sich neben einer Auswahlbibliographie weitere sechzig Kurzbiographien von Rückkehrern, die mit der Region eine Verbindung besitzen. Auf ein Register muß der Leser leider verzichten.

Einleitend umreißt Volker Ackermann die Wanderungs- und Fluchtbewegungen in Deutschland im ersten Nachkriegsjahrzehnt und macht deutlich, daß die Remigranten eine kleine Minderheit im Vergleich zur großen Zahl der Migranten darstellten. Während Karola Fings die politische Dimension einer Remigration aus Israel in die Bundesrepublik behandelt, befaßt sich Frank Golczewski in einer Detailstudie mit den Proble-

men der Rückkehr von Universitätslehrern. Fritz Bilz und Wolfgang Blaschke wenden sich dem Verhältnis von Remigranten und Lizenzpresse zu; schließlich bringt uns Klaus Naumann die „gescheiterte Remigration“ des früheren Reichskanzlers Heinrich Brüning nahe.

Die folgenden Interviews mit Persönlichkeiten aus unterschiedlichen politischen Lagern, etwa mit Marianne Kühn, der Witwe des ehemaligen sozialdemokratischen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen Heinz Kühn, oder dem SED-Fernsehkommunikator Karl-Eduard von Schnitzler, sind der Versuch, die individuellen Bedingungen von Vertreibung und Rückkehr transparent werden zu lassen. Mag ein unvoreingenommenes (wenn auch nicht unkritisches) Herangehen der Oral history für Interviews mit den „kleinen Leuten“ im Exil vertretbar sein, so kann dies bei bekannten politischen Remigranten wie von Schnitzler zu zweifelhaften Ergebnissen führen.

Im dritten Abschnitt werden die Umstände der Rückkehr dokumentiert – die Aufnahmebereitschaft der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, die Politik der Alliierten sowie der Umgang mit der NS-Ausbürgerungspraxis und die ersten Ansätze zur Entschädigung. Es folgen drei Unterabschnitte zur jüdischen, politischen und Kulturremigration mit jeweils informativen Einleitungen und gut aufbereiteten exemplarischen Biographien.

Ausstellung wie Katalog wollen provozieren. Der Appell an die Nachkriegsgesellschaft, sich der Frage zu stellen, wie eine Gesellschaft mit ihren ausgegrenzten und vertriebenen Mitgliedern umgeht (Vorwort, S. 7), ist berechtigt und produktiv. Mit seinen Aufsätzen, Interviews und Biographien, ausdrücklich sei auch auf das umfangreiche Bildmaterial verwiesen, stellt der Band einen weiteren Baustein zur Schließung einer Forschungslücke dar.

Michael F. Scholz

ENGELBERTH, Hans-Rainer: **Gewerkschaften auf dem Lande. Gewerkschaftsbund und Industrie-gewerkschaft Metall 1945–1971. Vergleichende historische Untersuchung über einen DGB-Kreis mit Verwaltungsstelle der IG Metall (Oberbergischer Landkreis) und einen DGB-Kreis ohne Verwaltungsstellen der Einzelgewerkschaften (Landkreise Euskirchen und Schleiden)** (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 63). – Frankfurt a. M.: Bund-Verlag 1997. 580 S.

Die Erforschung der Gewerkschaften auf dem Lande ist ein Desiderat der Zeitgeschichte, und ein Historiker, der die Entwicklung abseits der Industriekonzerne und Großstädte untersucht hat, hat sich allein deshalb Anerkennung verschafft.

Für die Untersuchung der gewerkschaftlichen Organisations- und Funktionsentwicklung hat Hans-Rainer Engelberth ausgewählte ländliche Regionen im heutigen Nordrhein-Westfalen betrachtet. Zeitlich eingegrenzt ist die Studie zwischen dem Ende des nationalsozialistischen Deutschlands und dem Auslaufen des Betriebsverfassungsgesetzes von 1952, das 1972 novelliert wurde. Da der Autor zu generellen Aussagen über die Gewerkschaften insgesamt gelangen will, geht er detailliert auf die überregionale Wirtschafts-, Sozial- und Gewerkschaftsentwicklung ein.

Der industrialisierte Oberbergische Landkreis wurde als typisches Beispiel ausgewählt. In der im Südosten Nordrhein-Westfalens an der Grenze zu Rheinland-Pfalz gelegenen Region hatte das Metallgewerbe die Leitindustriefunktion. Dementsprechend war die Industriegewerkschaft (IG) Metall dort die mitgliederstärkste Einzelgewerkschaft im Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB). Sie besaß in der Kreisstadt Gummersbach eine Verwaltungsstelle mit hauptamtlichen Funktionären. In den schwach industrialisierten Landkreisen Euskirchen und Schleiden in der Eifel bestand keine Verwaltungsstelle einer Einzelgewerkschaft. Da „die Mitgliederpotentiale der einzelnen Industriegewerkschaften zu gering blieben, um effektive industriegewerkschaftliche Strukturen aufzubauen“ (S. 174), gab es nur den DGB. Dementsprechend galt der im deutsch-belgischen Grenzgebiet liegende Landstrich als untypisches gewerkschaftliches Organisationsgebiet. Im DGB-Kreis Euskirchen-Schleiden zeigte sich als „kuriose Ausnahmeerscheinung“ (S. 197) die bürokratische Gewerkschaftsgründung „von oben“ durch den Altgewerkschafter Peter Kürschgen (1898–1959). Dieser hatte vor 1933 Funktionen in der SPD und den freien Gewerkschaften inne und blieb bis zu seinem Tod 1959 Geschäftsführer bzw. Vorsitzender des DGB-Kreisausschusses. Dieses Gremium übte sowohl die Funktionen des Dachverbandes als auch die der Einzelgewerkschaften aus.

Die Untersuchung ist in drei Perioden unterteilt. Die erste Phase der gewerkschaftlichen Neugründungen, alliierten Besatzung und des Übergangs zur Marktwirtschaft von 1945 bis 1948 ist gekennzeichnet durch die Dominanz des einheitlichen Gewerkschaftsbundes als politischer Or-

ganisation. Entsprechend der „Böcklerschen Gewerkschaftskonzeption“ (S. 50) sollte eine zentrale und einzige selbständige und parteipolitisch unabhängige gewerkschaftliche Spitzenorganisation aller Arbeiter(innen), Angestellten, Lehrlinge und Beamt(inn)en ohne Unterschied des Geschlechts, der Konfession, des Alters und des Berufes entstehen. Nur aktivistische Anhänger und höhere Funktionäre der NSDAP sollten ausgeschlossen bleiben.

Diese Vorstellungen des 1944 als Holzfäller im Bergischen Land untergetauchten späteren DGB-Vorsitzenden Hans Böckler fanden bei den betrieblichen altgewerkschaftlichen Gründungsmitgliedern großen Anklang, nicht jedoch bei der britischen Besatzungsmacht. Die Militärs erzwangen den Wechsel zum heutigen Organisationsprinzip der autonomen Einzelgewerkschaften unter dem Dachverband des DGB. „Der von Kommunistenfurcht bestimmten Verzögerung des Gewerkschaftsaufbaus stand eine Förderung der kapitalistischen Reorganisation durch die Briten entgegen“ (S. 57). Es wurde auch mit der angeblichen Nähe zur zentralistischen nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront argumentiert. Die tatsächliche Bedrohung des „Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes – Einheitsgewerkschaft aller Arbeiter, Angestellten und Beamten“ (S. 59) durch die damals nicht einflußlose Kommunistische Partei und ihre Gewerkschaftskader überschätzten die britischen Militärs allerdings völlig. Ergänzend wird erwähnt, daß Ende 1945 auch in der Provinz Nordrhein und in Niedersachsen (britische Zone) sowie in Hessen und Bayern (US-Zone) „noch die Mehrzahl der örtlichen Gewerkschaften als zentrale Einheitsgewerkschaften ausgerichtet“ (S. 194) waren. Die Wertung ist eindeutig: „Die erzwungene Aufgabe der zentralen Einheitsgewerkschaft markierte die erste große gesellschaftspolitische Niederlage der westdeutschen Arbeitnehmerschaft nach dem Nationalsozialismus“ (S. 64).

Die Zeit der Entstehung der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren von 1949 bis 1954 als zweite Phase ist geprägt durch den Aufstieg der Einzelgewerkschaften zu autonomen Assoziationen. Im Oberbergischen Land hatte der hohe Organisationsgrad zur Folge, daß die IG Metall und die IG Textil Verwaltungsstellen besaßen. Engelberth diskutiert hier wie für die dritte Phase der gewerkschaftlichen Entwicklung und Konsolidierung der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1955 und 1971 ausführlich die politische Entwicklung und programmatische Ausrichtung

(Betriebsverfassung, Tarifpolitik, Wiederbewaffnung, Betriebsräte, Vertrauensleute sowie die spezielle Erfassung von Jugendlichen, Angestellten und Frauen). Es wird allerdings nicht immer deutlich, worin die spezifisch ländliche Komponente bestanden haben soll.

Die oberbergische Geschichte wäre ohne einen Hinweis auf die „herausragende Rolle“ (S. 48) des Kommunisten Albert Nohl (1896–1980) aus Gummersbach unvollständig. Seit dem dreizehnten Lebensjahr war dieser Mann Hilfsarbeiter und wurde mehrfach wegen sozialistischer Agitation entlassen. Nohl leitete die Sozialistische Arbeiterjugend, war von 1914 bis 1918 Soldat, wurde 1919 Betriebsrat, gründete den Lederarbeiterverband in Gummersbach und fungierte als dessen Vorsitzender. Ende 1919 begründete er zuerst die oberbergische USPD mit und Mitte 1920 die regionale KPD. Der seit den zwanziger Jahren in gewerkschaftlichen Spitzenfunktionen im niederrheinischen Textilgebiet Aktive wurde seit 1933 mehrfach verhaftet. Nachdem er Gefängnisse und Konzentrationslager überlebt hatte, fand er in seiner Heimatstadt wieder eine Anstellung.

Nach der Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus engagierte er sich für die Einheitsgewerkschaft. „Nohl stellte das Anliegen zur Legalisierung gewerkschaftlicher Betätigung ganz in die Zielsetzung eines demokratischen Neuaufbaus, der von einer antifaschistischen Einheitsfront getragen werden sollte“ (S. 48). Erst stellvertretender und dann geschäftsführender Vorsitzender der Industriegewerkschaft Textil und Bekleidung, vertrat er klassenkämpferische Positionen, die der politischen Linie der KPD entsprachen, die er bis 1946 parlamentarisch im Stadtrat (und bereits von 1927 bis 1931 im Rheinischen Provinziallandtag) repräsentiert hatte. „Obwohl Nohl 1945/46 am Aufbau des KPD-Bezirks Mittelrhein mitwirkte, stellte er die parteipolitische Arbeit seitdem zurück“ (S. 579). Obgleich ihm Böckler mehrmals nahelegte, in die SPD einzutreten, um für gewerkschaftliche Spitzenpositionen außerhalb des Landkreises tragbar zu sein, lehnte der brillante Redner einen solchen Schritt ab. Aufgrund der Führungsschwäche des Vorstandes leitete Nohl faktisch seit 1948 den oberbergischen DGB. Vielleicht lagen die britischen Besatzer mit ihren Befürchtungen doch gar nicht so falsch?

Zusammenfassend kommt Engelberth zu der Feststellung, daß die zunehmende Bedeutung der Einzelgewerkschaften auf dem Lande sich in dem typischen Modell Oberbergischer Kreis als Dominanz der IG Metall und im untypischen Modell

Euskirchen-Schleiden als „Einrichtung von Organisationsstrukturen von einzelgewerkschaftlicher Ausrichtung innerhalb des DGB-Kreisausschusses“ (S. 418) zeigte. Als bemerkenswert ist noch festzuhalten, daß der Gewerkschaftsbund in einer schwach industrialisierten Region wie Euskirchen-Schleiden nach dem Untergang des nationalsozialistischen Deutschland eine wichtige Rolle spielte. Er leistete „für die Integration breiter Bevölkerungsschichten – insbesondere der vom Nationalsozialismus geprägten Jahrgänge – in das politische System der Bundesrepublik weit mehr als die Parteien, weil sie auf Kreisebene keine vergleichbare politische Bildungsarbeit betrieben“ (S. 410 f.).

Interessant ist die Arbeit in den Kapiteln, in denen es konkret um die gewerkschaftlichen Entwicklungen auf dem Lande geht. Die allgemeinen Ausführungen sind häufig mit zu vielen Einzelheiten belastet. Als Anhang enthält der Band über zwanzig Kurzbiographien von Männern, aber keine einzige einer Frau. Diese hatten offenbar zu wenige Spuren in den Archiven hinterlassen.

Engelberth beendet seine Studie mit einem radikal anmutenden Vorschlag zur Reform der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Er schlägt für industrieschwache Räume vor, daß der Gewerkschaftsbund Ersatzorganisation für Einzelgewerkschaften werden solle, während in industriellen Ballungsgebieten die Einzelgewerkschaften die Funktion des Gewerkschaftsbundes übernehmen könnten. Darüber ließe sich wahrlich diskutieren.

Kurt Schilde

Die Anatomie der Parteizentrale. Die KPD/SED auf dem Weg zur Macht. Hrsg. von Manfred WILKE (= Studien des Forschungsverbundes SED-Staat an der Freien Universität Berlin). – Berlin: Akademie Verlag 1998. 584 S.

Zwischen der Einführung von Manfred Wilke und dem Schlußbeitrag von Klaus Schroeder werden acht quellengesättigte Aufsätze vorgestellt. Manfred Wilkes einleitende Feststellung, daß die „zeitgeschichtliche Forschung [...] auf die theoretische Einschätzung bzw. Einordnung ihres Untersuchungsgegenstandes nicht verzichten [kann und darf]“, andererseits „die Theorie aber auch nicht die empirische zeitgeschichtliche Forschung prädominieren oder gar determinieren“ sollte (S. 48), scheinen die Autoren in beiden Teilen der Aussage

übererfüllt zu haben. Beeindruckend ist schon die literarische Bewältigung der Quellenmassen, die dazu verführen könnten, den Band als „Steinbruch“ zu nutzen. Als Leser fürchtet man aber bald, von den zahlreichen faktographischen Details erstickt zu werden. Davor rettet zunächst das heuristische Vorverständnis, bis man sich dann doch noch entschließt, einige Beiträge schamvoll zu überblättern, um im Schlußbeitrag eine perspektivische Aufklärung zu suchen. Frustration stellt sich auch hier ein. Es handelt sich mitnichten um „heftige Abwehrreaktionen betroffener Mitlebender“, die der Autor antizipiert, indem er einen Ratschlag von Hans-Günter Hockerts verinnerlicht, „sich bei zeithistorischen Analysen auf [...] Spannungen [...] von vornherein einzustellen“. Statt der versprochenen Spannung stellt sich nämlich stellenweise Ratlosigkeit ein.

In knappen Stichworten: Klaus Schroeders zentrale Annahme, daß „der seit den sechziger Jahren erfolgte Methodenwechsel in der westdeutschen DDR-Forschung und die weitgehende Verdrängung bzw. sogar Tabuisierung eines totalitarismuserorientierten Ansatzes zugunsten eines ‚kritisch-immanenten‘ zu den bekannten Fehlwahrnehmungen der DDR-Realität geführt hat“ (S. 527), hält aus sehr vielen Gründen der Wirklichkeit nicht stand. Tatsächlich handelt es sich bei diesem zwischenzeitlich in Vergessenheit geratenen Kollektivschuldtitle um einen Rohrkrepiere. Zu beachten ist hierbei, daß die miserable Lage der akademischen „Ostforschung“ als einer der beiden Nährwurzeln der sich damals verselbständigenden DDR-Forschung schon zu Beginn der siebziger Jahre (also noch vor dem sogenannten Ludz-Gutachten) durch ein hochkarätig besetztes Fachgremium konkret beim Namen genannt worden ist: Mangel an Fachkräften infolge der getrennten sprachlichen und fachwissenschaftlichen Qualifizierung. Legt man nun die Lage der öffentlichen Haushalte seit Beginn der siebziger Jahre und das Beamtenlaufbahnrecht zugrunde, dann kommt man nicht um die Schlußfolgerung herum, daß das behauptete Versagen von 1989/90 eben jene Adepten der normativ orientierten Wissenschaftsrichtungen zu verantworten haben, die damals noch den in den vorangegangenen fast zwanzig Jahren geschlossenen öffentlichen Dienst dominierten. Diese Überlegung könnte man noch vertiefen und unter Berufung auf Dietrich Geyer nachkarten: Die großzügige Förderung der Geschichtsschreibung als normativ orientierte „politische Hilfs-Legitimationswissenschaft“ trug erhebliche Mitschuld daran, daß die

empirische Feldforschung über „außerpolitische Phänomene“ im „Ostblock“, wie ethnische, kulturelle, ökonomische und soziale Probleme und Differenzierungsprozesse, sträflich vernachlässigt wurde. Der Revolution von 1989/90 stand sie dann genauso hilflos gegenüber wie noch nach zehn Jahren den Folgeprozessen – nun allerdings ohne öffentliche Forschungsmittel.

Den Blick auf die frühere „DDR-Forschung“ konzentriert Schroeder auf die Berliner Situation. Die „Berliner DDR-Forschung“ verdiente sicherlich eine besondere Beachtung, doch in den siebziger und achtziger Jahren befand sich dieses Milieu mit seinem abgehobenen *esprit de corps* in Distanz zu den in der „westdeutschen“ Provinz verstreuten „Einzelkämpfern“ und repräsentiert sie daher nicht. Die von Schroeder zitierte Zeitschrift „Das Argument“ beispielsweise findet man in „Westdeutschland“ in soliden wissenschaftlichen Untersuchungen überhaupt nicht, und Johannes Agnoli tauchte dort nur vorübergehend in Seminararbeiten auf, mehr kritisch als immanent rezipiert. Überhaupt: „Systemimmanenz“ steht nicht für das gewöhnliche „Abschreiben“, wie es *prima vista* immer wieder falsch übersetzt wird, sondern für eine wissensoziologische Methode, die, vereinfacht ausgedrückt, darauf Wert legt, daß bei „der Auslegung einer Willenserklärung der wirkliche Wille zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinne des Ausdrucks zu haften“ ist, wie das BGB seit 1896 im Paragraphen 133 vorschreibt. Der Fehler ist verzeihlich. Schon die Kollegen von Peter-Christian Ludz witzelten über ihn, daß er ohne seinen „Dolmetscher“ Ralf Rytlewski nicht verstanden werde.

Klaus Schroeder blendet den historischen Kontext aus, konstruiert eine konkurrierende „konservative Deutschlandforschung“ auf der einen und eine „wertneutrale“ DDR-Forschung“ auf der anderen Seite, eine durch Ökonomen und Juristen dominierte „Gesellschaft für Deutschlandforschung“, die sich (seit ihrer Gründung 1978) am Totalitarismuskonzept orientierte, und „Vertretern der systemimmanenten Perspektive, die zumeist von einer endgültigen deutschen Zweistaatlichkeit ausgingen“. Einspruch und Hinweis: 1978, also zehn Jahre nach „Prag 1968“, nachdem die dort nach der militärischen Intervention eingeschleppte Totalitarismustheorie mehrere Selbstmordopfer gefordert und damit bestehende Untergrundstrukturen zum Einsturz gebracht hatte. Es war wohl nicht allein das Werk der tschechoslowakischen „Stasi“, die den Untergrund aus „operativen Gründen“ durch die

Totalitarismustheorie vorsätzlich infiziert haben soll, wie damals befürchtet wurde. Auch im polnischen Untergrund löste die 1968er Intervention ähnliche Lernprozesse aus: gegen Panzer half keine Theorie. Aber was bringt eine Bewältigung der „Binnendimension“ des angewandten Totalitarismuskonzepts? Die damals Aktiven benötigen keine Rechtfertigung. Über die äußeren Rahmenbedingungen ist noch kein Wort gesagt. Nur zur Erinnerung: die SALT-Verhandlungen begannen 1969, und 1972 wurde in Helsinki der erste Vertrag unterzeichnet, einige Jahre später folgte das erste KSZE-Vertragswerk. Ronald Reagans Außenpolitik ist ohne Jimmy Carters Vorarbeit in der Menschenrechtsdiskussion nicht denkbar, und Ludz bekam die inneramerikanischen Konflikte um die angebliche politische Naivität der Carter-Administration noch unmittelbar zu spüren.

Die methodische Pluralisierung der westdeutschen Deutschland- und DDR-Forschung war eine Folge ihrer akademischen Institutionalisierung. Die Gesichtsfeldverengung resultierte aus dem einschlägig bekannten „Streit der Fakultäten“, der (fast) jedes interdisziplinäre Vorgehen zunichte macht. Die schon zu Beginn der sechziger Jahre offenbar in Krise geratene außeruniversitäre „Deutschlandforschung“ (damals brach zumindest die archivalische Überlieferung der intensiven Vorbereitungen auf den permanent prognostizierten Zusammenbruch des Kommunismus abrupt ab) nahm unter der Obhut des innerdeutschen Ministeriums politische Bildungsaufgaben wahr. Im universitären Bereich führten die von der amerikanischen Modernisierungsforschung aufgegriffenen Impulse auf akademische Weise Traditionen fort, die nach Kriegsende in Deutschland durch Besatzungsoffiziere politisch gepflanzt worden waren (einschließlich personeller Kontinuitäten). In ihrer Mehrheit blieb die akademische westdeutsche DDR-Forschung aber am Totalitarismuskonzept orientiert, unterschiedlich ausgeprägt war lediglich die Intensität der empirischen Durchdringung der Forschungsgegenstands und der Grad der methodologischen Selbstreflexion.

Die heutige Rezeption geht meistens an solchen Tatsachen vorbei, daß bis 1989 auch Vertreter der „reinen“ politischen Lehre publizierten (vgl. z. B. Universität Würzburg, Ostinstitut Bern) oder die sie praktizierenden, empirisch arbeitenden Historiker dem aus den USA gekommenen Revisionismus bisweilen gar unbegründete Konzessionen machten (man muß deshalb auch die Fußnoten genau lesen). Spannungen erzeugten

Empirie, Methoden und am meisten wohl der akademische Profilierungseifer. Abstrakt könnte man argumentieren, daß das Totalitarismuskonzept selbst einer „systemimmanenten“, einer „ideologiekritischen“ Analyse, wie man damals sagte, unterzogen und dabei reflektiert wurde, daß es auch unmittelbar Elemente bzw. Folgen der totalitären Herrschaft transportiert: das politisch entmündigte und hilflose Individuum, dem das System außer dem moralischen Gewissensprotest keine andere Handlungsfreiheit mehr läßt. Dies als „totalitäres Syndrom“ zu begreifen bedeutet gleichzeitig, die immanente Entlastungsfunktion der Theorie zu sehen, wie sie sich beispielsweise im „Antistalinismus“ perpetuierte. Dieser Leerlaufmechanismus ist ebenfalls politisch-praktisch isoliert worden, wobei die intellektuellen Formen der Auseinandersetzung mit der politischen Wirklichkeit wie mit der politischen Theorie – im Osten wie im Westen – durch Sprachverwirrung gekennzeichnet waren und es – nicht zuletzt wegen der subjektiven ethischen Implikationen – wohl auch weiterhin bleiben.

Der von Schroeder konstruierte Dualismus stimmt auch in „wissenschaftspolitischer“ Hinsicht nicht, denn der Mannheimer Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR stand keineswegs jenseits beider Richtungen, wie er behauptet, sondern stellte einen Versuch dar, in räumlicher Distanz zu (dem immer mit einer gewissen Reserve beäugten) Berlin und unter starkem Doppelbeschuß aus dem politischen Osten (öffentlich) wie aus dem akademischen Westen (trotz aller stilistischen Diskretion gibt es dazu auch „Papier“) eine „süddeutsche Schiene“ aufzubauen. Geographisch kam er in der westlichen Richtung über erste Ansätze nicht hinaus, in der östlichen Richtung zeitigte er bekanntlich Resultate und vereinte schließlich Vertreter der „politikwissenschaftlich-analytischen und historisch-genetischen Methoden“, wie dies Martin Broszat und Hermann Weber knapp auf den Punkt brachten, ohne damit irgend etwas preiszugeben.

Gestattet sei ein boshafter Nachsatz: Vor jeder Dienstreise zur „Feldarbeit“ ins „kommunistische (oder gar: feindliche?) Ausland“ bzw. ins Gebiet außerhalb des Geltungsbereichs des Grundgesetzes schrieb das Dienstrecht eine „Belehrung“ über Gefahren, Verhaltensmaßregeln usw. verbindlich vor. Die Niederschrift war auch vom Belehrteten zu unterschreiben, so daß Verstöße gegen das „Totalitarismuskonzept“ von Rechts wegen sogar als uneidliche Falschaussage geahndet werden könnten ...

Unter der Überschrift „Zugänge zur Erforschung der DDR-Geschichte nach 1989“ referiert Schroeder teilweise den historischen Diskussionsverlauf. In den perspektivischen Abschnitten plädiert er für den Primat der Politik bei der Erforschung der DDR-Gesellschaft. Dabei wiederholt er jenen methodologischen Fehler, der schon Ludz vorgehalten worden war: Von der (DDR-)Peripherie darf man nicht aufs (totalitäre) Zentrum schließen. Die historisch, politisch und archivtechnisch „stillgelegte DDR-Gesellschaft“ kann gewiß als ein steriles posttotalitäres Anschauungspräparat vorzüglich entlang der sechs klassischen bzw. der inzwischen auf schätzungsweise neun angewachsenen „modernen“ Merkmale der totalitären Herrschaft seziert werden. Es steht aber zu befürchten, daß man dabei außer Illustrationsmaterial nicht viel Neues gewinnt und der „totalitäre“ den „nationalen“ Aspekt der DDR-Geschichte verfremdet und umgekehrt. Das „post-totalitäre Erbe“ würde durch das schätzungsweise seit 1920 diskutierte Totalitarismuskonzept insofern kaum in seine Bestandteile zerlegt und zerstört, sondern eher konserviert. Innenpolitisch mag dieser Weg durchaus pragmatisch erscheinen; in wissenschaftlicher Hinsicht bleibt er schon deshalb unbefriedigend, weil die Totalismustheorie auch ein vorzügliches, weil einfach handhabbares Orientierungsinstrument ist, mit dessen Hilfe Postkommunisten ihre Hände in Unschuld waschen. Da sich außerhalb Deutschlands das akademische Milieu auf seinen Erbhöfen selbst „reinholt“, wird das Konzept deshalb auch dort vehement verteidigt, wo es Bestand hat und niemals angegriffen wurde. Die empirisch-analytisch orientierten Fachdisziplinen müssen mit bescheidenen methodischen Mitteln auskommen, um die Zahl der in zehn, zwanzig Jahren vorliegenden nationalen Totalitarismuskonzepte nicht unnötig zu vermehren.

Jan Foitzik

KIESSLING, Wolfgang: „Leistner ist Mielke“. *Schatten einer gefälschten Biographie*. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1998. 302 S.

Der bis heute nicht aufgeklärte Tod des DDR-Reichsbahnchefs Willi Kreikemeyer in Stasihaft 1950 steht im Mittelpunkt des letzten Buches des im März 1999 verstorbenen Berliner Historikers und Exilforschers Wolfgang Kießling. Grundlage seiner Recherche waren die erst 1990 im Ministe-

rium für Staatssicherheit archivierten Akten des Untersuchungsvorgangs Kreikemeyer (AU 658/90) sowie verschiedene Materialien aus dem SED-Archiv. Für den Autor steht fest: Kreikemeyer war ein Mordopfer. Die Todesursache vermutet er in dem Wissen Kreikemeyers um die gefälschte Biographie Erich Mielkes.

Kießling zeichnet den Lebensweg des gläubigen Kommunisten Kreikemeyer nach: 1894 in Magdeburg geboren, schloß er sich 1919 der KPD an, arbeitete im Medienimperium des Willi Münzenberg, bis er 1937 als Offizier in den Reihen der internationalen Brigaden in Spanien kämpfte. Nach schwerer Verwundung bei Madrid ging er nach Frankreich zurück. Mit seiner französischen Frau Marthe gehörte er seit Sommer 1940 zu einer kleinen Untergrundgruppe in Marseille, die im Auftrag der KPD-Auslandsleitung für Südfrankreich kommunistischen Emigranten zur Flucht nach Mexiko verhalf. Dazu unterhielt Kreikemeyer auch Verbindungen zu Noel H. Field, dem Repräsentanten des Unitarian Service Committees, einer amerikanischen Hilfsorganisation. Einer derjenigen, die aus dieser Quelle Unterstützung suchten und fanden, war der späterer Staatssekretär bzw. Minister für Staatssicherheit Erich Mielke alias Paul Bach alias Fritz Leistner (Leisner) alias Richard Hebel.

Kreikemeyer ging 1946 in die Sowjetische Besatzungszone, wo er zum Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn aufstieg. Doch bereits 1949 mußte er sich peinlichen Verhören einer Sonderkommission der Zentralen Parteikontrollkommission der SED unterziehen, die in den eigenen Reihen fieberhaft nach Spionen und Verrätern suchte. Nach einem wohl in Moskau ausgeheckten Szenario sollte der Amerikaner Field die Spine im Netz einer gewaltigen Spionageorganisation gewesen sein. Jeder Kontakt zu ihm zog für alle im Einflußbereich Stalins lebenden KP-Funktionäre verheerende Folgen nach sich. In den Verhören gab Kreikemeyer freimütig preis, daß auch MfS-Staatssekretär Mielke – unter dem Decknamen „Leistner“ – zu den Empfängern von Field-Geldern gehört hatte, er sich auch auf den Listen derjenigen befand, die mit amerikanischer Hilfe nach Mexiko emigrieren wollten. Wäre dies damals bekannt geworden, hätte es das Ende der Karriere Mielkes bedeutet. Doch die Sonderkommission wollte dazu noch „Rückfrage halten“. Nach Kießling kostete dies den Reichsbahnchef das Leben.

Minutiös beschreibt Kießling das Verwirrspiel der Stasi um den Zeitpunkt und die Art des Todes.

Da ist zum Beispiel die Geschichte um die Effekten, die laut schriftlichem Befehl zu vernichten waren, doch von einem einflußreichen Mitwisser Mielkes, Alfred Scholz, damals Leiter des Untersuchungsorgans des MfS, gesichert wurden. Über den Grund kann man spekulieren.

Ein Verwischen aller Spuren schien Mielke offenbar nötig, nachdem im Herbst 1954 eine polnische Sonderkommission grobe Verletzungen der Rechtstaatlichkeit im Fall Field eingestanden hatte und Noels Bruder aus der Haft entlassen worden war. Mielke sah sich so sehr in die Enge getrieben, daß er sogar seinen Parteichef Walter Ulbricht belog und den Tod Kreikemeyers fälschlich den sowjetischen Besatzern anlastete. Mielkes Verwirrspiel war erfolgreich, auch Kießling bleibt uns den letzten Beweis seiner These schuldig.

Die spannende und gut recherchierte, mit Fotos und Faksimiles aus MfS-Akten angereicherte Dokumentation bietet dem Leser auch viele bisher unbekannte Details über das KPD-Exil in Frankreich sowie über Remigration und Nachexil.

Michael F. Scholz

ALTRICHTER, Helmut: **Rußland 1917. Ein Land auf der Suche nach sich selbst.** – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh 1997. 605 S.

Mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus rückte schlagartig die Frage nach dessen Ursachen in den Vordergrund. In dieser Hinsicht spielen die Begleitumstände der Entstehung des „ersten Arbeiter- und Bauernstaates“ eine wichtige Rolle. Nach einer Fülle von vor allem aus dem englischen Sprachraum stammenden Arbeiten, in denen nach 1989 die russische Revolution von 1917 und die Frühphase der Sowjetunion untersucht wurden, hat nun der an der Universität Erlangen lehrende Historiker Helmut Altrichter eine grundlegende Studie über die Ereignisse und die Gründe vorgelegt, die es einer kleinen, organisierten Gruppe von „Berufsrevolutionären“ ermöglicht haben, 1917 in Rußland die Macht zu erobern.

Um die Frage zu beantworten, wie es möglich war, daß in einem bäuerlich geprägten Land eine sich auf das städtische Proletariat stützende politische Bewegung die Macht nicht nur durch einen Staatsstreich erobern, sondern sie auch in einem drei Jahre währenden Bürgerkrieg behaupten

konnte, behandelt der Autor die Vorgänge des Jahres 1917 als einen komplexen Prozeß, der seine Bedeutung durch sich zum Teil verstärkende, zum Teil blockierende Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens erlangte. Nachdem Altrichter den Begriff der Revolution definiert hat, macht er den Leser – um das Ineinanderverwobensein unterschiedlicher, aber dennoch gleichzeitiger Entwicklungen deutlich zu machen – anschließend mit dem Stand der Forschung anhand der Beispiele *Französische Revolution 1789* und der *Revolution in Deutschland 1848* bekannt.

Vor diesem Hintergrund werden dann drei für die russische(n) Revolution(en) von 1917 entscheidende Strukturbedingungen herausgearbeitet: a) die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, b) die Heterogenität der Trägergruppen und Leitbilder und c) die Spannungen zwischen Zentrum und Peripherie. Neben den objektiven Gegebenheiten spielt ihre Integration in einen theoretischen Interpretationszusammenhang eine wichtige Rolle. Im Hinblick auf 1917 macht der Autor drei wesentliche Wege der Annäherung aus. Zum einen handelt es sich hier um das marxistische Deutungsmuster, das nach seiner Auffassung durch ein starres Stadienmodell – einer allgemeingültigen Abfolge von fünf Geschichtsformationen: Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus – charakterisiert ist. Befremdlich ist, daß Altrichters Marxismusdefinition ausschließlich auf den Arbeiten Lenins und der sowjetischen Geschichtswissenschaft fußt. Die breite Palette des westlichen Marxismus kommt überhaupt nicht vor. Altrichter bedient implizit auf diese Weise die sowjetische Selbstimagination der globalen sozialistischen Führungsmacht, in deren Kompetenz auch die globale Entwicklung und Interpretation des Marxismus falle – eine heute nicht mehr ernsthaft aufrechtzuerhaltende These.

Die beiden weiteren Deutungsmuster stellen zum einen die Modernisierungstheorien, die der Autor – zwar nicht in dem Ausmaß wie den Sowjet-, „marxismus“, aber dennoch – für problematisch, weil ideologiebefrachtet hält, und zum anderen die politik-, sozial- und kulturgeschichtliche Beschreibung dar, an der sich dann die folgende Darstellung der Ereignisse und Entwicklungen in Rußland im Jahr 1917 orientiert. Ausführlich werden nacheinander die wesentlichen, sich gleichzeitig abspielenden Vorgänge – a) auf der politischen Ebene ein Staat in der Krise, b) auf der sozialen Ebene (Arbeiter, Bauern, Soldaten

und Bürgertum) eine Gesellschaft im Aufruhr und c) auf der kulturellen Ebene ein durch nationalistischen Separatismus zerfallendes Reich – mustergültig dargestellt und analysiert. Diese drei Krisenprozesse waren miteinander eng verwoben und verdichteten sich zum grundstürzenden Umbruch, zur Revolution. Die Eroberung und Behauptung der Macht durch die Bolschewiki war nur aufgrund des völlig skrupellosen Populismus weniger der Partei insgesamt als insbesondere Lenins möglich. Ohne Rücksicht auf inhaltliche Unvereinbarkeiten oder aus ihnen erwachsende Konsequenzen wurden nicht nur programmatische Forderungen anderer Parteien kurzerhand als eigene übernommen, sondern darüber hinaus allen alles versprochen: Frieden für die Soldaten, Land für die Bauern, Macht im Staat und im Betrieb für die Arbeiter, die Unabhängigkeit für die im zaristischen Völkergefängnis eingekerkerten Nationalitäten und als Morgengabe für alle ein neues und starkes Rußland obendrein.

Die sehr detaillierte, klar gegliederte, mit umfangreichem Material argumentierende und sprachlich auf hohem Niveau sich bewegende Studie Altrichters macht dem Leser nicht nur die Ereignisse in Rußland im Jahr 1917 verständlich, sondern trägt auch zu einem besseren Verständnis der Probleme des heutigen Rußlands bei, die – so paradox es auf den ersten Blick erscheinen mag – zum großen Teil seine alten sind: „Erneut erscheint Rußland auf der Suche nach sich selbst“ (S. 12). Welche dramatischen, ja gefährlichen Entwicklungen damit verbunden sein können, bedarf heute – am Ende eines Jahrhunderts, das todbringend wie kein anderes war – keiner weiteren Erläuterung. Die Geschichte und die Gegenwart Rußlands werden deshalb für Europa auch weiterhin von vitaler Bedeutung sein. Zumindest aus diesem Grund sollte Altrichters Studie zum Rüstzeug nicht nur für Studenten der osteuropäischen Geschichte gehören.

Für weitere Auflagen wären allerdings einige Ergänzungen zu dem bereits im Anhang enthaltenen Karten- und statistischen Material wünschenswert. Neben der selbstverständlichen Beseitigung der Druckfehler wäre die Auswahlbibliographie durch eine jeweils zu vervollständigende, komplette Bibliographie zu ersetzen. Ein Abkürzungsverzeichnis wäre sinnvoll. Zudem sollten die russischen Begriffe, Quellenangaben usw. ins Deutsche übersetzt werden und damit auch für nicht Russisch sprechende Leser verständlich sein. Damit dürften dann alle Bedingungen für

ein auf längere Sicht Maßstäbe setzendes Standardwerk erfüllt sein.

Ralf Zwengel

KÖRNER, Axel: **Das Lied von einer anderen Welt. Kulturelle Praxis im französischen und deutschen Arbeitermilieu 1840–1890** (= Historische Studien, Bd. 22). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1997. 398 S.

Mit dieser kultur- und sozialgeschichtlichen Untersuchung zur Liedgeschichte der Arbeiter in Frankreich und Deutschland seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis um 1890 legt der Autor eine überarbeitete Fassung seiner Doktorarbeit vor, die er 1995 am „Istituto Universitario Europeo“ in Florenz verteidigt hat.

Diese vergleichende Studie setzte ein umfassendes Quellenstudium voraus, wovon die im Anhang aufgeführten umfangreichen Literatur- und Quellenverzeichnisse Zeugnis ablegen. Mit außerordentlich sorgfältiger und profunder Recherchearbeit gelingt es dem Verfasser, anhand unzähliger Quellenbelege, Literaturhinweise und Zitate einen Einblick in die kulturellen und künstlerischen Gewohnheiten der Arbeiter und Handwerker beider Länder auf den Gebieten des Liedes und der Gesangspraxis zu vermitteln, eine „Geschichte der kulturellen Praxis im populären Milieu des sozialen Republikanismus in Frankreich und der deutschen Sozialdemokratie“ (S. 9) vorzustellen.

Dargestellt wird zunächst, ausgehend von der französischen Revolution 1789, der Umgang des „peuple“ mit dem Lied zu Zeiten revolutionärer Höhepunkte in der Geschichte Frankreichs wie der Julirevolution 1830, der Entstehung einer Arbeiterbewegung unter dem Einfluß utopisch-sozialistischer Ideen (Saint-Simon, Fourier, Cabet), der Februarrevolution 1848 bis zur Niederlage im Juni desselben Jahres und letztlich während und nach der Pariser Commune von 1871. Der Autor konzentriert sich auf das künstlerische Wirken von Sängern und Liedschöpfern in den populären Pariser Goguettes; das sind politische Musikkneipen, die von einfachen Arbeitern, Tagelöhnern und Handwerkern aufgesucht werden und in denen die beliebten Arbeiterdichter, die Chansonniers-Ouvriers, eine Heimstatt und ihr Publikum hatten: Charles Gille, Pierre Dupont, Gustave Leroy, Louis Festeau, Eugène Pottier, Jean-Baptiste Clément. Bereits 1820 gab es mehrere hundert

Goguettes in Paris und Umgebung, bis zu 500 Sänger aus dem Arbeitermilieu nahmen an Chansonabenden teil. Sowohl Geselligkeit als auch politische Themen prägten die Zusammenkünfte, es konnte debattiert, gesungen und getrunken werden, jeder konnte seine Lieder vortragen. Die Chansonniers veröffentlichten ihre eigenen Lieder in Liedsammlungen und auf Liedblättern. Revolutionäre Lieder stellt der Autor im Kapitel „Soziale Republik und Klassenkampf im Chanson-Ouvrière“ vor; sie handeln von der sozialen Notlage der Bevölkerung, vom antagonistischen Widerspruch zwischen arm und reich, vom „prolétaire“ in Auseinandersetzung mit den Reichen, Privilegierten. Der „Ruf nach Brot“ wurde in Chansons wie Duponts „Chant du Pain“ zum Symbol der Opposition in den Jahren um 1848. In den republikanischen Goguettes sang man zunehmend vom kraftvollen, revolutionären „Titanen“ Arbeiter, vom Barrikadenkämpfer (S. 160).

Viele Goguettes überlebten die Niederlage des Juni 1848 nicht. Neue Lieder danach thematisierten den Kampf um die soziale Republik, gegen Monarchie und Großkapital; sozialistische Ideen von Louis Blanc fanden Eingang in die Texte. Die Pariser Commune leitete eine neue Etappe im französischen Arbeiterlied ein. Zu ihren Abgeordneten gehörten Eugène Pottier und Jean-Baptiste Clément, beide wurden mit vielen anderen Kommunarden ins Exil getrieben. Die kontinuierliche Entwicklung, beginnend mit den sozialen und revolutionären Chansons eines Béranger, führte über mehrere Jahrzehnte zum internationalistisch geprägten Kampflied der sozialistischen Arbeiterbewegung nach 1871, am gelungsten verkörpert in Eugène Pottiers und Pierre Degeyters „Internationale“.

Anliegen des Autors, der zunächst beachtenswerte Kenntnisse der Geschichte und Praxis des französischen sozialen und politischen Chansons, seiner Sänger und Dichter vermittelt, ist die Gegenüberstellung und der Vergleich zur kulturellen Praxis auf dem Gebiet des Revolutions- und Arbeitergesangs in Deutschland. Hierzu hat er neben der Auswertung vorhandener wissenschaftlicher Arbeiten und Dokumentationen detaillierte Analysen von Primärquellen wie von Revolutions- und Arbeiterliederbüchern sowie von Polizeiakten vorgenommen. Im Kapitel „Musik und Sozialdemokratie in Deutschland bis zum Ende der Sozialistengesetze“ setzt er sich mit der Gesangspraxis von Arbeitern und Handwerkern zur Zeit des Vormärz und in der Revolution von 1848 als Teil einer alternativen Kultur, eines eigenen

Sozialmilieus auseinander. Im Unterschied zu den französischen Goguetters, die häufig selbst auf den Barrikaden kämpften und damit die Kontinuität ihres Liedschaffens auch über die Niederlage hinweg weitergetragen haben, betrachtet Körner die verlorene Revolution als Bruch in der deutschen Arbeitergesangstradition und konstatiert faktisch einen Neuanfang in den sechziger Jahren – diese Sicht kann ich allerdings nicht teilen. Dagegen halte ich die Unterkapitel „Arbeiterlieder und Arbeiterdichter in der Sozialdemokratie“ und „Editionsgeschichte des sozialdemokratischen Arbeiterlieds“ in ihrer analytischen Darstellung für sehr gelungen. Hier werden die Lieder seit ihrer Frühzeit, die Dichtung deutscher Handwerksgelesen und emigrierter Intellektueller in Frankreich und der Schweiz mit dem Lied und Gesang des Vormärz und der 48er Revolution verbunden.

Zu den ersten Liedern der sozialdemokratischen Bewegung und ihrer Parteien gehörten die „Arbeiter-Marseillaise“ von Jakob Audorf, Georg Herweghs „Bundeslied: Bet' und arbeit!“ sowie Johann Mosts „Arbeitsmänner“. Die frühzeitige Bindung dieser Lieder und ihrer Dichter an die organisierte Arbeiterbewegung in Deutschland, die gezielte Nutzung ihres agitatorischen Gehalts für die Propagierung von Zielen und Aufgaben der sozialdemokratischen Parteien hat in dieser Form offenbar keine Parallele in der französischen Chansonbewegung dieser Zeit.

Bei der Bewertung ihrer sozialen Funktion geht der Autor allerdings allzu ausschließlich von der Analyse gedruckter Quellen aus. Diese Einschränkung führt zur Reduzierung des deutschen Arbeiterliedes auf eine „rituelle“ Verwendung bei Veranstaltungen der Arbeiter – mit gleicher psychologischer Wirkung wie bei der passiven Aufnahme einer Darbietung durch einen Arbeiterchor (S. 119). Zwar waren beide Darbietungsformen im Leben der Arbeiter miteinander verbunden, doch war das *gemeinsam gesungene* Arbeiterlied als *elementarer* Ausdruck ihrer Lebensauffassung keineswegs auf Veranstaltungen begrenzt, sondern unentbehrlicher Bestandteil ihrer Lebensgewohnheiten – es erklang in Kneipen und auf Wanderungen, bei Demonstrationen und bei Familienfeiern. Es war dieser *alltägliche Umgang*, der die soziale Funktion des Arbeiterliedes bestimmte. Dabei spielte es keine Rolle, ob der Arbeiter das Lied aus der mündlichen Überlieferung oder aus dem Liederbuch kannte; eigentlich brauchte er seine Liederbücher kaum, die meistgesungenen Lieder kannte er auswendig, weil er sich mit ihnen identifizierte.

In diesem Zusammenhang vermisste ich auch im Abschnitt über „kollektives Gedächtnis“ (S. 228 ff.) die Erwähnung von *über Jahrzehnte hinweg mündlich tradierten Liedern* wie dem (an anderer Stelle genannten) Lied auf die Hinrichtung Robert Blums „Ja, frühmorgens zwischen vier und fünf“, das erstmals 1922 in einem Liederbuch gedruckt erschien, ebenfalls den Liedern vom schlesischen Weberaufstand 1844 wie dem „Blutgericht“ und anderen, mehreren Heckerliedern und eine ganze Anzahl weiterer, die in keiner Liedsammlung der Zeit zu finden waren. Sie wurden von Generation zu Generation weitergegeben und gehörten in gleichem Maße zum Repertoire der Arbeiter wie die Arbeiterdichtungen in den zeitgenössischen Liederbüchern. Es gibt eine ganze Reihe von Einschätzungen des Autors zu einzel-

nen Liedern oder zur Liedentwicklung, über die ich mit ihm streiten könnte, doch ist dies in diesem Rahmen nicht möglich. Es scheint mir zuweilen eine Unterbewertung der sozialen Geltung deutscher Arbeiterlieder in Gegenüberstellung zum französischen Chanson-Ouvrière vorzuliegen.

Das Buch bietet reichlich Anregung zum Nachdenken über die unerschöpfliche Kreativität französischer und deutscher Arbeiter bei der Schaffung eigener Kulturformen und -praktiken, auf der Suche nach adäquater künstlerischer Äußerung zur Kennzeichnung eigener Identität – in Zeiten, die oftmals durch staatliche und politische Repression einem solchen Selbstbewußtsein diametral entgegenstanden.

Inge Lammel

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

LOEWENHEIM, Walter: **Geschichte der Org (Neu Beginnen) 1929–1935. Eine zeitgenössische Analyse.** Hrsg. von Jan FOITZIK (= Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand; Reihe B: Quellen und Berichte. Hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Bd. 1). – Berlin: Edition Hentrich 1995. 213 S.

Die Geschichte der Gruppe Neu Beginnen weckt bis heute das wissenschaftliche Forschungsinteresse. Als das Ende der Weimarer Republik in Sichtweite war und, wie es damals manchen schien, der Kapitalismus das Stadium seiner letzten Krise erreicht hatte, bildeten sich aus den beiden großen Arbeiterparteien, der sozialdemokratischen und der kommunistischen, sogenannte Zwischenorganisationen, deren Hauptanliegen es war, die NS-Bewegung effizient zu bekämpfen. Das ging nicht ohne Erneuerung. Und das hieß: Überwindung der Spaltung der Arbeiterbewegung, was für die traditionelle Arbeiterbewegung in Deutschland allerdings eine zu schwere Aufgabe bleiben sollte. Die sich gegenseitig bekämpfenden großen Arbeiterparteien verhinderten das Zustandekommen einer einheitlichen Front gegen den deutschen Faschismus. „Neu Beginnen“ war deshalb 1933, als der Faschismus schon an der Macht war, die Parole, die politisch und organisatorisch auf der Tagesordnung der Arbeiterbewegung stand. So

lautete auch der Titel einer programmatischen Schrift (1933) jener Gruppe, die 1929 von Walter Loewenheim gegründet worden war. Im illegalen Kampf führte er den Namen „Miles“, was viel über seine Auffassung davon und über die damalige Zeit aussagen mag. Die Gruppe Neu Beginnen, die auch unter dem geheimnisvollen Namen „Org“ bekannt bzw. unbekannt war, führte den Widerstandskampf gegen die Nazis schon relativ früh. Sie umwehte eine Aura „elitärer Exklusivität“ und „geheimnisumwitterter Konspiration“.

Es ist das Verdienst Jan Foitziks, ein zentrales Dokument ihres Widerstandskampfes in Erinnerung zu rufen, Loewenheims „Geschichte der Org (Neu Beginnen) 1929–1935“, die er sozusagen nach deren Scheitern als seine Hinterlassenschaft der Nachwelt überließ. Dieses Manuskript gibt authentische Auskunft über die Geschichte und die konzeptionellen Fundamente der Gruppe und ihren Weg, den sie zunächst beim Kampf gegen das NS-Regime einschlug. Darüber hinaus gewährt das Dokument einen Einblick in die Auseinandersetzungen der politischen Exilgruppen, u. a. auch was die Haltung zur Sowjetunion betraf, die sich mehr und mehr zu einer „stalinistischen“ Diktatur entwickelte.

Die Wirkungsgeschichte der Gruppe Neu Beginnen weist weit über die eigene Organisation hinaus, insofern sie die Debatten des politischen

Exils (1933–1945) beeinflusste und später, nach 1945, die konzeptionelle Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie mitprägte. Ernst Reuter, Willy Brandt, Fritz Erler, Richard Löwenthal, Waldemar von Knoeringen und Erwin Schoettle sahen sich in der Tradition dieses Sozialismus, der sich allerdings von den Vorstellungen ihres Gründers Loewenheim doch unterschied. Die theoretisch-politischen Diskussionen jener Zeit erscheinen um so spannender, je klarer es in der heutigen „postmodernen“ Zeit wird, daß „Realpolitik“ und „Pragmatismus“ substantiell beschränkt sind.

Johannes Klotz

JÄNDEL, Richard: **Helmut Kirschey – en antifascists minnen** (Helmut Kirschey – Erinnerungen eines Antifaschisten). – Stockholm: Federativs förlag 1998. 199 S.

Jändel hat die Lebensgeschichte des Wuppertaler Anarchosyndikalisten Helmut Kirschey (*1913) aufgeschrieben. Dabei macht der Leser auch Bekanntschaft mit Kirschey's Familie, die zum „proletarischen Adel“ zählt. So erfährt er Details über die Geschwister Walter, Wilhelm, Alfred, Anna und Hans, die in der kommunistischen Bewegung zum Teil eine Rolle gespielt haben.

Der vorwiegend chronologisch gegliederte Text bleibt stark von der Persönlichkeit und den Erinnerungen Helmut Kirschey's geprägt. Nicht nur eine Lebensbilanz wird gezogen, sondern ein Stück europäischer Geschichte im 20. Jahrhundert soll Revue passieren. Dazu wird ein ganzer Problemerkatalog abgehandelt, der von den Ursachen des rückläufigen Einflusses der Kommunisten in Deutschland über die Frage, was von der DDR bleibt, bis zur Zukunft Europas reicht.

Dem Leser wird ein eindrucksvoller Lebenslauf dargeboten, angereichert mit Fotos und Anekdoten. Mit achtzehn Jahren schloß sich Helmut Kirschey den Anarchosyndikalisten an. Trotz organisatorischer Trennung von der Bewegung 1956 besitzt die „anarchistische Grundidee“ für ihn weiterhin Gültigkeit. Seine konsequent antinazistische Haltung zeichnet ihn aus. Sie hatte ihn 1933 ein halbes Jahr ins KZ gebracht und anschließend zur Emigration nach Amsterdam gezwungen, wo er bis zum Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges in der Zentralstelle der Deutschen Anarchosyndikalisten aktiv war. Wie die Mehrzahl aus diesem Kreis trat er Ende Juli 1936 in die

Reihen der internationalen Brigaden ein. Dort machte er nicht nur mit dem Kampfgeschehen Bekanntschaft, sondern saß fast ein Jahr unter falschen Anschuldigungen in GPU-Haft. 1938 gelangte er nach Schweden, wo er eine neue Heimat finden sollte.

Seine Versuche zur Rückkehr nach Deutschland scheiterten nach Kriegsende. Erst 1949 erhielt er die Möglichkeit, seine Heimat zu besuchen. Weitere drei Jahre brauchte es, bis die NS-Ausbürgerung zurückgenommen war. Da waren seine Hoffnungen auf ein sozialistisches Deutschland bereits enttäuscht. Er blieb in Göteborg, wo er inzwischen eine Schwedin geheiratet hatte; 1955 nahm er die schwedische Staatsbürgerschaft an.

Seine Absage an den Syndikalismus bedeutete keinen Ausstieg aus der politischen Arbeit. 1968 schloß er sich den schwedischen Kommunisten an, die zu dieser Zeit auf Reformkurs waren und die Abnabelung von Moskau vollzogen. Damals setzte er sich auch für die politische Anerkennung der DDR ein, was ihm einige Probleme mit der schwedischen Polizei bescherte. Doch sein Verhältnis zur DDR war durchaus nicht konfliktfrei. In den vergangenen Jahrzehnten hat er sich besonders in der schwedischen Spanienbewegung engagiert, die in jüngster Zeit auch offiziell geehrt wurde. Die schwedische Vereinigung der Spanienkämpfer löste sich offiziell im Juni 1994 auf; die Göteborger Gruppe setzte ihre Arbeit noch bis 1997 fort, sah sich aus Altersgründen dann ebenfalls gezwungen, ihre Tätigkeit einzustellen.

Dem Buch ist ein Register beigegeben, das leider Mängel aufweist. Auch wären kleinere Irrtümer zu Personen, etwa zum Verhältnis von Karl Mewis und Herbert Wehner in Schweden oder zu Albert Norden, zu vermeiden gewesen.

Michael F. Scholz

KAISER, Gerhard, (Text) und Rudolf DENNER (Fotos): **Die Enkel fechten's besser aus. Dietzhausen – Eine historische Reportage.** – Dietzhausen: Dietzhäuser Heimatverlag 1997. 238 S.

Hinter der mit einer Vielzahl von Fotos ausgezeichnet illustrierten Heimatgeschichte des Dorfes Dietzhausen und seiner Umgebung verbirgt sich eine Alltags-, Sozial-, Wirtschafts- und Herrschaftsgeschichte des im südlichen Thüringen liegenden Ortes, der an der Waffenproduktion des Industriegebietes um Suhl und Zella-Mehlis in

Form dörflicher Handwerksbetriebe und der Beschäftigung von Dorfbewohnern in den Rüstungsfabriken, aber auch an anderen Wirtschaftszweigen beteiligt war, wobei das Schicksal der häufig namentlich genannten „einfachen“ Dietzhausener Bürger einen Schwerpunkt dieser Publikation bildet.

Trotz des Verzichts auf Quellenhinweise in Form von Fuß- oder Endnoten ist dem gesamten Text die besonders solide quellenmäßige Fundierung anzumerken, die überblickartig auf zwei Textseiten dargestellt wird. Dem Verfasser ist es gelungen, eine materialreiche, interessante Schilderung der Geschichte Dietzhausens und seiner Umgebung vorzulegen – ganz gleich, ob es sich beispielsweise um das mittelalterliche Leben oder um die Industrialisierung in der Region handelt. Diese Stofffülle führt dazu, daß eine sehr konzentrierte Form der Darstellung vorherrscht. Wünschenswert wäre es gewesen, daß noch mehr Episoden ausgemalt worden wären, um das Interesse des Nichthistorikers – des Hauptadressaten dieses Buches – zu steigern.

Der Verfasser der Heimatgeschichte bekennt sich ausdrücklich als Anhänger eines freiheitlichen Sozialismus im Sinne Rosa Luxemburgs und hebt deshalb bei der Schilderung der DDR-Zeit einerseits die Bildungs- und Berufschancen der Dietzhausener Bauern und Bäuerinnen sowie der Arbeiter und Arbeiterinnen wie auch die Vollbeschäftigung hervor, aber kritisiert andererseits „die Beschränkung demokratischer Rechte und Freiheiten, die Begrenzung demokratischer Selbst- und Mitbestimmung“, die für die „Gesellschaftsentwicklung [...] (t)ödliche Folgen“ gehabt hätten.

Beeindruckend und bedrückend sind die Beispielspiele für „die nahezu totale De-Industrialisierung des gesamten Landstrichs“ ab 1991, die in Dietzhausen zu einer faktischen Arbeitslosigkeit von 60 Prozent bei den Männern und von 80 Prozent bei den Frauen geführt haben soll, ein Zustand, der für die Dorfbewohner „als durch nichts entschuldbare soziale Ungerechtigkeit empfunden“ werde.

Eine Aufstellung von Sprich-, Schimpfwörtern und Redensarten einfacher Leute (5 Seiten – leider wegen der Dialektform z. T. nicht verständlich), lokaler und regionaler Sagen in Kurzform (2 Seiten), eine Liste der ermittelten Dorfschulzen und Bürgermeister seit dem Mittelalter sowie nützliche Register mit Personennamen sowie mit Orts- und Gebietsbezeichnungen runden diese leistungswerte Heimatgeschichte ab.

Ottokar Luban

PODEWIN, Norbert, und Manfred TERESIAK: „Brüder, in eins nun die Hände ...“. Das Für und Wider um die Einheitspartei in Berlin. – Berlin: Dietz Verlag 1996. 352 S.

Podewin und Teresiak beleuchten ein spannendes Thema der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. 1996 jährte sich ein Datum zum fünfzigsten Mal, das zwischen SPD und früherer SED immer ein Grund blieb für heftigen Streit. Während im Westen der vereinigten deutschen Republik dieses historische Ereignis eine relativ geringe Aufmerksamkeit erfuhr, wurde um so heftiger in Berlin und in Ostdeutschland darüber gestritten. Viele neue Publikationen wurden vorgelegt und viele neue Quellen der Öffentlichkeit präsentiert. Das ist auch mit dieser Publikation nicht anders, die sich dem Vereinigungsprozeß von SPD und KPD in Berlin widmet, das ja einer besonderen besatzungsrechtlichen Situation ausgesetzt war.

Podewin und Teresiak legen ihre Interpretation des Vereinigungsprozesses dar, den sie als eine Art „Gemengelage“ verstehen, „in dem Überzeugungen, Anpassungshaltungen und vielfache Nötigungen, auch durch die Besatzungsmächte, miteinander verschmolzen“. Sie präsentieren insbesondere das Denken der Sozialdemokraten und Kommunisten an der Basis, das in den zahlreichen, teilweise erstmals veröffentlichten Dokumenten zum Ausdruck kommt. Ob dieser Prozeß des Zusammenschlusses von SPD und KPD nun als „Zwangsvereinigung“ gewertet wird oder nicht, erscheint doch heute als ein geschichtspolitisches Nachhutgefecht, das eher der Rechtfertigung des Entwicklungswegs der „westlichen Demokratien“ dient, als es den historischen Prozeß und die besondere Lage beleuchtet.

Zu lernen ist eben aus der Geschichte der Vereinigung von SPD und KPD nicht nur, daß deutsche Kommunisten und sowjetische Besatzungsmacht mehr oder weniger Zwang ausgeübt haben, wobei auch Sozialdemokraten zu Tode gekommen sind. Zur Kenntnis zu nehmen und zu gewichten sind ebenso die undemokratischen Mittel und Formen der Unterdrückung, mit denen die westlichen Besatzungsmächte und Sozialdemokraten eben diesen Prozeß unterminierten. Nach dem verlorenen Krieg befand sich das ganze Deutschland unter der Verwaltung der alliierten Siegermächte, die – auf unterschiedliche Art und Weise in ihrer Ausübung – militärisch gestützt war. Was also „Demokratie“ war, hing vor allem vom Demokratieverständnis der alliierten Mächte ab und ihrem Willen, bestimmten deutschen politischen

Kräften mehr freie Entfaltung zu gewähren als anderen und unliebsame möglichst zu verdrängen und letztlich auszuschalten. Jedenfalls ist belegt, daß sowohl in den Westzonen als auch in der So-

wjetisch Besetzten Zone in der Arbeiterbewegung ein ausgeprägter Wille zur Einheit nach dem Ende des Krieges vorhanden war.

Johannes Klotz

Wissenschaftliche Mitteilung

Tagungsankündigung: „Gespaltene Geschichtsbilder“

Die bundesunmittelbare Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg, veranstaltet am 24. und 25. Februar 2000 im Haus der Geschichte in Leipzig eine öffentliche Tagung zum Thema „Gespaltene Geschichtsbilder in West und Ost? Der Streit um den historischen Ort der Weimarer Republik in Deutschland seit 1945“. Anlaß ist der 75. Todestag von Friedrich Ebert (28. Februar).

Dazu die Vorbemerkung der Veranstalter:

„An Weimar scheiden sich in Deutschland noch immer die Geister. Im Westen Deutschlands formte sich nach 1945 eine Art ‚Elitenkonsens‘ in der Beurteilung der ersten deutschen Demokratie heraus, der seinen Niederschlag im Grundgesetz fand und bis heute fortwirkt. Eine abwehrbereite, funktionstüchtige, repräsentative Demokratie war die Antwort auf jene Mängel der Weimarer Reichsverfassung von 1919, in denen der Parlamentarische Rat eine Ursache des Scheiterns der ersten deutschen Republik sah. Im Verlauf der Jahrzehnte wurde aus dieser Einsicht ein konstituierendes Element des westdeutschen ‚Verfassungspatriotismus‘.“

Ganz anders die Lesart der SED: Im Untergang der ersten Republik erfüllte sich demnach die Logik der von den Sozialdemokraten verratenen Revolution von 1918/19. Die Sozialdemokratie trifft aus dieser Sicht auch die Hauptschuld daran, daß es nicht zur antifaschistischen Ein-

heitsfront kam, die die Machtübernahme Hitlers hätte verhindern können. Da es in der DDR ein Geschichtsdeutungsmonopol der führenden Partei gab, wirkt diese Interpretation in den neuen Bundesländern bis heute nach.

Das wiedervereinigte Deutschland ist mithin ein Land mit einer gespaltenen Geschichtskultur. Das hat Auswirkungen auf das politische Bewußtsein von West- und Ostdeutschen. Anders gewendet: Die Spaltung der Geschichtskultur ist das historische Fundament einer gespaltenen politischen Kultur. Dieser Sachverhalt sollte den Ausgangspunkt des Versuchs bilden, eine Bilanz des Streits um den historischen Ort der Weimarer Republik in Deutschland seit 1945 zu ziehen.“

Folgende Sektionsthemen sind geplant:

I. „Klassenkompromiß“ oder „verratene Revolution“? Die Gründung der ersten deutschen Republik im Widerstreit.

II. Verteidigung der Verfassung oder Vorbereitung der Revolution? Die gespaltenen Arbeiterbewegung und das Scheitern der Weimarer Republik.

III. Lehren aus Weimar: Die Folgerungen der Bundesrepublik und die Sicht der DDR.

Interessierte wenden sich wegen weiterer Auskünfte an die Verwaltung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Untere Straße 27, D-69117 Heidelberg; Tel.: 06221/9107-0, Fax: 06221/9107-10, Internet: <http://www.hd-shuttle.de/stebert>, E-mail: uu1124@stebert.hd-shuttle.de.

Ulrich Graf



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft,
IWK-Redaktion, Ihnestr. 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-2368, Telefax: 030/838-5057

MITTEILUNG über ein Projekt

über den Stand eines bereits angezeigten Projekts Titelverzeichnis Nr.

- 1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

- 2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

- 4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

- 5 **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

- 6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung ...	☐	Habilitationsschrift	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

- 7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

- 8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber	☐	
Bearbeiter/in	☐			Bitte Bezeichnung und Anschrift
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			Bezeichnung und ggf. Anschrift
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9 (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)

Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett

Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4

Jg. 13 (1977) komplett

Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4

Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4

Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett

Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4

Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Uhlenstraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-5056, -2368 Telefax: 030/838-5057
E-mail: iwk@hth-berlin.de

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin